

Laterna Magica.

Von

Aline v. Schlichtkrull.



Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1860.

Man bittet die Rückseite des Umschlags zu beachten.

Laterna magica.



Original-Novellen

von

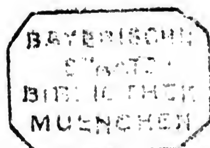
Aline von Schlichtkrull.



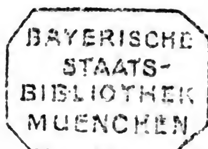
Berlin.

Verlag von A. Vogel & Comp.

1860.







Des Schattenspielers Prolog.

Wenn schwersten Sinn das Leben hegt,
Die Kunst zumeist des Scherzes pflegt!
Drum kommt und schaut an meiner Wand
Der mannigfalt'gen Bilder Tand!
Von lobesamen Heldenthaten
Feinzüngig-kluger Diplomaten;
Von hübschen reu'gen Tänzerinnen,
Für die die Parzen Böses spinnen!
Pastoren, die den Staat regieren,
Minister, die sie irre führen,
Von Lieutenants, die ein Dämchen freit,
Weil stets zu flunkern sie bereit, —
Ein Grund, der, um verliebt zu sein,
Vollkommen g'nügt, — wie auch zum Frei'n!! —
All' diese netten Siebensachen,
— (Zum Weinen, oder auch zum Lachen, —
Ganz wie's dem Publikum beliebt,)
Mein Wunderkasten Euch ergiebt.
Und nagelneu! — denn schon vor Jahren

Hat die galante Welt erfahren
„Mystères de Londres et Paris;“ —
— „Mystères d'un pensionnat“ noch nie, —
Die folglich noch ganz unbekannt; —
Unschuldig zwar, doch auch pikant!! —
Selbst 'ne Regentschaft wird erscheinen,
Nicht wie die uns're, will ich meinen!
Denn sie gehabt sich etwas wild; —
Doch uns're ist der Tugend Bild!!
Dies Alles, hoff' ich, wird Euch locken,
Daß meine Kunst nicht kommt ins Stocken!
Und wenn Ihr Alles angeseh'n,
Könnt Ihr getrost zu Bette geh'n!
Denn was Euch diese Schatten lehren,
Wird euch im Traume nicht beschweren;
Für einen anspruchslosen Sinn
Ein harmlos heiterer Gewinn, —
Mit Weisheits-Maß zwar nicht zu messen,
Doch gut zum fröhlichem Vergessen!! —

Inhalt.

Bunte Welt.

Novelle.

Erstes Buch.

I.

Es war ein Sonntagsmorgen in einer „Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände,“ wie der officielle Titel lautete; — die Leserin kennt und verehrt gewiß mit mir diese modernen Ecouèns, wo junge Damen, Tag für Tag, im Schweiße ihres Angesichts, eine Menge von gelehrten Dingen in ihre Köpfe zwängen, zu dem einzigen Zwecke, sie nach einigen Jahren wieder zu vergessen. Es war ein bedeutungsvoller Tag: in den Kreis der Pensionairinnen sollte heute ein neues Mitglied eingeführt werden, und dieses wichtige Ereigniß setzte natürlich alle Gemüther in Bewegung. Die ganze junge Gesellschaft war im Versammlungssaal, unter der nominellen Aufsicht einer Französin beisammen und flüsterte sich erwartungsvoll seine Vermuthungen über die neue Genossin zu, als endlich Schritte ertönten, die Thür sich aufthat, und eine Dame in den besseren Jahren, gefolgt von einer jüngeren Erscheinung, sichtbar ward, deren Eintritt der Ungeduld des jugendlichen Kreises ein Ziel setzte.

Die ältere Dame war die Schwester und Gehülfin der Vorsteherin Fräulein Lieberkühn; ach, es war Fräulein Babette; aber man vergaß in diesem Augenblick, daß sie die gefürchtetsten zwei Augen in der Anstalt hatte, denn Alles blickte gespannt auf den Ankömmling. Derselbe war ein blasses Kind in Trauer, mit schwarzen glänzenden Haaren und scheinlosen Zügen, zart gebaut; ihre gar zu kleinen Hände und ein leichter Schatten um die veilchenfarbigen Augen deuteten auf Kränklichkeit; die Augen selbst leuchteten in einer gewissen Frühreife, und ihr Blick gemahnte wie die unbewußte Bitte eines kranken Gemüths, es allein zu lassen, weil man doch nicht verstehen werde mit ihm umzugehen.

Fräulein Babette wollte die Kleine eben dem versammelten Mädchenkreise vorstellen, als sie am Fenster Mademoiselle Perrochet gewahrte — eine Respectsperson, welche natürlich den jungen Damen vorgehen mußte; sie neigte sich also zu dem Kinde und fragte mit süßlichem Ton: „Verstehen Sie französisch, Fräulein Caroline?"

„Ein wenig," antwortete das Kind.

„Sie sehen hier also", — sagte Babette in französischer Sprache und mit ceremoniösem Gebahren — „Sie sehen hier, verehrte Mademoiselle Perrochet, unsere neue Pflegebefohlene, Caroline von Bruck. Sie werden der Unbehaglichkeit einer ersten Bekanntschaft

mit dem jungen Mädchen gewiß ein wenig zu Hilfe kommen; ich muß sie leider verlassen, da der Vater der Kleinen bei meiner Schwester ist und meine Rückkehr erwartet."

Trotz dieser Empfehlung entstand nach Babettens Entfernung eine höchst uncomfortable Pause. Niemand verspürte Muth und Lust, das blasse, zarte, scheue Mädchen anzureden. Man war enttäuscht. So viel war klar, in Carolinen erhielt man keine Theilnehmerin etwaiger lustiger Streiche, nach denen sich Jedes hinter der langweiligen Vornehmheit der Pensionatsetikette sehnte.

Die Französin schlug sich endlich ins Mittel.

„Sie verstehen also meine Sprache?" sagte sie; „Sie werden sich hier gewöhnen müssen, sie immer zu reden. Haben Sie schon einen französischen Lehrer oder eine Bonne gehabt?"

„Ich hatte eine, als ich ganz klein war!" entgegnete Caroline. „Später hatte meine Mutter mich unterrichtet."

„Es fällt Ihnen wohl recht schwer sich von Ihrer Mutter zu trennen?" fuhr die Französin fort; „aber Sie müssen Muth fassen! Ein paar Jahre vergehen schnell, und ein frohes Wiedersehen wiegt eine lange Trennung auf."

Zum ersten Mal machte Caroline eine unwillkürliche, etwas heftige Bewegung.

„O, ich hoffe wohl, daß ich sie wiedersehen werde!" sagte sie mit eigener Hast und Inbrunst.

„Ihre Mama hat Sie wohl nicht nach der Residenz begleitet?" fuhr die Französin mit unbefangener Theilnahme fort.

Caroline wollte den Flor hinwegbringen, der sich über ihre Augen legte; sie ward sehr blaß dabei.

„Meine Mutter ist todt!" stammelte sie nach einer Pause.

Die Perrochet schwieg ganz plötzlich. Ihr gutes Herz errieth die Qual, die sie unwissentlich bereitet hatte. Ein Blick auf die Trauerkleider des Kindes gab ihr ein Gefühl des Zornes gegen sich selbst.

Doch in demselben Augenblick verwandelte sich auch die Stimmung unter den Altersgenossinnnen; eine kurze bewegte Pause trat ein; es war eine allgemeine Annäherung der Herzen. Ein großes Mitleid, tief empfunden von all' den jungen Seelen, die eine Mutter liebten und noch zu verlieren hatten, zog um die Waise einen magischen Kreis. Ein hübsches, sechszehnjähriges Mädchen, voll anmuthiger Freundlichkeit, trat aus der jugendlichen Phalanx hervor, bereit zu capituliren.

„Ich dächte, Sie erlaubten mir, Sie in unsere Mitte zu führen und Ihnen unsere Namen zu nennen!" sagte sie; „ich bin Cecilie Mara; jene dort ist meine Schwester Luise, vor der ich Sie gleich zu Anfang

als einem Querkopf erster Sorte warnen will; dort steht Marie von Thale, die Gelehrte der Pension, sie thut es allen unseren Professoren zuvor, und hier unsere kleine Polin Theophila ist aus dem Grunde ihre bitterste Feindin geworden. Aber ich ermüde Sie! — Nicht wahr! Sein Sie aufrichtig! — Ich darf Sie doch Caroline nennen? — Wir nennen uns hier Alle mit unsern Vornamen!"

„O gewiß!" flüsterte das Kind.

Hier, ganz zu Unzeit, trat Fräulein Babette wieder ein. In einem Nu zerstoben die sich bildenden Gruppen.

„Wir werden noch nicht die Freude haben, schon heut zu diesem lieben Kinde mit vollem Rechte: „unsere Caroline" zu sagen, — bemerkte Babette; „ihr Vater wartet unten auf sie, um sie uns für diesen Abend noch zu entführen."

„Wo wird denn Caroline schlafen?" rief Luise Mara plötzlich, indem sie ihren, von dicken, rings herum abgeschnittenen Haaren umgebenen Kopf mit fast erschreckender Schnelligkeit gegen Babette wandte.

„Das Fräulein könnte sich wohl um Dinge bekümmern, die sie näher angehen!" war die Antwort. „Morgen beginnt das neue Semester; ich wette, sieben Achtel ihrer Ferienarbeiten sind noch nicht gemacht."

Luise verzog die Oberlippe zu einem spöttischen Ausdruck und schoß einen funkelnden Blick auf Caro-

line, dessen Bedeutung diese jedoch eben so wenig verstand als den Grund der strengen Rüge, durch welche Fräulein Babette eine scheinbar ganz unschuldige Frage zu strafen für gut befunden hatte. Doch blieb ihr keine Zeit darüber nachzudenken, denn Babette nahm sie bei der Hand und leitete sie, mit dem Bedeuten, der Mademoiselle Perrochet ein Compliment zu machen, zur Thür hinaus.

„Du wirst Dich schnell meiner Schwester empfehlen!" sagte sie und zog Caroline in ein elegant ausgestattetes Zimmer, wo Fräulein Lieberkühn eben Anstalt machte, sich auf ein Kanapee zur Nachmittagsruhe niederzulegen. Die Vorsteherin fuhr mit einem halb huldreichen, halb verlegenen Gesicht empor, — es entsprang vielleicht aus der Erinnerung, daß sie vorhin in Carolinens Gegenwart zu ihrem Vater gesagt, sie schliefe nie Nachmittags und selten Nachts, weshalb sie im Stande sei, ihre Zöglinge unausgesetzter als irgend ein andrer auf der Welt zu überwachen.

Ob Caroline daran dachte, ist zu bezweifeln; ob sie überhaupt etwas dachte, als sie, auf Fräulein Babettens Befehl, der aus der winkenden Umarmung des Schlummergottes aufgeschreckten Dame Vorsteherin die Hand küßte, bezweifle ich gleichfalls; so viel ist gewiß, daß sie, indem sich ihr leichter Schritt die Treppe hinab verlor, ein Gefühl, als ob sie dem Hades entronnen sei, gleichzeitig aber auch das Bewußtsein hatte,

daß hinter ihr die Pforten gähnend offen blieben und sich in kürzester Kürze für immer hinter ihr schließen würden, — — für drei ganze schreckliche Jahre wenigstens, was bekanntlich für ein Kind von zwölf Jahren mit der Ewigkeit ziemlich gleichdeutend ist.

II.

In einer eleganten Equipage hielt vor der Thür des Hauses Herr von Bruck und wartete auf Carolinen. Er hatte den linken Arm durch den Bequemlichkeitsriemen gezogen und umfaßte mit der Rechten ein leichtes spanisches Rohr mit einem Knopf von schwarz emaillirten Golde. Als das Kind an seiner Seite saß, rief er dem Kutscher zu, ins Hôtel zu fahren, und lehnte sich dann in eine Ecke des Wagens, während Caroline zum Fenster hinaus auf die glänzenden Straßen schaute, wo in die einbrechende Dunkelheit die langen Lichtzeilen der Laternen bereits ihre magischen Reflexe warfen. Vor dem Hôtel angelangt, öffnete er selbst den Schlag, begleitete seine Tochter auf sein Zimmer und fragte, in Gegenwart eines Kellners, ob sie irgend etwas wünsche.

„Wir haben über den Abend zu verfügen; auf welche Art wünschest Du ihn zu verbringen? — Entscheide!“ — und er reichte dem Kinde den auf dem Tische liegenden Tagestelegraphen, den Vergnügungsanzeiger der Residenz.

„Ganz, wie es Dir gefällt!“ entgegnete Caroline, nach einem schüchternen Blick auf das große Blatt dasselbe ihrem Vater zurückgebend.

Herr von Bruck warf einen flüchtigen Blick hinein.

„Da ist ein neues Ballet angezeigt — aber ich war so lang' nicht in der Residenz, daß ich nichts mehr von ihren Celebritäten weiß; ist das Ballet in diesem Augenblick erträglich?

Der Kellner sah Herrn von Bruck mit einem Blicke an, in dem ein Compliment verborgen lag; er schien es kaum zu glauben, daß der Herr Baron lange nicht in der Residenz gewesen sei. Und in der That ließ die feine schlanke Gestalt, das blasse Gesicht, mehr noch die stille, kalte, vornehme Eleganz seines Wesens, eher auf einen beständigen Aufenthalt in der Hauptstadt, als auf die Existenz eines Landedelmannes schließen. Und doch mußte Herr von Bruck ein solcher sein; er stand als Gutsherr im Fremdenbuch und kam direct von seiner Besitzung.

Dies alles ging durch den Kopf des Kellners, während Herr von Bruck die Frage nach der Beschaffenheit des Balletes that.

„O!“ sagte er mit Verbeugung — „wir besitzen in diesem Augenblick die erste aller Tänzerinnen; ich versichere Ew. Gnaden, daß jedes Lob der Mademoiselle Livia weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß!“

„Also ins Ballet!“ sagte der Baron, indem er an den Tisch trat, um ein Glas Limonade zu mischen.

Der Kellner ging; Herr von Bruck netzte die Lippen, als ob es mitten im Sommer sei, langsam mit dem kühlenden Getränk, während Caroline, noch im Hut und Mäntelchen, fröstelnd am Kamin stand und ihre kleinen, in den engen, schwarzen Glacéhandschuhen noch kleiner erscheinenden Hände am Feuer zu wärmen suchte.

Plötzlich wandte Herr von Bruck sich zu ihr.

„Caroline ich habe Dich nun dieser Fräulein Lieberkühn vorgestellt: hat sie Dir gefallen?“

Caroline war ein wenig zusammengefahren; ihr Vater sprach so selten mit ihr, es machte sie fast bestürzt.

„Sie ist gewiß recht gut; ich werde mich bemühen ihre Zufriedenheit zu erlangen.“ —

„O, ich zweifle nicht daran!“ unterbrach Herr von Bruck, als ob der Gedanke Beleidigung sei, daß sein Kind nicht allen Ansprüchen einer Pensionatsvorsteherin genügen könne, — „es kommt darauf an, ob Du Dich bei ihr wohl fühlen wirst; ich verlange hierüber volle Wahrheit in Deinen brieflichen Berichten. Ich wünsche, daß die Genossenschaft junger Freundinnen Dein Gemüth erheitern möge; Deine Traurigkeit thut mir weh. Ordne jetzt Deinen Anzug; versuche froh zu sein, Du bist noch jung genug dazu.“ — Hier brach Herr von Bruck ab, nahm einen Sessel und begann

in seinem Taschenbuche zu blättern, wo er mit Briefen und Banknoten, Visitenkarten und Notizen wohl eine Viertelstunde lang beschäftigt war, bis der Lakai meldete, daß es Theaterzeit und der Wagen vorgefahren sei.

In wenigen Minuten war man im Opernhaus.

Sie traten in die Loge. Der Vorhang war eben aufgegangen; ganz überrascht schloß Caroline im ersten Moment die geblendeten Augen. Sobald sie saß und Herr von Bruck sich überzeugt hatte, daß ihr Platz so gut als möglich sei, achtete er nicht mehr auf sie. Die Hand mit dem schwarzen Opernglas auf den rothen Sammet der Balustrade gestützt, musterte er einen Augenblick lang die prachtvollen Wände und Deckengemälde des lange nicht gesehenen Raums. Ueber sein blasses, feines, noch junges Gesicht legte sich ein finsterer Schatten, wie eine schwere und dunkle Erinnerung, — schwerer und dunkler noch im Gegensatz zu dem Orte der Pracht und Lust, wo sie ihn übermannte. An einer Stelle hafteten seine Blicke länger als an anderen; es war die Loge des diplomatischen Corps. Plötzlich ward ein Glas auf ihn gerichtet; ein Mann mit kahlem Kopf grüßte herüber; Herr von Bruck sah es, starrte einen Augenblick hin, warf dann heftig den Kopf herum ohne den Gruß zu erwidern und stand auf; im Hintergrund der Loge war ein Spiegel, welcher seine anziehende,

feine, sechsunddreißigjährige Schönheit, nur gehoben durch die zu ihr so passende Trauertoilette, in dem Diamantfeuer der Lüstres und Lampetten wiedergab. In demselben Augenblick erbebte das Haus unter einem Sturm von Bravorufen; Blumen und Kränze flogen auf die Bühne. Herr von Bruck mochte in früheren Jahren ähnlichen Begeisterungen einen ähnlichen Tribut gezollt haben; jetzt begriff er sie nicht mehr. Es ist schrecklich, gewisse Thorheiten zu überleben, die ihrerseits nicht aussterben; man merkt daran, daß man selber alt wird, während die Welt ringsumher jung geblieben ist.

Endlich wich der Lärm des Enthusiasmus der gewöhnlichen Theaterstille, und Herr von Bruck blickte auf die Bühne nach dem Gegenstand der öffentlichen Schwärmerei.

Er gewahrte ihn in einer jungen und schönen Tänzerin, welche ziemlich vorn an den Lampen, vom hellsten Lichte beschienen, stand und sich anmuthig nach einem Rosenkranz bückte, der, aus der Diplomatenloge kommend, ihr zu Füßen gefallen war.

Sie nahm den Kranz, prüfte ihn mit den Blicken, verbeugte sich mit der Anmuth einer Hebe und drückte ihn dann auf die blonden Haare, die ohne andern Schmuck als ihr eigenes Gold, in kurzen Ringellocken um das blendende Antlitz flogen.

Herr von Bruck schoß einen kurzen Blick nach der

erwähnten Loge, wo der Mann mit kahlem Kopf, über die Brüstuug gebeugt, den Pas der Tänzerin folgte, und schaute dann, seinerseits, den rosenfarbenen Schleiern der Tänzerin nach, welche, eine fliegende Rose mit einem Menschenantlitz, mit den freien wundervollen Bewegungen, welche nur der höchsten Schönheit möglich sind, über die Bühne flatterte. Sie war ganz in rosenfarbigen Crêpe gekleidet; die rothen Rosen im Haar gemahnten an den Schmuck der antiken Gastmähler, welche die schönste Sinnlichkeit mit der reinsten Vergeistigung zu paaren wußten; die rothe Schärpe flatterte selig um den schlanken Leib; die rosenfarbenen Schuhe berührten kaum die Bretter. Die Züge des Gesichts schienen zu fein für die Bühne zu sein. Mademoiselle Livia konnte zwanzig Sommer zählen, und ihre blühende Jugend war frisch wie die Rosen an ihrer Brust.

„Wahrlich, wahrlich!" sagte Herr von Bruck bewundernd, — „ein schönes Weib!" — Er sah sie an, wie sie, ohne einen Augenblick lang die keuscheste Anmuth zu verletzen, ihre Pas und Pirouetten ausführte, und starrte noch immer auf die Bühne, als sie, von dem ganzen Corps de Ballet gefolgt, bereits hinter den Coulissen verschwunden war.

Das Theater ging zu Ende. Um nicht so sehr ins Gedränge zu kommen, verließ Herr von Bruck die Loge vor dem Schluß. Als er in die noch leeren

Corridore trat, ward plötzlich eine Thür dicht neben der seinen aufgestoßen, und mehrere junge Männer stürmten heraus, dem Ausgang zu.

„Geschwind, wenn wir noch zur rechten Zeit kommen wollen!" rief einer von ihnen. „Sie pflegt nicht lange vor der Thüre zu verweilen!"

„Der Nebenbuhler kommt dem Minister früh! — Ei, ei, was wird er sagen?" lachte ein Zweiter.

Langsam folgte Herr von Bruck. An dem Portal des Opernhauses angelangt, mußte er still stehen, weil dieselbe Gruppe von Männern ihm den Ausgang versperrte. Es schien als ob ihr Humor durch irgend welchen Zwischenfall einen Stoß erlitten habe. Den Hut tief ins Gesicht gedrückt und bis zum Kinn in einen Zobelpelz gehüllt, lös'te sich eine hohe Gestalt aus ihrer Mitte los. Ihr folgte ein schlanker, schöner Mann von vier oder fünf und zwanzig Jahren, auf dessen südlich gefärbtem Antlitz das Roth des Unmuthes und der Verwirrung glühte. — Indem Beide an Herrn von Bruck vorüberschritten, sagte Ersterer zu Letzterem in spanischer Sprache:

„Sie werden mich verpflichten, Don Gonzalez, wenn Sie mit dieser Tänzerin kein Verhältniß suchen. Sie kennen das meinige zu ihr. Ich schmeichle mir nicht, sie vor Versuchungen bewahren zu können, aber ich thue es, so viel ich kann."

Betroffen blickte Herr von Bruck empor. Die

Stimme kannte er! — auch die Gestalt! Mit allen Zeichen innerer Bewegung blieb er, unentschlossen, unter dem Portal stehen, vor dem so eben ein elegantes Cabriolet mit himmelblauen Fensterblenden von dannen fuhr.

Plötzlich wandte der Mann sich um: die Erkennung war gegenseitig.

„Sie wieder hier? Seit wann, mein Gott, seit wann?"

„Seit gestern!" erwiederte Herr von Bruck, indem er langsam dem Händedruck des Fremden entgegen kam.

„Auf längere Zeit?"

„Auf einige Tage!"

„Und die Veranlassung? Verzeihen Sie die Indiscretion der Freundschaft; Sie kennen hoffentlich mein Herz!"

Herr von Bruck hob die Augen mit einem Ausdruck auf, der in der That bekundete, daß er es kenne.

„Ich habe vor einem halben Jahre meine Gattin durch den Tod verloren, — ich habe meine Tochter hier in eine Erziehungsanstalt gebracht und gehe nun auf einige Jahre ins Ausland — auf Reisen. Aber gestatten Sie mir meinen Wagen zu rufen; meine Tochter könnte sich erkälten."

„Wohin fahren Sie?"

„In die Pension meiner Tochter."

„Ich begleite Sie! Wo ist es?" fragte der Fremde.

Der Herr von Bruck nannte die Adresse.

„In der Pension der Fräulein Lieberkühn? — O! — da werde ich öfters Gelegenheit haben sie zu sehen!"

Und der Fremde heftete zum ersten Male den Blick auf Carolinens blasses Kindergesicht, welches sich, sie wußte nicht wie, — bei Anhörung seiner Worte mit einem feinen Roth bedeckte.

III.

Als Caroline in die Räume der Erziehungsanstalt trat, erwartete sie Niemand als die Haushälterin, indem die Damen Lieberkühn in eine Gesellschaft gefahren und Mademoiselle Perrochet und alle Uebrigen bereits zur Ruhe waren. Die Haushälterin führte sie durch eine lange Reihe leerer Gemächer, deren wüster Anblick sie anfröstelte; öffnete in einer Stube, die ihr als die ihrige bezeichnet ward, die verschiedenen Fächer einer alten Chiffonière, wies ihr eine wurmstichige Waschtoilette an und sagte ihr, was sie bereits wußte, daß sie dies Zimmer mit Fräulein Babette Lieberkühn zu theilen habe.

Caroline nickte zum Zeichen des Verständnisses, sagte mechanisch gute Nacht und blieb dann stehen, ohne zu wissen, was sie nun eigentlich beginnen solle. Zu Hause hatte sie sich um die Dinge ihrer äußeren Existenz nie bekümmert. Die Jungfer war im rechten Augenblick gekommen, um sie an- und auszuklei-

den; sie hatte nie versucht, es selbst zu thun. Von einer unsäglichen Traurigkeit übermannt, blieb sie vor dem kleinen, vergitterten Fenster stehen, welches oberhalb der gegenüberliegenden Hofgebäude nur ein kleines Stück des dunklen Nachthimmels sehen ließ, wo unter kalten, im Winde hin- und herziehenden Regenwolken ein halb im Nebel ertränktes Sternbild schwamm. Allein! — ganz verlassen! — die Mutter todt, der Vater, kalt hinausziehend in die Fremde, sein Kind zurücklassend unter Fremden! — Wer wird die junge Seele bewachen, das junge weiche Herz beschützen? Sie steht und läßt, übermannt von dem unbeschreiblichen, heiligen Schmerz der Hülflosigkeit, der als ewige Wehmuth durch die Natur zieht, das zarte Haupt mit seinen reichen, schwarzen Flechten in die kleinen Hände sinken.

Da plötzlich rauscht es hinter ihr. Sie fährt auf; sie fühlt sich an einem Zipfel ihres schwarzen Kleidchens festgehalten.

Erschrocken wendet sie sich um. Ein magerer brauner Arm ist das Erste, was ihr in die Augen fällt. Dann gewahrt sie hinter der Sophalehne einen braunen Kopf mit zwei funkelnden Augen und dicken kurzen Haaren, dann endlich die ganze, in der unbequemsten Lage zusammengekauerte Gestalt eines hageren, lang aufgeschossenen Geschöpfs von vierzehn Jahren, mit gelbem Teint, dunkelrothen Lippen und blitzen-

den Zähnen, kaum bekleidet, ohne Strümpfe und Schuhe eher einer kleinen wilden Hexe oder Affenkatze, als einer jungen Dame aus einer Pensionsanstalt unseres Jahrhunderts ähnlich.

Dennoch gehört sie zu letzterer Gattung und ist die uns bereits bekannte Luise Mara.

„Mein Gott! Sie haben mich recht erschreckt!" sagte Caroline, die ganz zitternd stehen blieb.

Mit einem Sprunge war Luise jetzt hinter ihrem Sopha hervor, mitten im Zimmer.

„St!" zischte sie, indem sie mit wahrhaft schreckhafter Beweglichkeit zur Thüre flog und blitzschnell den Riegel vorschob — „ich habe mich hier versteckt, um Ihnen Etwas zu sagen: wir haben Zeit! — Die Lieberkühns sind aus, und die Uebrigen schlafen! Aber Sie müssen mich ums Himmels willen nicht verrathen! — an Niemanden! — selbst meine Schwester Cecilie nicht!"

„Mein Gott!" rief Caroline — „aber warum diese Heimlichkeit?"

„Meinen Sie denn, daß man hier frei mit einander verkehren darf? — O!" — rief Luise; „da sind Sie sehr im Irrthum! Das boshafte Geschöpf, die Babette, die hat der Satan selber aus der Hölle geblasen und ihr eine Commandite auf der Erde anvertraut; denn wahrhaftig dies Haus ist eine junge Hölle, und damit ist noch viel zu wenig gesagt! — Ich will

Sie nur warnen; denn ich sehe, Sie sind ganz unerfahren! — Jetzt sind Sie z. B. bestimmt der Spion der Anstalt zu werden, wie wir alle gewesen, — denn so fängt es an; auf diese Weise sind wir alle verdorben worden!"

Caroline stand regungslos und fand kein Wort.

„Sind das Ihre Koffer?" fragte Luise, indem sie auf das am Boden stehende Gepäck deutete.

Caroline bejahte stumm.

„So lassen Sie uns auspacken und Alles in Ihre Schubfächer legen; es giebt sonst gleich zu Anfang Unannehmlichkeiten."

Caroline reichte, ohne zu sprechen, ihrem seltsamen Schutzgeist die Kofferschlüssel, und sah in stummer Bestürzung über Alles, was ihr widerfuhr, wie Luise mit dampfähnlicher Geschwindigkeit den Inhalt des Koffers in die Chiffonière verpflanzte, Alles in zehn Minuten und mit großer Umsicht und Ordnung, wobei sie noch Zeit behielt, bei jedem Stück wenigstens eine überflüssige Bewegung zu machen.

„So!" — sagte sie — „jetzt ziehen Sie sich aus. Ich werde Ihnen behülflich sein." Mit diesen Worten begann sie ohne weiteres Carolinen zu entkleiden.

„Aber ziehen Sie doch irgend Etwas an!" versetzte Caroline, nicht ohne Erröthen auf Luisens defecte Toilette blickend. „Sie müssen sich furchtbar erkälten

— und dann! — Wie wollen Sie unbemerkt wieder in Ihr Zimmer gelangen?"

„Ich? — über den Balkon, durchs Fenster!" rief Luise lachend. Ich klettere wie eine Katze, und der Weg ist mir vollkommen geläufig. Ich bin nicht umsonst seit meinem achten Jahre in der Pension."

Caroline schüttelte schweigend den Kopf und ließ sich, fast unbewußt, die Dienste, welche Luise mit einer Fertigkeit versah, als sei sie eigens dazu erzogen worden, gefallen. Mit ungemeiner Muskelkraft begabt, schien sie durch nichts zu ermüden und war fortwährend, auch wo nichts sie dazu herausforderte, ein vollständiges perpetuum mobile.

„So!" sagte sie, indem sie dann rasch ein Kleid überwarf — „jetzt können wir noch eine Viertelstunde vernünftig mit einander reden. Ich warne Sie vor allen Dingen vor ihrer Schlafgenossin, Babette; Sie werden bald sehen, was für eine Pflanze sie ist; fürs Erste brauchen Sie die Vorsicht: nichts von Allem, was sie sagt, zu glauben und nichts von Allem, was sie befiehlt, zu thun. Nun, nur nicht traurig! — Das ist nicht anders in den Pensionen! Elternlos und unerzogen — Du lieber Gott! — da muß man sich Manches in der Welt mit ansehen!"

„Sie haben also auch keine Eltern?" unterbrach Caroline mit einem plötzlichen Anflug von Sympathie.

„Auch!" wiederholte Luise. — „Hm! Sie haben

doch noch einen Vater; ich aber habe nie einen gehabt; ich bin die jüngste von meinen Geschwistern und verlor meine beiden Eltern in der Wiege."

„Haben Sie denn außer Cecilien noch mehr Geschwister?"

„Noch eine Schwester, die hier am Theater Tänzerin ist."

„Doch nicht die schöne Mademoiselle Livia —?"

„Ja, gerade die!" antwortete Luise. „Sie ist hübsch, nicht wahr? Aber doch versichere ich Ihnen, wenn ich Tänzerin geworden wäre, ich hätte mit meinem häßlichen Gesicht noch mehr Furore gemacht als sie."

„Nun warum sind Sie es denn nicht geworden?" fragte Caroline, etwas ungläubig ob der Behauptung, die ihr durchaus unwahrscheinlich erschien.

„Ich habe einen Vormund, der will es nicht, — und dennoch, wüßte er nur, wie es hier eigentlich zugeht, er gäbe mich noch heute in die erste beste Balletschule. Indessen ich mache mich nicht zum Verräther, ich würde mir nur den Mund verbrennen; was haben diese Lieberkühns nicht für Mittel, den Leuten Sand in die Augen zu streuen! Ich finde privatim schon Wege genug, mich für mein Hiersein an den alten Megären zu rächen; und die Wirthschaft hier ist mitunter äußerst spaßhaft, das kann ich Sie versichern!"

„Warum behält Ihr Vormund Sie denn nicht bei sich?" fragte Caroline ganz entsetzt.

„Warum behält Ihr Vater Sie nicht bei sich?“ gab Luise im Tone halber Beleidigung zurück. „Mein Vormund hat zu viel zu thun. Er ist der spanische Gesandte hier am Hof. Er heißt Dagobert. Dagobert, Marquis von Villafranca!“

„Was Sie sagen!“ rief Caroline. „Diesen Namen habe ich von meinem Vater oft, oftmals gehört!“

„Da hat Ihr Vater wohl nicht immer auf dem Lande gelebt?“

„Nein!„ sagte Caroline; „er ist einmal Minister gewesen.“

„Und warum ist er es nicht geblieben!“ rief Luise mit ihrer rastlosen Beweglichkeit.

„Das weiß ich nicht; ich glaube, er hat viel Unglück gehabt. Aber wo waren denn Sie bis zu Ihrem achten Jahr? Sie sind wohl keine Deutsche?“

„Ich stamme aus Madrid;“ antwortete Jene, — „mein Vater war ein Spanier, meine Mutter eine Deutsche. Mein Vater gehörte zu dem diplomatischen Corps und reis'te häufig; geboren sind wir Gott weiß wo. Aber“ — — (in diesem Augenblick schlug die Uhr die erste Stunde nach Mitternacht) — „ich muß jetzt fort; ziehen Sie die Decke über den Kopf und lassen Sie sich nichts merken.“

Mit einem Satz war der koboldische Gast am Fenster, Caroline fühlte eine Secunde lang einen scharfen Luftzug sie anwehen; sie richtete sich auf — Luise war

verschwunden. Sie hätte aufstehen und Fenster und Thüren untersuchen mögen, aber sie empfand bei jeder Bewegung eine Furcht, besonders vor Fräulein Babette, die ihr wie eine Art fabelhaften Ungeheuers erschien. Plötzlich hörte sie Geräusch an der Thür; mit zitternder Hand löschte sie die Lampe; im nächsten Augenblick trat Fräulein Babette ein. Caroline hörte am Rauschen ihres seidenen Kleides, daß sie sich näherte und wieder wegging, als sie sie scheinbar schlafend fand.

„Gott sei Dank!" dachte das Kind — „sie wird mich wenigstens nicht küssen!"

Und mit diesem verworrenen Gedanken schlief sie endlich ein.

IV.

Am nächsten Morgen ward Caroline um sechs Uhr durch die Haushälterin geweckt, welche einen Lichtstumpf anzündete und ihr damit über das Gesicht leuchtete, so daß sie davon erwachte. Verwirrt fuhr sie auf und begann sich anzukleiden. Es war recht mühsam, besonders machte ihr ihr langes weiches Haar zu schaffen, hätte ihre Mutter noch sehen können, wie viel von den Flechten ihres Lieblings dem unbarmherzigen Kamm zur Beute ward, ihr Herz würde darüber geblutet haben. Endlich war sie fertig und begab sich in den Versammlungssaal, wo rund um den Früh-

stücksstisch, lernend und essend, eine Anzahl von Mädchen patrouillirte, die durch gleichzeitiges, halblautes Repetiren ein sinnverwirrendes Geräusch verursachten. Andere beschäftigten sich mit Landkarten, Herbarien und dem Lectionsplan, indeß eine achtjährige Kleine das Piano öffnete und Tonleitern zu üben begann, welche sich mit den gleichzeitig aus zwei anstoßenden Zimmern herüberklingenden Tönen der Sonate pathétique und eines bekannten Döhler'schen des-dur Nocturno zu einem Trio vermischten —

„So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

Von dem betäubenden Lärm übermannt, glaubte Caroline im ersten Augenblick Gehör und Verstand zugleich zu verlieren. Aus ihrer Erstarrung riß sie indeß Luise Mara, welche mit einer gewissen frechen Miene auf sie zutrat, sie wie eine alte Bekannte mit den Worten begrüßte: „Ja, ja, das ist die Art und Weise, wie man hier sein musikalisches Ohr verbessern lernt!" — sodann auf die ungezogenste Weise die Anfangsstrophe des besagten Nocturno nachsang, das am Klavier beschäftigte Mädchen vom Stuhle weg dirigirte und selbst zu spielen begann, — aber in der That so schön und mit schon so vollendeter Technik, daß Caroline, seltsam überrascht, in das Gesicht dieses scheinbar eben so begabten als verdorbenen Mädchens blickte. Luise achtete nicht hierauf. Sie durchlief in einer hal-

den Stunde wohl ein Dutzend Pièccen mit einer gewissen energischen Gründlichkeit, stand dann auf um ihr Frühstück einzufordern, welches sie in großen Bissen verschluckte; suchte dann ringsherum nach einem Taschentuch und schlug einem großen Mädchen, welches sich über den von ihr verursachten Lärm beklagte, so blitzschnell ins Gesicht, daß es weinend und mit blutender Nase zur Thür hinauseilen mußte.

In diesem Augenblick thaten sich die Thüren der verschiedenen Classen auf; hereintrat die Vorsteherin, Fräulein Lieberkühn, mit ihrer Schwester Babette, und nahm am oberen Ende des großen Schultisches Platz. Beim Eintritt dieser Damen gerieht das versammelte Personal in Stockung, wie wenn plötzlich das bewegende Rad an einem Marionetten-Theater still steht. Man hörte ein verhängnißvolles Räuspern. Caroline fühlte einen Kniff am Arm und gewahrte Luise Mara, welche hinter ihrem Rücken, nach der Richtung der Vorsteherin hin, Gesichter schnitt.

Nach Beendigung einer dem beginnenden Semester geltenden Standrede, welche auf Niemanden sonderlichen Eindruck zu machen schien, entfernte sich die Vorsteherin und überließ ihren Platz an Fräulein Babette. Diese rief nach einander die einzelnen heran, um jeder im Flüstertone mit einer Themismiene einige Worte zu sagen, welche sich auf die im vergangenen Halbjahre vorgekommenen Unzufriedenheiten bezogen. Dar-

über ward es Mittag, die Kinder zerstreuten sich in dem mit einer Turnanstalt verbundenen Garten; Luise, die im Turnen Meisterin war und diese Uebung leidenschaftlich liebte, wollte Caroline mit sich fort ziehen, als plötzlich Babette sie mit einer Fingerspitze berührte.

„Fräulein Luise!“ sagte sie mit einem ihr eigenen süßsauren Ton, — „Ihnen Ihr Sündenregister vorzuhalten, dazu ist allerdings heut keine Zeit mehr: ich wollte nur einstweilen fragen, was Sie gestern Abend in meinem Zimmer zu suchen gehabt.“

„In Ihrem Zimmer, ich?“ entgegnete Luise so frech als möglich; „das ist wohl ein Irrthum, ich bin froh, wenn ich an Ihre Stube nicht zu denken brauche, Fräulein Babette.“

Babette wurde ganz blaß, oder vielmehr ganz grün und blau bei diesem Wort — blaß war sie nämlich immer.

„Wem gehört denn dieses Schnupftuch?“ fuhr sie fort, indem sie ein prächtiges, mit Spitzen besetztes Tuch, mit den in auffallend schöner Stickerei gearbeiteten Buchstaben L. M. aus der Tasche zog.

Beim Anblick des Tuches erschrak Luise, und ihre Augen wanderten zwei Secunden lang hin und her; Cecilie, welche daneben stand, blickte befremdet auf das sehr schöne Tuch, das sie an ihrer Schwester nicht

kannte und wie es zu tragen in der Pension eigentlich verboten war.

„Nun, es wird wohl das Deinige sein!“ sagte sie; „Du warst ja den ganzen Morgen auf der Jagd nach einem Taschentuch.“

Luise hatte sich jetzt gefaßt.

„Und wenn es auch das meinige wär' — und es ist das meinige!“ rief sie, indem sie Babetten das Tuch entriß, — „wer sagt deshalb, daß ich in der Stube gewesen sei, wo man es gefunden? So viel versichere ich Sie, Fräulein Babette: das Gebot, Ihr Zimmer nicht zu betreten, ist das einzige welches ich von Grund der Seele gern befolge!“

Sie schoß zur Thür hinaus und schwenkte, wie zum Hohn, das Tuch als Trophäe hoch in der Luft vor sich her. In äußerster Verlegenheit stand Caroline daneben.

„Caroline,“ flüsterte Babette — „Sie haben sie nicht gesehen, mein Kind? — Sie hat nämlich die Manier, sich jeder neu Eintretenden zu bemächtigen, — ich vermuthete wirklich schon, daß sie sich eingeschlichen, um es mit Ihnen ebenso zu machen — was mir leid thun sollte, Ihretwegen, auf die ich ganz besondere Hoffnungen setze.“

Caroline war nicht im Stande etwas zu erwidern. Sie glaubte, daß Babette eine Bewegung gegen sie machen wolle, und wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„O!“ sagte Babette — „Sie gutes Kind sind noch so scheu und traurig; Sie müssen rechtes Zutrauen zu mir fassen! Die Freundschaft mit den jungen Mädchen ist doch nur haltlos und unbeständig; meine Schwester und ich dagegen werden Ihnen, der Mutterlosen, eine Stütze fürs Leben sein. Und auch wir brauchen Jemanden, der sich besonders innig an uns schließt. Denn die meisten dieser jungen Mädchen sind tückische, träge und leichtfertige Geschöpfe. Mit aller Mühe kann man sie nicht beaufsichtigen, wie man möchte, wenn man, wie wir, ihr Bestes wünscht. Wir brauchen Jemanden aus ihrer Mitte, vor dem sie sich nicht verstellen — der die Gabe der Beobachtung und Liebe genug besitzt, uns das Beobachtete mitzutheilen —“

Hier blickte Babette auf und hielt etwas betroffen in ihrem Redeflusse inne.

Caroline, die Luisens Prophezeiung so wörtlich wahr werden sah, hatte den Kopf in die Hände gesenkt und weinte, lautlos, aber so, als ob das Herz ihr brechen wolle.

Etwas verlegen stand Babette auf und suchte Carolinen den Blicken der noch im Zimmer Anwesenden zu verbergen, als der plötzliche Wiedereintritt der Vorsteherin die Scene unterbrach.

„Der Herr Baron von Bruck und die Excellenz!“ sagte diese hastig. „Der Baron von Bruck will von

seiner Tochter Abschied nehmen. Laß mir jetzt dieses Kind und sieh, daß nach Luisen geschickt werde."

Sie war so eilig oder so zerstreut, daß sie Carolinens Erregung nicht bemerkte. Diese, froh von Babetten loszukommen, folgte der Vorsteherin zu ihrem Vater, der sie mit einem kalten und scharfen Blick auf ihre gerötheten Augen empfing.

„Du hast geweint?" war seine erste Frage.

Caroline senkte die Augen und erwiderte nichts. Die Vorsteherin verließ das Zimmer.

„Das viele Weinen ist eine üble Angewohnheit!" sagte Herr von Bruck mit einiger Strenge im Ton. „Du mußt Dich davon zu befreien suchen."

Das Leben hängt an Zufälligkeiten. Caroline hätte vielleicht den Muth gefunden ihrem Vater ihre zwölfstündigen Beobachtungen mitzutheilen, wenn nur ein Hauch von Zärtlichkeit seinerseits diesem Wunsch entgegengekommen wäre. So aber fand sie kein Wort, seufzte tief und trocknete die Augen.

„Du siehst," fuhr Herr von Bruck dann fort, indem er auf einen abseits stehenden Mann deutete — „Du siehst hier einen Freund, den Herrn Marquis von Villafranca, der in Angelegenheiten zweier Mündel zuweilen die Pension besucht; er wird die Güte haben sich zuweilen nach Deinem Ergehen zu erkundigen."

Der Fremde wandte sich plötzlich. Caroline ver-

beugte sich mit gesenkten Augen, ernst und stumm. Ihr schwermüthiger Anblick schien den Marquis mit einer wehmuthvollen Empfindung zu fesseln. Er sah sie lange an, reichte ihr die Hand und sagte: „Sie sieht aus wie ihre Mutter!“ Da, bei dem Anblick des schönen, vornehmen Antlitzes, das mit der Güte eines Vaters auf sie niedersah, kam ein plötzliches Gefühl des Glücks über Carolinens Kinderseele. Beinahe mit Heftigkeit erwiderte sie den warmen Druck der Hand, die die ihrige umfaßte; ihr war, als entdecke sie an sturmwilder Küste einen rettenden Ankergrund.

Hier trat die Vorsteherin wieder ein.

„Verzeihung!“ sagte sie zu den Marquis gewandt — „Luise ist eben im Garten in den Teich gesprungen und deshalb jetzt unfähig, Ew. Excellenz zu sprechen. Klagen Excellenz uns wegen dieser wilden Streiche nicht an! Es fehlt unsern jungen Mädchen gewiß nicht an Aufsicht, aber hier reicht alle Aufsicht nicht aus.“

„Ich werde sie nächsten Sonntag nach der Messe sprechen!“ erwiderte der Marquis — „haben Sie die Güte, es ihr zu sagen!“

Fräulein Lieberkühn verneigte sich. Der Baron murmelte ein Wort des Lebewohls. Die feinen Lippen auf die Hand ihres Vaters gebeugt verharrte Caroline einen schmerzvollen Augenblick lang; dann sah sie ihn mit den Marquis verschwinden. Eine Minute noch, und sein Schritt auf der Treppe war ver-

hallt. Aus dem Fenster lehnend sah sie noch den Wagen von dannen rollen, und nun war sie allein! — Allein, unter Fremden, mit einem freudlosen Herzen, — mit der Vision einer Secunde als einzigem Trost!

V

Der Wagen hielt vor dem Hôtel; der Marquis begleitete den Baron die Treppen hinauf; die Koffer standen gepackt.

„Sie wollen also wirklich reisen?"

„Ich muß — ich muß!" — erwiderte Herr von Bruck im Tone tiefster Aufregung. „Ich wollte länger bleiben, indeß — ich kann an diesem Ort nicht sein, ohne mich der Tage zu erinnern, wo man mich hier ehrte! Ich kann nicht leben, nicht länger die Luft des Landes athmen, das mich gebrandmarkt hat als ungerechten Haushalter — als Einen, der im Staatsdienste unrechtmäßig ein Vermögen erwarb —"

„Halten Sie ein, ich bitte Sie!" unterbrach der Marquis — „das alles ist längst vorüber!"

„Vorüber!" wiederholte Bruck, „wenn ich den Schurken, der mich verdächtigte und stürzte, noch heut in Macht und Ehre an meiner Stelle sehe! — vorüber!! — wenn ich — nichts weiter als vergessen bin!"

„Man weiß," versetzte Villafranca, „daß Ihnen Unrecht geschah!"

Herr von Bruck lachte bitter.

„Was hat man denn gethan, mich vor der Welt zu reinigen?“ rief er aus. „Man hat mich in der Einsamkeit sterben und verderben lassen! Und die verlorene Ehre und der geknickte Ehrgeiz, und die vertrauerten Jahre, und die verbitterte Kindheit meines Kindes, und das frühe Grab meiner Frau!“

Mit einer harten Anstrengung erhob sich der Gekränkte.

„Nehmen wir Abschied von einander!“ sagte er mit tiefer Empfindung. In einer Zeit, wo Alles mich verleugnete, waren Sie als Einziger mir treu! Kommt einmal die Gelegenheit, Ihnen zu vergelten — so will ich ruhigen Herzens einen Strich durch meine übrige Lebensrechnung machen.“

Er wandte sich ab; in seiner innersten Seele ergriffen umarmte ihn der Marquis und ging hinaus. Herr von Bruck starrte ihm nach. Einsamer hatte er noch nie im Leben dagestanden. Die scheidende Octobersonne leuchtete durchs Fenster auf sein junges vergrämtes Gesicht, das in diesem Augenblick um viele Jahre älter aussah als es war. Der Wind raschelte durch die Linden vor dem Fenster und hielt seine Erndte von gelben Blättern. „Es ist nicht mehr viel grün!“ murmelte Herr von Bruck, und ergriff den Hut, und eilte die Treppen hinab, und durchschritt ohne Ziel mehrere Straßen. Der schnelle Lauf in der Herbstluft

belebte ihn; allmählig flackerten die Laternen auf; die Straße ward voll Glanz, und voll Bewegung. Vor einer Kunsthandlung stand ein Menschenhauf. Im hell erleuchteten Schaufenster hing das Bild der schönen Tänzerin. Herr von Bruck stand still und betrachtete die zauberhaften Züge. Das todte Grau der Lithographie nahm unter seinen Augen die Farben des Lebens an, — die rosenfarbenen Schleier spielten wieder um die weißen Schultern. Das Bild glich der berühmten Io von Corregio. „Menschliches Dasein!“ murmelte Herr von Bruck — „all' Deine Zaubergaben, Schönheit, Reichthum und Geist, retten uns nicht. Was ist das Loos dieses schönsten Weibes der Erde? Nicht genug, daß ihr Anblick jeden Abend den Wünschen eines leichtfertigen Parterre anheimgegeben ist; nein, da hängt auch noch ihr Bild, und jeder elende Gymnasiast oder Commis kann es für ein paar Pfennige über seinen Schlafsopha aufhängen! —“ Ihm selber unbewußt drang bei diesem Gedanken ein pfeilscharfer Schmerz in die Brust. Unwillkürlich beschleunigte er den Schritt; rings um ihn her rasselten die Equipagen. Er stand am Opernhaus. Er wußte nicht wie, — die Menge drängte ihn mit hinein. Es war die Wiederholung des gestrigen Ballets. Mit zwei hastigen Schritten war er an der Barrière; sein Goldstück klang auf dem Brette des Cassires; er saß schon in einem der Sammtfauteuils der Fremden-

loge; da, plötzlich, kam ihm die Erinnerung! Er hatte abreisen wollen! Doch — mit dem Nachtzuge! Er zog seine Uhr, — sie stand. „Haben Sie doch die Güte mir die Stunde zu sagen!" wandte er sich an seinen Nachbar. Dieser zog seine Uhr hervor.

„Sie wissen Ihre Zeit gut zu benutzen!" sagte er während Herr von Bruck die seinige aufzog und stellte, — „aber was gilt die Wette? — Sie werden das Ballet bis zum Schluß sehen und den Zug versäumen."

„Ich weiß nicht um die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein!" versetzte Herr von Bruck. „Sie wohnen vielleicht in meinem Hôtel?"

„Getroffen!" erwiderte Jener. „Da ich auf Ihre Zimmer warte, müßte ich Ihnen in meinem Interesse Pünktlichkeit wünschen; ich bin indessen ein so großer Verehrer der Mademoiselle Livia, daß ich ihr auch die Triumphe gönne, um die sie nicht weiß."

„Sie kennen sie!" rief Herr von Bruck.

„So gut wie Sie — d. h. auf der Bühne; im Leben soll es schwer sein ihre Bekanntschaft zu machen."

Herr von Bruck erwiderte nichts.

„Sie hat Fortune gemacht!" fuhr der Fremde fort; „sie hat hier bereits alle ihre Nebenbuhlerinnen in der Kunst ausgestochen; außerdem ist sie die Geliebte des Finanzministers, und das ist immer ein Glück, wenn man auch sagt, daß die weiland stark jüdische Excellenz

des Banquiers von Lassen ihrem Geschmack Anfangs widerstanden habe."

Hier ging der Vorhang auf.

Herr v. Bruck wandte das fahlgewordene Gesicht nach der Loge im ersten Rang, von woher gestern der Rosenkranz gekommen. Richtig! Da saß der Mann mit kahlem Kopf, mit dem Stern auf der Brust und dem dreisten Lächeln auf der kurzen Stirn — der Mann, der ihn entehrt, der sie — doch nein; doch nein!! — Es war nicht möglich! — Da, da kam sie mit ihrer ätherischen Anmuth, mit diesen schönen Bewegungen, die in nichts, in nichts die keuschesten Augen verletzten! — So viel näher der Bühne als gestern, faßte Herr von Bruck das schöne Weib heut ohne Glas ins Auge. Es war das Jo-Antlitz, das vollendete, unsinnlicher nur als jenes; es schien als ob die leichte Lage rother Schminke eine trauerblasse Wange decke. Es zuckte seltsam durch das Herz des Herrn von Bruck. Er starrte die Tänzerin an, bis sie verschwand, — da sah er die Excellenz von Lassen sich erheben und die Loge verlassen. Wie ein Blitz sprang auch er auf und eilte, kaum den Boden berührend, durch die leeren Corridors ans Portal, wo er ein Cabriolet mit blauen Fensterblenden halten sah, das er schon gestern bemerkt. Es mußte das ihrige sein; er sah einen verhüllten Frauenkopf hinausschauen, als erwarte er Jemanden, der nicht

kam. Endlich fuhr das Cabriolet von dannen. „Es ist ein Irrthum!“ dachte Herr von Bruck.

Mit einem Triumphgefühl ging er zurück ins Haus. Er hatte sein Glas in der Loge vergessen.

Da stutzte er!

Ein kleiner Mann in Paletot erschien in der Thür. „Verdammt! Die Kleine ist fortgefahren, und ich hatte ihr doch so nothwendig zu sagen, — — daß ich sie heut nicht sehen kann.“ Der Baron starrte; der kleine Mann war Herr von Lassen, Excellenz, sein Nachfolger im Amt.

VI.

Mit einer Strafarbeit beschäftigt saß Luise Mara in ihrem Zimmer neben ihrer Schlafgenossin Theophila, ihrer besonderen Freundin. Dieselbe sprach nur gebrochen Deutsch, ließ sich ihre sämmtlichen Schularbeiten von Luisen machen und beobachtete dafür über Alles, was Luise that, das unverbrüchlichste Schweigen.

„Er kommt morgen — morgen — morgen!“ murmelte Luise rastlos schreibend. „Er kommt um mich zu schelten. Er wird wieder Klagen hören. Mein Gott, aber warum bin ich hier?“

„St. Joseph!“ rief Theophila — „Sie haben einen Flecken gemacht; was wird sagen Professor Dubois?“ Sie nahm das Heft; Luise aber lachte, riß

das Blatt heraus und hatte in fünf Minuten die Seite frisch abgeschrieben.

„Theophila!“ sagte sie dann aufstehend — „Sie besuchen morgen ihre Tante? — So sagen Sie der Lieberkühn, daß Ihre Tante mich seit drei Wochen eingeladen hat. Ich werde mir Erlaubniß schaffen auszugehen.“

Die Polin nickte mit Verständniß. Luise schrieb einige Worte und faltete sie in ein Billet. Sie guckte dann durchs Schlüsselloch in den großen Schulsaal, und da sie Niemand als die Französin und einige der jüngeren Mitglieder darin anwesend sah, schlüpfte sie, das Briefchen in der Tasche, durch den Saal hinunter in den Garten.

Im großen Schulsaal war ein Briefkasten, welchem die Zöglinge ihre Correspondenzen anvertrauten; Luise liebte die Beförderung auf diesem Wege nicht und fand gewöhnlich Mittel, sie durch eine andere zu ersetzen. Irgend ein Unstern mußte jedoch heute über ihr walten; sie kam mit finsterer Stirn zurück, besann sich einen Augenblick und warf endlich, zögernd und verdrossen, weil ihr nichts Anderes übrig blieb, ihr Briefchen in den Kasten.

„Im schlimmsten Falle steht ja nichts darin!“ sagte sie, indem sie sich zu Bette legte — „und dann werden sie ja wohl nicht gerade heute in dem Plunder kramen!“ — Indeß sie irrte sich.

Es war heut Sonnabend, und der Sonnabend war der Tag mannigfaltiger Geschäfte. Eins derselben war die geheime Durchsicht sämmtlicher Correspondenzen des Instituts. Babette verstand Briefe zu öffnen, ohne die Siegel zu verletzen, und war somit im Stande sich in ungefährer Kenntniß der Privatangelegenheiten der Zöglinge zu erhalten. Da jedoch nie ein Brief unabgeschickt blieb und die ganze Maßregel keinen Mitwisser hatte, so war sie den Zöglingen im Allgemeinen immer verborgen geblieben.

Die Vorsteherin, in deren Heiligthum Babette mit dem Briefkasten gefolgt war, legte sich zu Bette, während jene die Aufschriften entzifferte. Plötzlich hielt sie inne. „An Herrn Marquis von Villafranca, poste restante.“ Es war Luisens Hand.

„Er will sie morgen besuchen; was kann sie ihm zu schreiben haben?“ sagte sie, indem sie das Siegel lös'te und die kleine blasse Schrift zu entziffern suchte. „Da! — Morgen, Sonntag, zwischen sechs und sieben!“ — Verwundert ließ Babette den Zettel fallen.

„An Herrn Marquis von Villafranca, poste restante — dahinter steckt etwas! Begreifst Du das, Agathe?“

Die Schwester begriff nichts. Sie meinte, es möchte gut sein den Marquis zu befragen. Babette schüttelte jedoch den Kopf.

„Die Excellenz ist nachsichtig gegen den Unhold!

er begünstigt und beschenkt sie, wo er kann; — neulich sehe ich vor dem Schlafengehen durch ihre Thürspalte — da sitzt sie und zählt Geld! — Gott verzeih mir, ich dachte einen Augenblick lang, sie hätte uns bestohlen! Und neulich das Taschentuch, im Werthe von mindestens drei Friedrichsd'or!"

„Ich werde den Brief behalten und Luisen zur Rede stellen!" sagte Agathe entschlossen.

„Nicht doch, nicht doch!" rief Babette, den Brief in den Kasten zurückwerfend, — „Du bist und bleibst wie ein neugebornes Kind, gute Schwester! — was kümmern uns ihre Angelegenheiten mit dem Vormund? Mischen wir uns hinein, so giebt's Scandal; jedes dergleichen aber muß uns nothwendig schaden. „Mangel an Aufsicht!" heißt es dann. Man nimmt die Kinder weg, wir sind blamirt und haben Verluste."

Die Vorsteherin, obgleich ohne Einwand auf diese Logik, erwartete dennoch am nächsten Tage die Ankunft des Marquis, während Luise, nervös und aufgeregt, den Vormittag über am Fenster stand, und jeden ankommenden Wagen mit den Augen durchbohrte.

Um elf Uhr kam ein Brief: — „der Marquis sei verhindert und bitte Fräulein Lieberkühn, seine Mündel an seiner Statt zu ermahnen." Die Vorsteherin kündigte Luisen das Nichterscheinen ihres Vormunds an; Luise wandte sich so heftig um, daß unter ihrem Ellbogen die Fensterscheibe auf der Straße niederklirrte.

Eine Thräne drang gewaltsam unter ihrem Augenlid hervor. Zornig wischte sie sie weg. „Er achtet mich nicht — was soll ich seiner achten?" murmelte sie trotzig. „Ich wollte Sie fragen, Fräulein Lieberkühn, ob ich heut Nachmittag mit Theophila zu ihrer Tante gehen kann?" fuhr sie dann fort, als sei von ihrem Vormund nicht die Rede gewesen.

Die Vorsteherin, unruhig, ohne genau zu wissen weshalb, theilte ihrer Schwester das Vorgefallene mit. Babette kam eben aus der Kirche. Sie las den Brief des Marquis.

„Die Kleine spielt mit ihrem Vormund eine Intrigue!" sagte sie, eine Tasse Chocolade schlürfend; „es scheint als ob er sie erwarte. Laß sie jedenfalls heut gehen; setze Dich keinen fatalen Rencontres aus; beobachten wir dann genau. Wir werden die Wahrheit bald genug erfahren!"

VII.

Die Tänzerin stand um dieselbe Zeit in ihrem Wohnzimmer am Fenster und drückte die weiße Stirn mit ihrem Kranz von Papilloten an die geschliffenen Scheiben, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß Jemand sie von den Vorlesungen des verliebten Professors der Aesthetik, ihres Theaterrecensenten, erlösen werde, welcher aus einem Sammetfauteuil hervor ihre Geduld auf

die Probe setzte. — Ohne dadurch genirt zu sein, beschäftigte sich die Kammerjungfer an den duftenden Schubfächern einer Polisander-Commode mit dem Ordnen frischer Wäsche, deren schneeige Pracht, in Körben voll Valencienner Kanten und englischer Stickerei von Zeit zu Zeit ein beaufsichtigender Blick aus Liviens Augen streifte.

Eine Pause in der Rede des Professors ließ die Jungfer zu Worte kommen.

„Fräulein, das Tuch ist nicht dabei," sagte sie mit eifriger und bestürzter Miene.

„Es muß herbei! — Sie müssen es schaffen!" erwiderte Livia verdrießlich. „Denken Sie, Professor, ein wunderbar schönes Tuch! Mit meinem Namen gestickt, verloren, spurlos verschwunden! Und es liegt mir dran!" — Sie brach ab. Die Jungfer nahm die Körbe und ging hinaus.

„Nun!" sagte Livia ihre Stirn glättend — „Sie sprachen von den pompejianischen Tänzerinnen, — verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit. Billig müßte ich vor dem gelehrten Mann erröthen. Indessen, indessen, lieber Professor — wir Tänzerinnen lernen allzu früh uns zu schminken, und geben dafür das natürliche Rothwerden auf."

Der Professor nahm die Brille ab und putzte die Gläser. Er blinzelte sehr und sah die Tänzerin ganz sorglich an.

„Hm!" sagte er fast betrübt, „vor mir haben Sie ja keine Ursache roth zu werden. — Doch — apropos, haben Sie die neueste Geschichte gehört? Sie feiern Triumphe, Livia, wie Niemand je vor Ihnen gefeiert!"

„Was denn für eine Geschichte? fragte Livia ohne sonderliche Theilnahme.

„Ich will sie Ihnen erzählen! Gestern frage ich in einer Kunsthandlung nach Ihrer eben erschienenen Lithographie. „Es ist kein Exemplar vorräthig!" sagt der Commis — „der Verleger hat heut sämmtliche Abdrücke zurückfordern lassen." — Wir gehen zum Verleger. Der Verleger zuckt die Achseln. „Ich kann nicht dienen! — die ganze Auflage ist verkauft." — „Die ganze Auflage in einer einzigen Woche!" — „Allerdings! — und das an einen einzigen Mann!"

„Das ist ein neuer Fall!" sagte die Tänzerin lachend mit einigem Interesse.

„Ein junger Mann in tiefer Trauer," fuhr der Professor fort, „hat die Auflage gekauft, bezahlt und in einer Droschke mit fortgenommen. Ich wäre an Ihrer Stelle neugierig zu wissen, wer Sie jetzt 3000 Mal in effigie besitzt."

Die Tänzerin hatte keine Zeit der seltsamen Historie nachzudenken. Es klingelte: ein Lakai in himmelblauer Livree meldete den Marquis von Villafranca. Livia flog auf; etwas Freude, auch etwas Angst jagte

über ihr liebliches Gesicht. Der Professor erhob sich und verschwand völlig unbemerkt.

Livia lief dem Marquis entgegen.

„Dagobert, liebster Dagobert, Sie haben sich lange nicht sehen lassen!"

Die augenscheinliche Freude auf dem schönen Gesicht entlockte dem Marquis einen Blick des Wohlgefallens.

„Sie haben also mein Kommen gewünscht, Livia?"

„O sehr! — aber was haben Sie in der Hand? — Einen Brief? — Von wem?"— Mit der Ruhelosigkeit eines Menschen, der sich in seinem Gewissen nicht recht sicher fühlt, suchte sie die Aufschrift zu entziffern.

„Einen Brief an Sie, der meine Aufschrift trägt! Ich nahm ihn vor Ihrer Thür dem Postboten ab, um eine Aufklärung von Ihnen über diese eigenthümliche Nutzanwendung meines Namens zu fordern."

„O! das ist nichts, Dagobert!" rief Livia, indem sie ihm den Brief entwand, — „ein Scherz, ein Auskunftsmittel! Verlangen Sie nicht den Brief zu lesen, ich bitte Sie darum!" rief sie mit ihren schönen flehenden Augen.

„Sie wissen, Livia, daß ich mich Ihnen gegenüber der Rechte des Vormunds begeben habe!" erwiderte Villafranca ernst; „die des Freundes halte ich fest, auf Ihre Bitte! Sehen Sie — dieser Brief ist poste restante an mich adressirt; die Adresse ist auf

der Post ausgestrichen und durch die Ihrige ersetzt. Sie sind Herrin Ihrer Geheimnisse; dringend aber muß ich Sie bitten, sich dieses Spiels mit meinem Namen zu enthalten, bei dem mir mehr als ein Umstand auf eine lange Gewohnheit zu deuten scheint."

„Es ist das unschuldigste von der Welt! — mein Gott, warum kann ich es Ihnen nicht sagen?" rief Livia — „Dagobert, wenn Sie mir darum böse sind, wenn Sie mir mißtrauen, so bring' ich mich um; ich habe keinen Freund als Sie!"

„Sie lästern Ihre übrigen Bekannten," — sagte Villafranca kalt, — „den Usurpator meines Namens wahrscheinlich an der Spitze." Er nahm seinen Hut und wollte gehen: die Tänzerin flog auf und fiel ihm in den Arm.

„Dagobert, ich habe Tyrannen, aber keine Freunde!" rief sie mit einem Ton so wahren Schmerzes, daß der Marquis inne hielt. — „Befreien Sie mich von diesem Lassen! — o, Sie wissen nicht! — ich bin die unglücklichste der Menschen!"

„Und wenn ich Sie befreien könnte, Livia, was wäre gewonnen? Sie hassen den Minister, weil eine neue Laune Sie beherrscht!"

„Nein, nein!" rief Livia — „nicht deshalb, Dagobert! — Den gemeinen Mensch haff' ich — o, ich hasse mich selbst, ich hasse mein Leben! — Ich habe keine freie Minute mehr, meine Wände bewachen mich, all'

meine Diener sind ohne Hehl seine Spione, ich kann nicht ausgehen, keinen Brief schreiben, keinen Besuch empfangen, — ich bin gewiß, daß jetzt an jeder Thür ein Horcher steht! Aber mag er's erfahren, mag er! Ich habs satt — bis zum Ekel, bis zum Sterben satt!"

„Livia, Sie selbst haben dies Verhängniß heraufbeschworen! Es gab eine Zeit, wo Ihre Zukunft zu retten war, wo Ihnen frei stand, selbstständig und geachtet zu leben —"

„Geachtet! — Dagobert, ich bitte Sie! — — Der Charakter einer Tänzerin! Pah! — Welch ein federleichtes Ding! Wer glaubt daran? — Wer, wenn er daran glauben muß, verspottet es nicht? Nein! — Will man Tugend üben, so wähle man einen Stand, wo Tugend keine Tollheit ist! Dagobert es ist zu spät!"

Das schöne Mädchen starrte gebrochen vor sich hin.

„Ich wollte, ich dürfte dieser Reue trauen!" sagte Villafranca mit tiefem Ernst; „aber diese Stimmungen sind ein halb ausgeschlafener Champagnerrausch; Sie sind nicht stark genug, ihn durch einen neuen Rausch zu betäuben!"

„Dagobert, Sie sind hart!"

„Ich werde über Ihr Schicksal nachdenken. — Wollen Sie mir einstweilen, als Bürgschaft Ihres ernstlichen Willens, ein Abschiedsschreiben für Herrn von Lassen anvertrauen? — Ich werde, ohne Sie zuvor noch einmal zu fragen, keinen Gebrauch davon machen!"

„Gern!“ sagte die Tänzerin und flog hinaus.

Im nächsten Zimmer stand ein Schreibtisch. Ein Tintenfaß von Perlmutter, eine Feder von Gold, eine Menge rosenfarbener Briefbogen. Livia nahm einen Bogen, nein, — zwei! Sie zog den Brief Luisens aus der Tasche. „Heut Abend zwischen sechs und sieben, — das gute Kind!“ sagte sie und zerriß das Blatt. Dann setzte sie die Feder an. „Abschied an diesen Lassen, gern! gern!“ sagte sie und schrieb. „Aber der Andere, — Gonzalez! — So schön, so glühend! Ein noch ganz mit dem Zauber des Geheimnisses umwobenes Verhältniß, — kaum noch über das erste, schüchterne Geständniß hinaus, — noch kein Verhältniß! — Soll ich es aufgeben?“

Sie sann eine Secunde lang.

„Warum nicht? Männer — Männer — Männer! Das alte Lied, der ewige Verlauf! Was nützt die eine abgestreifte Schlangenhaut mehr? — Ich werf' es weg! — Ich, will — ich will versuchen, gut zu werden!“

Sie nahm das zweite Blatt, schrieb, faltete es, wie das erste, in eine etwas auffallende Schleifenform, siegelte und verbarg es mit den Worten: — „das wird Luisens letzter Auftrag sein!“ in ihrem Busen. Im andern Zimmer ging der Marquis, nicht eben angenehm gestimmt, auf und nieder.

„Das Mädchen ist so leichtfertig, — wirklich, es gehört mehr Interesse dazu, als sie sich träumen läßt, diese Tugendrettung zu übernehmen!“ murmelte er; „indeß, sie thut mir leid! Und so lästig diese Vormundschaft auch ist, ihr Vater war mir treu ein ergebener Freund; das will ich nicht vergessen.“

Hier kam die Tänzerin zurück und stutzte, als sie die Wolken auf seiner Stirn sah; doch ließ er ihre Besorgniß nicht zu Worte kommen.

„Halten Sie Ihr Versprechen — und ich will das Meinige thun!“ sagte er, und empfing den Abschiedsbrief an Lassen, um ihn noch an denselben Tage zu besorgen.

VIII.

Der Herr von Villafranca trat aus Liviens Haus, als er beim Anblick eines Mannes stutzte, der jenseits der Straße in einem Thorweg stand und zu den Fenstern der Tänzerin hinaufstarrte. — Die Erkennung war gegenseitig; der Mann schritt auf ihn zu, faßte ihn am Arm und murmelte grimmig: „Auch Sie, auch Sie!“ —

„Und Sie noch hier?“ rief der Marquis, „und ich wußte es nicht; — was veranlaßt Sie zu verweilen, ohne mir Nachricht zu geben, mir, dessen Herz unter Ihrem Abschiedsblick geblutet hat?“

Der Baron fuhr mit der Hand zweimal über seine Stirn. „Wahnsinn — Wahnsinn!" murmelte er. „Reden Sie, sagen Sie mir, seit wann kennen Sie diese Tänzerin?"

„Seit ihrer Kindheit — ihr Vater war mein Freund; ich bin der Vormund seiner Waisen."

Der Baron athmete tief auf; der Schatten eines Lächelns flog über seine fahlen Lippen.

„Mich hat in diesen Tagen ein Gedanke aufgeregt," sagte er gewaltsam ruhig, — „daß nämlich der Mensch nur lebt, so lange seine Ehre unverloren ist. Dies Weib ist von so wunderbarer Schönheit, daß jeder Künstler Gott mißgönnen muß, sie geschaffen zu haben; und doch, und doch! — Sagen Sie mir, ich flehe Sie an, was Sie von den Schicksalen dieser Tänzerin wissen!"

„Gestatten Sie mir," erwiderte der Marquis — „über dieselben zu schweigen. Livia ist gut und liebenswürdig; wer sie kennt, wird es bestätigen." —

Mein Freund!" unterbrach Herr von Bruck — „Sie mißtrauen mir mit Unrecht! Die Zeiten sind vorbei, wo ich einer Tänzerin den Hof machen konnte. Wer so glücklos wie ich von seiner Jugend schied, kann vielleicht noch glühend lieben; aber wenn er klug ist, hütet er sich davor."

Er wollte gehen. Da fiel ihm das rosenrothe Brieschen ins Gesicht, welches der Marquis, eben im

Begriff, es in sein Portefeuille zu legen, mit aus dem Hause Liviens gebracht. Er zweifelte nicht, daß es von ihr stamme; er kämpfte mit der Lust es zu berühren und die Aufschrift zu lesen, aber er bemeisterte sich. Auf Villafranca's Frage, ob er noch in demselben Gasthof wohne, schüttelte er den Kopf und ging von dannen. Unter den dunklen, laublosen Bäumen eines Parkes hin- und hergehend, faßte er endlich den Entschluß sich loszureißen; endlich glaubte er sich ruhig. Er erinnerte sich, daß in seinem Paß noch etwas einzutragen sei, und begab sich auf's Paßbureau. Hier mußte er jedoch vergeblich klingeln; es war Sonntag und das Bureau zu allen Stunden des Gottesdienstes geschlossen. Während er, auf's Neue beirrt, überlegte, ob er seine Abreise aufschieben oder warten solle, streifte ihn Etwas am Arm. Er wandte sich und sah eine lange, jugendliche Mädchengestalt im braunen Mantel und Schleierhut die Treppen hinauf huschen. Eine unruhige Beweglichkeit ihres sprungähnlichen Ganges zog unwillkürlich seine Blicke an; da gewahrte er im hellen Licht einer Gasflamme einen Gegenstand in ihrer Hand, dessen Anblick wie ein elektrischer Schlag in seine Pulse flog; er erkannte die Schleifenform eines kleinen, rosenfarbenen Billets, genau dem ähnlich, welches er in Villafranca's Hand gesehen. Wie ein Gedanke, schnell, nicht fragend wo sein Entschluß, wo seine Ruhe hingekommen, sprang

er ihr nach, in die Bel=Etage, wo er es eben klingeln gehört; eben schloß sich die Thür hinter dem jungen Mädchen. Neben der Klingel befand sich ein Schild, — „Don Gonzalez de Lodega, Attaché.“ — „Don Gonzalez!“ Herr von Bruck sann nach. Er hatte diesen Namen schon gehört; am ersten Abend, im Theater, hatte der Marquis einem Manne dieses Namens sein Ehrenwort abgenommen, die Tänzerin zu fliehen! Nun sandte sie ihm eine Botschaft! Sie war es die ihn suchte! — Sie liebte ihn!! — —

Es dauerte zehn Minuten, bis das Mädchen wiederkam; sie ging langsamer und schien den Inhalt einer Börse nachzuzählen. Dreist gemacht durch diesen Umstand, faßte Herr von Bruck sie jählings am Arm; doch sie, wie eine junge Hyäne sich wendend, krallte ihre langen muskulösen Finger blitzschnell um die feine Hand ihres Angreifers, schleuderte sie weg und ergriff die Flucht. Der Baron wollte ihr folgen, aber schon blieben mehrere Gaffer an der Ecke stehen; diese Beobachtung kühlte ihn ab. Er hielt inne; das Mädchen war verschwunden. Seine Blicke irrten umher; plötzlich sah er etwas Weißes am Boden leuchten. Er bückte sich: es war ein Taschentuch, das die Fliehende verloren haben mußte; es hatte einen eigenen feinen Duft; in einer Ecke, reich gestickt, standen die Buchstaben: L. M.

Livia Mara! Es traf zu, das Tuch gehörte ihr!

Tod und Verdammniß! — Er überlegte einen Augenblick, ob er Don Gonzalez erschießen solle, ob er den Herrn von Lassen — aber nein! Von Villafranca durfte er wenigstens Erklärung hoffen; nach Erklärung lechzte er! in einem Fiaker rollte er vor das Hôtel der spanischen Gesandtschaft. Er traf den Marquis im Begriff auszufahren. Mit der Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft zog er ihn ins Zimmer zurück.

„Ich glaubte nicht Sie wiederzusehen; ich wollte abreisen, — ein Zufall hat mich aufgehalten."

Er erzählte den Fall.

Der Marquis stand starr. Zwar blieb ihm Vieles an der Geschichte dunkel; indeß — er sah genug! Nicht nur, daß Livia ihn betrogen — daß sie im Augenblick, wo sie ihm Rückkehr zur Tugend heuchelte, einen neuen Liebhaber rief, — nein! Sie beging das Unerhörteste! — sie brauchte zu diesen Botschaften des Leichtsinns ein Wesen, dessen Beschreibung nur auf Luise passen konnte, — Luise, die er unter der Aufsicht würdiger Frauen sicher geglaubt, Luise, der jede Annäherung an die ältere Schwester streng verboten war und von der er noch nicht begriff, wie sie dieselbe möglich gemacht.

IX.

Es schlug neun Uhr; Theophila und Luise waren

seit einer Stunde zu Haus. Die Damen Lieberkühn fuhren in Gesellschaft. Luise lief verstimmt aus einem Zimmer, von einem Fenster, von einem Clavier ans andere, als plötzlich der Marquis von Villafranca gemeldet ward.

Luise ward blaß; ihr heftiges Herzklopfen nur mühsam bemeisternd, trat sie ins Sprechzimmer. Der Marquis sah nicht, daß das Licht in ihrer Hand zitterte; Schmerz und Zorn in den Mienen, faßte er sie am Arm. Sie schüttelte unwillig den, keiner Zärtlichkeit entstammten Druck von sich und blieb trotzig vor ihrem Richter stehen.

Ich habe Dich heut Morgen warten lassen. — Wo wärst Du unterdessen? — Kennst Du dies Tuch?"

Die ersten Fragen waren unbeantwortet verhallt. Die letzte berührte sie stählend, mit eiserner Entschlossenheit.

„Ich werde sagen ob ich es kenne," war ihre Antwort," — wenn Sie mir sagen, wem es gehört."

Er hatte sich also nicht geirrt, wie er bis jetzt gehofft! Er faßte sich nur mit Mühe.

„Das Tuch gehört der Tänzerin Livia. Du hast sie heimlich besucht. Sie hat Dich zu Don Gonzalez geschickt! Antworte! mit welcher Botschaft?"

„Wenn ich sie auch wüßte, ich würde sie nicht verrathen," antwortete Luise fest und kalt. „Sie gab mir einen Brief, dessen Inhalt ich nicht weiß. Das

Tuch verlor ich; es war, glaub' ich ein Andenken, dessen Auslieferung Don Gonzalez von Livien verlangte, und ich hatte es behalten, weil es mir gefiel. Wir haben miteinander verkehrt, Livia und ich, — jede, um einer Aufsicht, die wir verabscheuen und verachten, zu spotten. Ich denke, das heißt deutlich antworten, Herr Marquis?"

„O, sehr! sehr deutlich! — Weiter nun! — Zu wem wurdest Du außer Don Gonzalez geschickt?"

„Verzeihen Sie, das kümmert Sie nicht!"

„Luise, Du wirst bekennen! Bei meinem unauslöschlichen Zorn —"

„Ich sage nichts!" unterbrach das Kind. — „Lassen Sie sich von Livien beichten, was Livien angeht. Ich habe Ehre wie Sie."

Der Marquis ballte die Faust und preßte sie auf den Tisch; das Kind sah ihn mit kalter Gemessenheit an; seine schwer unterdrückte Wuth brach unter diesem Blick zusammen.

„Du sagtest oft, wildes unbändiges Kind, daß mein Befehl, mein Wunsch Dir Etwas gelte!"

„Dein Wunsch!" wiederholte Luise selbstvergessen. — Sie wandte sich; sie suchte sich zu fassen.

„Dagobert, ich wäre gut geworden, hätten Sie mich nicht hierhergebracht! Dagobert, Sie sind ein hoher, weiser Mann! Wenn man einen Fluß umdämmt, so schäumt er über die Ufer und verwüstet das Land!

Das hätten Sie wissen sollen. Ich habe zu viel Kraft, um eingesperrt nicht ein Taugenichts zu werden, —! doch, doch — ich bin ein Kind!! —"

Sie fuhr mit der Hand über die Augen; heiter und trotzig strahlten sie ihn an.

„Was werden Sie nun mit mir thun?"

„Schweig!" rief er, fassungslos vor Schmerz — Du wirst es seiner Zeit erfahren!"

„Wann?"

„Schweige! — Deine Vorsteherinnen sind ausgefahren?"

Luise nickte.

„Ich werde sie morgen aufsuchen, — auch Dich!" sagte er und ging hinaus.

Allein geblieben, starrte Luise schmerzvoll auf den Fleck wo er gestanden. Dann lachte sie. Mit einem wilden Satz sprang sie ans Clavier und riß die Finger über die Tasten, daß sie bluteten.

„Was sollte er mit mir anfangen?" rief sie, — „unnütz belastet er seine Seele und sein Leben! Ich bin bestimmt mir einen eigenen Weg zu bahnen; besser früher als später!"

Sie sprang in ihr Schlafgemach und zog den Schlüssel ab. Vor ihrer Commode kniete sie nieder, nahm eine alte Börse aus einem verborgenen Fach und zählte den Inhalt auf den Boden.

„Sie haben mich gut bezahlt — dreißig Gold-

stücke!" murmelte sie; „gute, liebe Göttin Livia, Deine Iris ist Dir dankbar und sie weint über Dich beim Abschied, denn Du wirst immer unglücklich sein!"

Sie barg das Gold in ihrem Kleid, schnürte verschiedene Kleidungsstücke geschickt in ein Päckchen, öffnete dann das Fenster, schaute in den Hof und spähete nach einem Ring oder einer andern passenden Handhabe.

„Der Pfosten ist schon gut, nur fehlt ein Strick! — Ich muß mir einen machen! — das Shawltuch wird es thun!" murmelte sie und zerriß ein wollenes Tuch in mehrere Stücke, die sie an einander knotete.

„Trägt er mich nicht, so ist mein Trost, daß ich den Hals dort unten brechen muß!" sagte sie lachend, nahm dann gelassen Alles zusammen, verbarg es unter ihrem Bettpfühl und öffnete, schon halb entkleidet, der bereits seit einer Weile an der Thür um Einlaß polternden Theophila.

Des Morgens um vier Uhr, als der Wächte das Haus aufschloß, huschte eine lange junge Gestalt, welche die Nacht hindurch, an den Thürpfosten gedrückt, im Schatten gestanden; auf die Straße hinaus, in die schneidende Morgenluft und wandte den energischen Schritt einem entlegenen Stadtviertel zu, wo eine junge Pianistin wohnte, welche bis vor Kurzem in der Pension der Fräulein Lieberkühn Unterricht gegeben hatte und jetzt ihr Glück in Amerika zu suchen beabsichtigte.

X.

Von der Pension aus fuhr Villafranca zu der Tänzerin. Er fand sie nicht zu Hause; sie tanzte im Ballet. Er stampfte mit dem Fuße. Er wollte sie erwarten; der Lakai wies es verlegen von der Hand; er drang trotz dieses Einspruchs vor und erfuhr von der Kammerjungfer, daß Herr von Lassen kurz vor Beginn des Ballets gekommen sei, um sich zum Abendessen anzusagen.

Die Ankunft des Herrn von Lassen selbst, nebst zwei andern jungen Männern, unterbrach diesen Bericht.

Der Salon war blendend erhellt; der Tisch war gedeckt.

„Gott sei gedankt, daß man hier ist!“ schmunzelte die Excellenz behaglich. „Fräulein Livia ist noch nicht hier? — Auch gut; wir können warten! Habe seit acht Tagen den Spleen! Erinnerungen! — unangenehme Gesichter im Theater gesehen! Brauch' ein paar vergnügte Stunden!“

Hier stutzte er beim Anblick des Marquis, der, ohne zu grüßen, starr an der Thür stehen geblieben war.

Plötzlich und hastig trat Livia ein.

Sie war eben aus dem Theater nach Hause gekommen.

Von der Anwesenheit Villafranca's unterrichtet, bleich, aber schön wie ein Traum in ihrer Angst, flog sie auf den Gesandten zu.

„Dagobert!" flüsterte sie hastig — „ich konnt's nicht ändern; verdammen Sie mich nicht voreilig! mein Wille steht fest!"

„Und Don Gonzalez? — — und Luise?" rief der Marquis.

„Luise!" wiederholte die Tänzerin.

„Ich weiß genug, — Creatur!" rief Villafranca laut, indem er ihren eigenen Brief an Lassen ihr vor die Füße warf. „Wir sehen uns nicht wieder!"

„Sehen uns nicht wieder!" wiederholte sie — „Dagobert!! — Bleiben Sie! Bei meinem Herzen, hier sind Mißverständnisse!"

Sie klammerte sich vor den erstaunten Männern an ihn, umsonst; erschöpft sank sie in einen Stuhl; er war fort, der unerbittliche, unersetzliche Freund!

„Um Gotteswillen, Fräulein, was fällt Ihrem Vormund ein, was hat diese Scene zu bedeuten?" rief mit hochrothem Gesichte der Finanzminister.

„Nichts! — nichts!" rief Livia aufspringend — „kommen Sie, und verzeihen Sie, meine Herren! — Setzen wir uns zu Tisch! — Sehen Sie mich nicht so unruhig an! — Grillen, Herr von Lassen! Mir thut ein Glas Champagner Noth!" —

Und sie lachte und trank, — — — und ihren

Fenstern gegenüber, von einem gemietheten Zimmerchen aus, wo er drei Tage und Nächte lang ihre Schwelle bewacht, starrte ein Mann herüber auf die durch keine Vorhänge verschleierte Scene der Galanterie, deren Mittelpunkt sie war, das Weib, das er begehrte, das einzige, dessen Züge er je mit heißen Visionen von Glück gepaart! Er sah die goldenen Haare, das ideale Gesicht, umgeben von Larven der Nacht; seine Einbildung zeigte ihm die süßen Lippen, die weißen Schultern unter denselben Küssen, die jetzt ihre Hände entweiheten. „O! sie retten, sie retten, sie den unreinen Berührungen entreißen, einzig sie besitzen! “ — Gefesselt an den Anblick, der ihn marterte, wartete er die Nacht hindurch, und sah sie lachen, trinken, — — und dennoch als der Morgen dämmerte, als sie mit ihren Tischgenossen verschwand, stieg unter der Todesangst der Eifersucht ein Triumphgefühl in seiner Seele auf: „Sie ist nicht glücklich in ihrem Leben, — sie ist bleich und kalt, und ihre Lippen werden fahl und zucken, wenn sie lachen!“

Es ward Morgen; er stand noch auf demselben Platz.

Da schellte es und der Marquis trat ein.

„Freund!“ sagte er, „ein wunderliches Schicksal knüpft unser beider Interessen an die Begebnisse von gestern und heute.“

„Sie haben mich durchschaut! Reden Sie, aus Freundschaft — reden Sie von ihr allein!“

„Von ihr! Nie — niemals mehr!" rief der Marquis. „Ein lasterhaftes Weib! — Aus Neigung, gegen bessere Gefühle lasterhaft! — Ich hab' mich lange genug bemüht, ja, mich compromittirt, um sie zu retten! Es ist umsonst; ich gebe sie auf!"

„So hat sie Niemand mehr als mich!!" rief Herr von Bruck.

Er ließ den Marquis stehen, und stürzte über die Straße. Das Haus gegenüber stand offen. Er stürzte hinein, stürzte die Treppe hinauf; — vor der offenen Thür der ersten Etage begegnete ihm, den Hut ins Gesicht gedrückt, noch der letzte der sich entfernenden Gäste. Er achtete nicht mehr auf ihn; ungehindert drang er ein. Ein Dunst von Kerzen und Speisen lagerte über den offenen Gemächern. Herr von Bruck strich an der noch unabgedeckten Tafel vorbei, durch zwei, drei Zimmer bis in das letzte Gemach. Die Thür war angelehnt, er sah hinein; in ihrer himmelblauen Robe lag die Tänzerin am Boden; neben ihr ein Geschmeide von Werth, das sie, wie es fast schien, von der in Unordnung dastehenden Toilette fallen lassen, oder im Zorn herabgeschleudert hatte. — — Er stieß die Thür auf, — Livia sprang auf. Sie hatte geweint. „Geweint!" — Sie faßte in jähem Schreck nach der Klingel. — „Wer sind Sie?" — Er stürzte vor, er faßte ihre Hand. „Wer sind Sie, um Gotteswillen!" wiederholte sie und zitterte, denn

sein verstörter Anblick machte sie beben. „Ich bin — — ich lieb' Dich!“ kreischte der Baron, vor ihr niederstürzend; — „ich hab' Dich heut Nacht einen Schuft und Schelm küssen sehen: — mache Dich los von ihm, Du verabscheust ihn, — — — werde mein Weib!“

Die Tänzerin starrte ihn an.

„Gieb dieses Leben auf; Du bist nicht glücklich. Ich will Dich glücklich machen. Ich bin reich. Werde mein Weib!“

„Das ist ein Traum!“ rief Livia, —„Dagobert, Dagobert! — ich verlor ihn! ich habe keinen mehr, der es gut mit mir meint!“

„Du sprichst von dem Marquis von Villafranca, ich kenn' ihn, ich kann ihn Dir wiedergeben!“

„So thun Sie es!“ — murmelte athmenlos noch, doch entschlossenen Anblicks, die Tänzerin, die Hand von der Klingel lassend.

Am Abend, an einer entlegenen Stelle des Parks, begegneten sich zwei Männer, heimlich, mit Waffen. Zwei Secundanten folgten. Der Eine, klein und kurz und im Gebrauch von Waffen anscheinend nicht geübt, suchte auf Zureden seines Begleiters einen Vergleich den der Andere, ein junger Mann in tiefer Trauer, sich weigerte zu gewähren. Die Parteien nahmen ihre Stellung: der Kurze zielte fehl, der Mann in Trauer

schoß seine Kugel in die Luft und wandte seinem Gegner den Rücken. — Am Abend desselbigen Tages verließ der Herr von Bruck, in Begleitung einer Dame die Residenz; — am folgenden Tage lasen die Bewunderer der letzteren in den Blättern: „daß ihr Liebling die schöne Mademoiselle Livia vom Ballet, dem Theater sammt ihren Huldigungen den Rücken gewandt, um einem einfachen Landedelmann als Gattin in die Abgeschiedenheit seiner Besitzungen zu folgen.“

Zweites Buch.

I.

Vier Jahre! Kaum eine Secunde in der Zeitrechnung der Welt, und ein Abschnitt in dem ephemeren Dasein des Einzelnen! Wir werden in vier Jahren andere Menschen; unsere Kinder wachsen heran und stehen vor uns, blühende Wegweiser zu unserm Grabe, — und unabhängig von unserm Sein grünt die Erde immer in frischester Jugend fort. Was soll der Mann im ergrauenden Haar empfinden, wenn er seine schöne, blühende Tochter in denselben Ballsaal führt, in welchem er, vor zwei Decennien, ihre Mutter umflatterte? Er tanzt nicht mehr, aber der beflügelte Schritt der Welt durcheilt die Sphären immer in derselben Anmuth, ohne seine Jugend zu vermissen. Frischere Kräfte ersetzen ihn; er stirbt endlich — und Tausende werden im Momente seines Todes geboren! Wozu also ward endlich das Dasein uns gegeben? Wenn wir so nutzlos, so ersetzbar sind, was sollen wir weiter erstreben als das rein persönliche Glück? —

Denkt so der Mann mit ernster Stirn, welcher,

unter dem Kreuzfeuer vom Lampen- und Kerzenlicht, an eine Säule gelehnt, von Duft und Musik umwallt, den Bewegungen eines zarten, kaum sechszehnjährigen Mädchens folgt, welches in den Wirbeln eines Walzers, an der Hand eines schönen, schlanken Mannes, auf ihrer Wange Rosen erblühen fühlt, deren Gluth vielleicht — nicht dem Tanze allein entstammte? Doch nein! er denkt nur an sie, — zärtlicher, inniger, tiefer und besorgter als ein Vater, und sie weiß es und dankt es ihm! — Der Walzer ist zu Ende; sie verneigt sich gegen ihren Tänzer; sie sucht mit den Blicken rings im Saal, — sie sucht ihn! — Da kommt sie! — — Schöne junge Fee im weißen, rosenbestreuten Kleid, mit zarten Wangen, schwarzem Haar und Veilchenaugen — ach, zu mild und tief für ihre Jahre! — Jener ausgelassene Frohsinn anderer Mädchen, — jene unschuldigen Koketterien, jene reizenden Zierereien, jene Weltwichtigkeit, an eine Schleife oder Schärpe geknüpft, — das Erröthen und Kichern beim Anblick dieser Epaulette oder jener ernsthaften weißen Cravatte, — alle diese harmlos reizenden Symptome ungetrübter Jugend — ihr Antlitz zeigt sie nicht. Doch hat sie ein stilles Lächeln der Anmuth und des Scherzes; sie kommt, — sie nickt. „Dagobert! — Sie haben mir einen Tanz versprochen! Sie wissen, nur unter dieser Bedingung bin ich Ihnen auf den Ball gefolgt!“ — „Mein liebstes Kind, Sie wissen, ich bin Diplomat;

diese Art von Menschen verspricht nur, um nichts zu halten, sobald ihr Zweck erreicht!"

„O Sie schlimmer Freund! — ich habe Ihnen so gern geglaubt!"

„Glauben und vertrauen ist eins, Caroline; und doch scheint mir's seit einiger Zeit — — als vermißten Sie die Mutter, der das junge Herz sich gern und zwanglos öffnet!" — —

Caroline erröthet und seufzt; der Marquis streift sie mit einem Blick; er hört den Seufzer nicht, er sieht nur das Erröthen.

„Ich will nicht vorzeitig in das Heiligthum Ihres Gefühls eindringen," flüstert er nach kurzer Pause; — „verstehen Sie mich recht! — Ich will Ihrer mädchenhaften Scheu nur den Weg ebnen, auf dem Sie dem väterlichen Freunde vielleicht ein Herzensgeständniß entgegen zu tragen hat."

„O, Sie sind gut, gut wie — ich weiß nicht wie!" murmelt Caroline. „Aber lassen Sie uns jetzt fahren, es wird spät!"

Don Gonzalez drängt sich in diesem Augenblick durch die Reihen der Tanzenden.

„Ich sehe, daß Ew. Excellenz aufbrechen, darf ich Sie morgen um die Gunst einer kurzen Unterredung bitten? — Mein gnädiges Fräulein, gedenken Sie meiner!" flüstert der Caballero mit einem Blick der Galanterie.

Caroline verneigt sich und winkt ihrer Anstandsdame; sie verlassen den Saal.

„Es ist entschieden!“ denkt der Marquis von Villafranca; „ich kann ihr nicht entgegentreten, aber ich hätte ihr eine bessere Wahl gewünscht.“

Ist Herr von Bruck gestorben, daß seine Tochter unter dem Dache eines Fremden, in diesem Fremden ihren Vater zu finden scheint? — Nein, er lebt; aber er hat sie dem Freunde anvertraut, in dem Bewußtsein, daß er selbst mehr störend als fördernd auf ihre Entwickelung wirken werde. Nach jener Katastrophe in dem Geschick Luisens, welches dem Pensionat der Fräulein Lieberkühn den Untergang drohte, hat er doch nicht gewagt, die heranwachsende Caroline einer so zweifelhaften Aufsicht zu überlassen; und einer frühen Freundschaft zu lieb, hat der Marquis von Villafranca, — nicht ungern jedoch, — seine ganze häusliche Einrichtung umgestaltet, um dem verwais'ten Kinde unter seiner unmittelbaren Ueberwachung eine, seinem feingearteten Geist und Herzen angemessene Erziehung geben zu lassen. Innig hat sich das junge, aufblühende Gemüth an ihn, innig er sich an sie geschlossen. Sie haben miteinander gelebt — ein stilles, sonniges Dasein, freilich mit der stillen Wehmuth im Hintergrund, daß es einmal enden müsse, weil Caroline, gleich allen Mädchen ihres Standes, eine angemessene Vermählung als das ihrer unvermeidlich harrende Loos betrachtet,

und er sie selbst in dieser Lebensanschauung bestärkte! Nun kommt es wirklich so! — Don Gonzalez de Lodega hat, nachdem er Jahre lang alle Blumen der Residenz umflattert, seine ernsthaften Bewerbungen an die zarte Hand Carolinens von Bruck gekettet. Der Marquis von Villafranca sitzt ihn erwartend in seinem Arbeitscabinette. Warum blickt er so trüb' an den geschliffenen Fensterscheiben entlang auf sein matt darinnen schwankendes Spiegelbild? — Er ist noch nicht ergraut, — sommerlich grün liegt noch sein Lebensplan; und doch — wo ist die Erndte für den kommenden Winter? Die eine Blüthe, auf die er vielleicht eine Art von Recht hatte, — ein Anderer kommt, und bricht sie weg! — —!

Es klopft. Don Gonzalez tritt ihm entgegen. Der Marquis steht auf.

Er lächelt ein wenig, mit seinem milden Lächeln.

„Don Gonzalez — Sie haben sich mir feierlich gemeldet. Kommen Sie als Mensch, oder als Diplomat?"

„Der Diplomat in Ihnen, dem nichts entgeht, wird wohl den Menschen in mir bereits gewittert haben!" —

„Ich könnte Sie vielleicht errathen, wenn ich wollte, Don Gonzalez!"

„Gnädiger Herr, ich weiß, Sie haben es bereits. Die Huldigungen, der von Ihnen entfalteten Schön-

heit dargebracht, habe ich nicht mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt. Sagen Sie mir, ob ich auf Ihre Einwilligung, Ihren Segen, Ihre Fürsprache zu hoffen habe."

„Auf meinen Segen gewiß, im Fall Sie meiner Fürsprache nicht mehr bedürfen! Eine Einwilligung zu geben steht mir nicht zu: ich bin der Freund, doch nicht der Vater Carolinens. Jedoch bevor wir weiter reden, Don Gonzalez, sagen Sie mir eines: wissen Sie, was für ein Wesen Caroline ist? — — — Ein Engel, ein herrliches, liebreizendes Kind, ein Sonnenstrahl von Güte und Unschuld! — Fragen Sie sich, Don Gonzalez, ob Sie das Alles in ihr gesucht, oder ob Sie nur das schöne, junge, reiche Mädchen, den begehrenswerthen Preis am Horizonte der ganzen männlichen Jugend sahen! Und thaten Sie das Erstere nicht, — so denken Sie, bei Ihrem eigenen, bei Carolinens Glück! — denken Sie daran, daß nur die tiefste Liebe und nur das tiefste Verständniß dauernde Befriedigung gewähren können, und eignen Sie sich zuvor Beides an, ehe wir weiter über diese Sache reden."

„Ich hoffte," sagte Don Gonzalez etwas gemessen, „daß Sie meine Gesinnung nicht in Zweifel ziehen würden, Herr Marquis."

„Ich zweifle nicht — ich warne nur. Glätten Sie Ihre Stirn! — ich glaube Ihnen von Seiten des Fräuleins von Bruck Gutes prophezeien zu dürfen.

Unsere Frauen — fühlen meist durch ihre Augen; — und lange Erfahrung hat Sie belehrt, daß die Urtheile dieser Schiedsrichter Ihnen meist günstig sind! Vergessen Sie indessen nicht, daß Sie der Einwilligung des Herrn von Bruck bedürfen, welcher einiger Anklänge aus früherer Zeit halber Sie vielleicht nicht mit den günstigsten Augen betrachten dürfte. —"

Ein Lächeln flog über die blühenden Züge des jungen Spaniers.

„Die schöne Livia! — je nun, sie gab mir ja den Abschied!" sagte er spottend. „Seitdem ist so vieles verändert, und die jetzige Freiin von Bruck wird so wenig an die ehemalige Livia Mara erinnern, daß der eifersüchtigste Ehemann schwerlich Etwas zu befürchten hat, — werde mich auch darüber mit Herrn von Bruck gewissenhaft verständigen."

„Sie würden wohl thun, diese Dinge etwas ernster aufzufassen, Don Gonzalez!"

„Ich werde Herrn von Bruck auf seiner Besitzung aufsuchen!" erwiederte der verwöhnte Attaché, schon ganz aus aller Geduld gebracht.

„Es wird das Beste sein!" schloß Villafranca aufstehend. „Wollen Sie mich jetzt zu Fräulein Bruck begleiten, so bin ich meinerseits bereit." Er that sich Gewalt an, und ging.

Das schöne junge Mädchen saß im Lehnstuhl am Kamin. Auf einem Tischchen lag neben seiner Hand-

arbeit ein Brief; am Boden auf dem Teppich zu ihren Füßen hingestreut eine Menge politischer Blätter und Journale.

„Sie lesen Zeitungen!“ sagte Villafranca heiter; „aber die Nummern sind ja alle alt! Suchen Sie einen besonderen Artikel?“

„Freilich!“ erwiderte Caroline aufstehend und erröthend den Begleiter des Marquis ins Auge fassend. „Ich bin heut früh durch eine Andeutung überrascht worden, die ich durchaus verfolgen muß. Cecilie schreibt mir, daß sie neuerdings von einer Clavierspielerin Mara, — Luise Mara, gelesen, die seit einigen Monaten in Amerika das höchste Aufsehen erregt.“

„Das könnt sie sein, — sie hatte Talent zur Musik!“ rief der Marquis, ganz blaß werdend. — „Mein Gott, wenn nach so vielen Jahren eine Spur der Verlorenen, so schmerzlich Gesuchten sich zeigte! Fanden Sie denn Etwas in den Zeitungen?“

„Gar nichts bis jetzt, obgleich ich Alles, was ich in der Kanzlei an alten Blättern fand, durchlaufen habe!“

„Und giebt Cecilie keine näheren Andeutungen?“

„Im Gegentheil, sie bittet mich um Auskunft, als ob ich Etwas davon wissen müßte!“

Sie reichte dem Marquis den Brief.

Don Gonzalez sah sich in Gefahr vergessen zu werden. Obgleich dies seine Stimmung nicht erhöhete,

nahm er doch seine liebenswürdigste Miene an und erkundigte sich des Genaueren, wovon die Rede sei. Er glaubte den Namen Mara verstanden zu haben.

„Wenn ich dies Mädchen wiederfände," rief der Marquis, Ceciliens Brief weglegend, „so würde es der größte Trost meines Lebens sein! Sie ist die einzige Person, gegen die ich mich mit einem Unrecht belastet fühle, obwohl ich damals glaubte meine Pflicht zu thun! Auch könnte sie, wenn sie noch an mir hinge, mir vielleicht ein Ersatz für meine Caroline werden!" fügte er, halb lächelnd und der Situation Don Gonzalez' zu Hülfe kommend hinzu. Ich bin nun seit vier Jahren an die Gesellschaft eines jungen Wesens gewöhnt, und da, — wie dieser Caballero mich versichert, Caroline daran denkt, mich zu verlassen, so muß ich anfangen darüber nachzudenken, wie ich sie ersetzen soll!"

Bei dieser Wendung, so unerwartet in diesem Augenblick, — wenn gleich sonst keine Ueberraschung, — zuckte Caroline zusammen. Es regte sich in ihren zarten Zügen Etwas, was den Wünschen Don Gonzalez' einen Stoß gegeben hätte, wäre er gesonnen gewesen darauf zu achten. Aber er wußte als Diplomat, daß man die Existenz mancher Dinge vernichtet, wenn man sie beharrlich leugnet und nie bemerkt.

„Sie ließen mir Hoffnung! — hatte ich Recht sie zu nähren?" flüsterte er und küßte ihre Hand.

In Carolinens jungem Herzen riß eine Saite in diesem Augenblick; aber Niemand gewahrte es, und sie selbst deutete den schmerzensvollen Klang nicht recht, der durch ihr Inneres hallte.

„Mein Leben zu bestimmen, kommt meinem Vater, — — meinen beiden Vätern zu!“ hauchte sie, an den Arm des Marquis geschmiegt und seine Blicke suchend.

Er sah es; jedoch er that sich Gewalt an sie nicht anzusehen. Er traute sich nicht die Spur einer thörichten Hoffnung zu verfolgen. — Dies junge, junge Wesen, — — was konnte er ihr sein?

„Ich sehe wohl,“ sagte er ruhig und freundlich zu Gonzalez, „daß Ihnen nur noch die Pflicht bleibt, so bald als möglich zu Herrn von Bruck zu reisen — und der Einwilligung seiner Tochter die seine hinzuzufügen.“

„Also mein!“ murmelte Don Gonzalez, auf ein Knie gesenkt und Carolinens Hand mit Küssen bedeckend.

Er sah ihr mit einem Blick glühendster Galanterie, dessen Uebertriebenheit er selbst unangenehm empfand, in die Augen. Dann langes Liebesflüstern, — der Marquis mochte es weder hören noch stören, und ging hinaus.

Don Gonzalez folgte ihm nach einer Weile, und betäubt von tausend Worten blieb Caroline allein zurück.

„Es ist geschehen, es ist geschehen! — wie hat es geschehen können?“ wiederholte sie mehrmals — und setzte dann hinzu: — „doch ist es gut, daß es geschehen ist!“

II.

Auf öder Haide, am Meeresstrand, dehnt sich der Park von Friedrichsburg. Die Bäume rascheln im Winde und strecken ihre Aeste über die Wellen, Armen gleich, die in die Ferne winken, ohne daß je ein Gruß ihnen antwortete. Das graue Element rauscht immer fort in dumpfer Selbstvergrolltheit über die nutzlose Bewegung, die nur halbvergangenes Seegras und werthlose Muscheln an den Strand trägt, und träumt vielleicht, wenn der Sturmwind schweigt, einen verdrossenen Traum von einer Perle, die sich einst an sein unfreundliches Gestade verlor und im Sande zertreten ward. Auf einer Lage von Kies erhebt sich eine Reihe von Lehmhütten, von Fischern bewohnt; aber selbst dieser niedere Zweig dieser Industrie gedeiht nicht, denn die Leute sind plump, unfreundlich und rauh wie ihre Atmosphäre; sie schrecken den Käufer ab und starren ihm, wenn er unwillig den Rücken wendet, mit einem blöden, stumpfsinnigen Lachen nach. O Land, Land! Zeichen und Wunder geschehen umsonst für Dich! Ein-

mal, im Frühling, stieg das Morgenroth leuchtend aus den Gewässern, ein himmelschönes Weib erschien am Strand und tauchte den schimmernden Leib in die schimmernden Wellen. „Strahle fortan in Blüthenpracht!“ flüsterten die Geisterstimmen des Meeres dem unwirthlichen Gefilde zu! — rauscht hinfort Melodien des Frühlings, sternbestrahlte Wellen! Eine Göttin hat den Fuß an Eure Küste gesetzt, auf Eurer Erde wird sie wandeln, in Euren gebrochenen Flächen wird sie sich spiegeln! — Aber das Land, und das Meer, und der wolkige Himmel veränderten sich nicht. Oft hat der schneidende Wind ihr goldiges Haar zerrauft, als sei es nicht verschieden von den Flachsköpfen der Fischerkinder, die im Schlamme spielen. Oft hat der häufig fallende Regen die seidenen Gewänder durchnäßt, ohne Schonung für den zarten Leib, der, unkundig all' der Launen einer unfreundlichen Natur, Zerstreuung suchend, Wald und Flur durchirrte! — „Livia Mara, schönes Bild, leichter, farbenduftiger Schmetterling, ist Dein sonniger Anblick wohl derselbe geblieben in dieser Einöde?“ — — — So fragt der junge Mann im spanischen Mantel, welcher auf einer offenen Extrapost auf dem fast unpassirbaren Landweg dem Herrenhaus von Friedrichsburg sich nähert.

„Ein stattlich Haus! — aber düster und öd' gelegen, — ob sich die schöne Livia auf dem Lande gefallen mag?“ Er sieht den Küchenschornstein, aus dem

ein dicker, trüber Rauch zum Himmel steigt; seine Phantasie malt ihm, neckisch genug, auf dem Estrich einer rauchgeschwärzten Küche hin- und herfliegend, die rosenfarbenen Schuhe der Tänzerin vor. Verkehrte Phantasie! — Er bemitleidet sie wohl gar? Thor, der Du hierherkommst auf der Jagd nach einer reichen Frau! —: Livia Mara sitzt vor einer goldumrahmten Psyche unter Parfüms, auf Eiderdaunen und betrachtet wieder ein sammtnes Etui, in dem ein Diamantschmuck blitzt. Das letzte Geschenk ihres verschwenderischen Gatten!

Jetzt fährt der Wagen in den Park! Eine prächtige Anlage! Marmorne Tempel und Bassins! — Springbrunnen, deren flüssige Säulen freilich in dieser frühen Jahreszeit noch nicht in die muschelumrandeten Becken niederperlen, — Bildsäulen — herrliche, freilich noch laublose Baumgruppen; — eine prächtige Chaussee, welche geraden Weges auf das Hauptportal des Hauses führt.

„Fahrt langsam!“ ruft Don Gonzalez sich umsehend. „Wahrhaftig, der Mann ist reich und hat Geschmack! — Die schöne Livia hat doch nicht übel speculirt! — — Der Teufel hole da die Breter!“

Plötzlich stutzt er. Unter den Bäumen, seitwärts von der Chaussee, spazirt ein Mann im Pelz mit ergrauendem Haar. Beim Anblick der Postchaise hält er die Schritte an; Don Gonzalez springt vom Wa-

gen. Der Herr von Bruck reicht ihm ceremoniös die Hand; Don Gonzalez sieht ihn an.

„So weißes Haar?" denkt er; und wieder fällt die Tänzerin ihm ein. Daß sie ihr goldgelocktes Haupt, an diese Stirn gedrückt, sorglos und schön erhalten hätte, — — aber still, keinen Gedanken mehr! Er steht vor Carolinens Vater, vor dem Vater seiner Braut!

Der Hausherr führt ihn ins Haus. Durch eine Reihe kostbar möblirter Zimmer gelangen Beide in ein kleines himmelblaues Gemach, durch dessen Fenster die Märzsonne auf damastne Polster fällt. — —

„Ah!" — —

Don Gonzalez verbeugt sich tief.

In violetter Seidenrobe, schwarzen Sammt mit nußgroßen Brillanten im Haar, erhebt sich aus der Ottomane die Frau vom Haus! — O Jo, Jo, Du bist noch unverändert! Ein wenig bleicher, ein wenig stattlicher und ceremoniöser, aber schön wie damals! Und hat er sie denn nicht bewacht mit glühender, tausendäugiger Zärtlichkeit, der Mann, der allem Vorurtheil zum Trotz die Perle aus der Tiefe riß? — Liebe, tiefste Leidenschaft der Seele hat sie umgeben, hat in einer Oede ein Paradies des Reichthums und der Kunst geschaffen, für sie allein! — denn Niemand außer ihr hat es gesehen! — Der Herr von Bruck, einsiedlerisch gewöhnt seit den Jahren seines Unglücks,

ist nicht geselliger geworden durch die neue Frau! — Schöne Livia, Du hast selten Gelegenheit, mit Deinen Perlen und Brillanten, Beweisen eheherrlicher Zärtlichkeit, vor fremden Augen zu prunken: — Du bist sehr schön heut, bist sehr sorgfältig gekleidet; Dein Eheherr bemerkt es, — ich weiß nicht ob's ihn freut. Er stellt sie und Don Gonzalez einander vor, als seien sie sich fremd, — und in der That, sie sind's ja auch! — Man setzt sich zu Tisch; man nimmt in der mit Glas umschlossenen Veranda den Kaffee; man wird erwärmt, Don Gonzalez fängt an sich einheimischer zu fühlen. Allmälich wird er liebenswürdig, allmälich wird er beredt; Kunst, Politik und Geselligkeit, sämmtliche Verhältnisse der Residenz perlen in pikanter Rede von seinen Lippen. Die Freiin hört mit innigem Antheil zu; ihre feine Wange färbt sich, ein feiner Scherz blitzt hier und da über ihre purpurfarbigen Lippen.

„Bezauberndes Geschöpf!" denkt Gonzalez, — „aber kann sie glücklich sein in dieser bauernherrlichen Existenz? zwischen zwei Fenstern mit der Aussicht auf ihren Park und ihre Viehställe?" — Hier erscheint der Bediente mit einer Flüsterbotschaft; sie erhebt sich und geht hinaus.

„Je nun!" denkt Gonzalez, — „sie hat sich hineingelebt; es steht ihr auch ganz hübsch, wie sie dahin schreitet, den Schlüsselkorb am Arm, die Nachgedanken

über den Küchenzettel des heutigen Abends auf der classischen Stirn!" — —

Don Gonzalez! — Don Gonzalez! Gieb diese Selbstgespräche auf, die sich auf Deinem Angesicht verrathen! — Der Hausherr ist ein Menschenkenner, ein älterer Diplomat als Du! — Er ließ Dich kommen im Vertrauen auf sie, — auf Dich, — auf den Marquis, — — als Carolinens Bewerber; doch denkt er noch an frühere, flüchtige Ereignisse! — Nimm Dich in Acht, Don Gonzalez! — Dem, welcher gewohnt ist, seine Schätze zu verbergen, und sie durch Zufall einem menschlichen Auge preisgegeben sieht, dem pflegt zu Muthe zu sein, als habe er sie schon verloren! — Aus jedem Blick kann da die Flamme des Argwohns lodern; Argwohn aber ist der Zerstörer jedwedes menschlichen Verhältnisses! — Merk' Dir das Alles, junger Mann, und nimm Dich wohl in Acht! —

III.

„Sie reiten gern?" fragte Livia an einem Abend den jungen Spanier, welcher eben von einem Ausflug zurückgekehrt, der schönen, an der silbernen Theemaschine beschäftigten Hausfrau assistirte.

„Sehr, gnädigste Baronin! Und Sie?"

„Ich ritt früher leidenschaftlich gern. Seit meiner

Verheirathung hab' ich's auf Wunsch meines Mannes aufgegeben."

„Schade! — ich würde es für ein hohes Glück erachtet haben, auf Ihren Spazierritten ihr Cavalier zu sein!"

Die junge Frau erschrak bei diesem Wort.

„O —" sagte sie verwirrt — „das würde schwerlich angehen; wie gesagt, mein Mann ist sehr besorgt um mich."

Im Nebenzimmer hinter einer halb angelehnten Thür, lag der Hausherr von landwirthschaftlicher Arbeit ausruhend, auf einem Sopha und las in einem griechischen Classiker.

Die junge Frau huschte über den Teppich durch die Thür.

„Bester, der Thee ist bereit!"

„Ich komme Livia!"

Er nahm bei diesen Worten ihre Hände und küßte sie.

„Livia!" wiederholte er zärtlich und winkte sie dann weg.

Im Nebenzimmer stand ein kostbares Piano. Don Gonzalez war aufgestanden und hatte es zu öffnen versucht; eben trat Livia wieder ein.

„Es ist verschlossen! — Spielen Sie?" rief sie mit Lebhaftigkeit.

„Leider nein! — auch nicht einmal singen kann ich

Madame!“ entgegnete Don Gonzalez mit einem bewundernden Blick auf ihre zauberhafte Erscheinung; — „Gott Apoll behandelt mich grausam, er versagte mir die überall erlaubte Sprache der Huldigung!“

„Schade!“rief jetzt ihrerseits Livia. „Ich hätte mich gefreut! — Seit drei Jahren habe ich keinen Ton Musik mehr gehört!“

„Aber wie kommt das?“

„Wir sehen selten Menschen! — die Nachbarschaft ist ziemlich einsam!“ antwortete Livia.

Der Hausherr lag noch auf dem Sopha. Das Buch lag aufgeschlagen an der Stelle, wo ihn Livia vorhin unterbrochen:

„Paris, geherbergt dort
Im Saal der Atreiden,
Schnöd' entweiht er den Tisch des Gastrechts
Durch Raub der Genossin!“

„Wir sehen selten Menschen! Die Nachbarschaft ist einsam!“ hatte Livia gesagt.

Herr von Bruck las weiter.

„Statt der Mitgift bringend Leid gen Ilios
Entschlüpft eilfertig sie durch das Thor,
Verweg'nes wagend!
Und es erseufzten laut
Verkündend das nun, die Hausgenährten:
Iu, Iu, Haus, o Haus, und Herrscher drin!
O Lager Du, Spuren ihr der Zärtlichkeit! —
Er steht verstummt, ein Entehrter — —!“

„— Sie sprach doch eben wieder, was hatte sie gesagt — ???“

„Ich bin in diesen Tagen mehrmals einem jungen Mann begegnet!" sagte Gonzalez. „Er gefiel mir nicht übel."

„Es wird Herr Fester, unser Nachbar gewesen sein," antwortete die süße Stimme Liviens. „Ja, er ist ziemlich angenehm; aber er ist der Einzige; die übrigen sind ungebildet und obendrein hochmüthig."

Ein leiser Schatten flog bei diesen unbedachtsam hingeworfenen Worten über die Jo-Stirn.

„Aha, die gewesene Tänzerin wird von der Nachbarschaft desavouirt!" dachte Gonzalez. Indem er nach einer neuen Gesprächswendung suchte, erblickte er den Hausherrn, welcher so eben eingetreten war. In dem blassen Gesicht arbeitete eine zurückgedrängte Erregung. Er sah seine schöne und geliebte Frau mit einem Blick des Unglücks an. Livia war ängstlich aufgeflogen und hatte einen Armstuhl an den Tisch gerollt. Sie brachte ihm eine Tasse — er dankte ihr mit einem stummen und leidenschaftlichen Blick und setzte sie nieder, ohne sie zu berühren.

„Livia!" sagte er plötzlich — „Du hattest doch einmal Lust zu reiten. Ich habe neulich ein Pferd gekauft, welches Dir conveniren könnte."

Die ehemalige Tänzerin erschrak beinah. Ein neuer Beweis dieser angstvollen, fast niederdrückenden Liebe! — Dabei flog eine Erinnerung an ihr vorbei. Früher, wenn sie durch den Park der Residenz galop-

pirt war in ihrem knappen Sammtkleid, waren die Reihen der Spaziergänger bewundernd stehen geblieben; — jetzt, — jetzt, aber der Gedanke war gefährlich, „Du bist zu, — zu gütig!“ sagte sie scheu und verlegen und drückte ihm die Hand.

„Es wird jetzt Frühling!“ erwiderte er trüb' und zerstreut. „Ich habe mir schon Vorwürfe gemacht Dich in dieser Neigung beschränkt zu haben.“

Hastig erwiderte sie — „Ich habe nichts vermißt!“

Don Gonzalez stößt eine Zuckervase um. „Das giebt eine Unterbrechung!“ denkt er ingrimmig. „Langeweile! Verflucht! — Ein solches göttliches Weib immer anstarren zu müssen — — wär' ich doch nie hierhergekommen!“

Unmuthig steht er auf.

„Sie gehen?“

„Ich habe auf meinem Zimmer einige Briefe zu schreiben.“

Die schöne Hausfrau macht eine leise Bewegung des Bedauerns. Natürlich genug! — Gonzalez' Anwesenheit ist ja doch eine Abwechselung! — Aber der Gedanke ist gleichbedeutend mit Schuld! — Aengstlich ergreift sie eine Stickerei, schon ist sie verlegen gegenüber ihrem Gatten! Der Hausherr sieht's; ein glühendes Gefühl raubt ihm eine Minute lang den Athem; auch er steht auf und verläßt das Gemach.

Unter den Bäumen des Parks, den noch immer

laublosen, schreitet er hin und her durch die kalte April-nacht. — „Ich habe sie aus einem Leben voll Verirrung gerissen, ihr Ehre und Reichthum gegeben, habe sie geliebt mit unauslöschlicher Zärtlichkeit, und sie doch nicht glücklich gemacht!" — O armer Mann! — dieser Gedanke ist Raserei! Morgen wird Dein Haar noch weißer sein! — fliehe diese Gedanken, die Dich grau machen! — Deine Frau ist noch gar so jung! — — „Sie ist still und ergeben!" — denkt er weiter: „aber in ihren Augen liegt Zerstreutheit; sie irren bisweilen irrend umher — — was ist es, das sie sucht? — Daß ihre Eitelkeit nicht ihre Rechnung gefunden hätte? freilich, sie war gewohnt der Huldigungen von Tausenden!" — Unglücklicher Mann, der Du die schwersten Opfer brachtest, sie dankt Dir's nicht! Im Genusse eines heitern Lebens allein, nur unter Tanz und Spiel hättest Du's mit ihr wagen sollen! — Jetzt, jetzt, — der Mann, der ehemals ihre Phantasie gereizt — just dieser, den er nach tausend, tausend Kämpfen ihr gegenüber gestellt, um endlich zu sehen, endlich zu erfahren, ob sie treu sein kann — — — doch nein! Was hat sie denn begangen, daß Du sie anklagst, unglückseliger Mann? hör' auf! — Dein Blut, Dein Hirn ist aufgeregt, geh' heim, betrachte das schöne Weib, das ja doch Dein ist! — — — — Er thuts, er geht. Er trocknet seine Stirn, er tritt ins Haus. Es schlägt Mitternacht. Die Haus-

frau ist bereits zu Bette. Sie liegt in weißen Kissen noch wach, das Auge voll unbewußter Thränen. Der Hausherr sieht's, — mit Gefühl des Todes küßt er sie weg; sie lächelt. Endlich schläft sie ihm unter den Händen ein, er sieht sie immerfort an und sinnt, wie ihm zu Muthe sein würde, wenn er sie plötzlich nicht mehr hätte. —

„Nun ihr eigener Blick ihm fehlt,
Hin ist Aphrodita!"

Endlich entschläft er selbst, unruhig wendet er sein Haupt im Schlaf; die Verse des Aeschylos summen dabei durch seinen Traum; am Morgen weckt ihn die Sonne, bleich, schattenhaft; er fährt empor und denkt:

„O Lager Du, Spuren ihr der Zärtlichkeit! —
Er steht verstummt, ein Entehrter!"

IV.

Am folgenden Vormittag begegnete Don Gonzalez auf seinem Spazierritt dem jungen Gutsbesitzer, von dem er am Abend zuvor mit Frau von Bruck gesprochen hatte.

„Das Landleben scheint Ihnen zu bekommen!" sagte Herr Fester. „Sie sehen überraschend munter aus." —

„Ich kann das Compliment zurückgeben. Aber

sagen Sie mir, warum sieht man Sie nie in Friedrichsburg?"

Aufrichtig, es zieht mich nichts dahin. Herr von Bruck steht mir an Jahren und Gesinnungen allzu fern, und was die Frau betrifft, — nun ja — — sie ist sehr schön; dagegen läßt sich nichts einwenden."

„Ihr guten Leute seid so arg moralisch!" rief Don Gonzalez. „Weil sie eine Tänzerin war" —

„O, keineswegs!" fiel Fester ein; „im Gegentheil, mich jammert das arme Ding. Herr von Bruck scheint sie vom Theater weg geheirathet zu haben, um sie zu einem Muster für ein Magdalenenstift zu erziehen."

„Wie können Sie so bitter sein?" entgegnete Don Gonzalez. „Es ist doch leicht zu sehen, daß der Baron seine Frau geradezu vergöttert."

„Ja, freilich!" erwiderte Fester; er thut noch mehr als das, er ruinirt sich für sie. Aber entschuldigen Sie mich! Ich sehe dort bei meinen Pflügern etwas nicht ganz in der Ordnung!" — Er grüßte und ritt quer über das geackerte Feld einer Gruppe von Pflügern zu, deren einer einen Stier ganz unbarmherzig mißhandelte.

Don Gonzalez blieb halten. „Er ruinirt sich für sie?" Was war darunter zu verstehen? — Er sah sich um; das Schloß, der Park von Friedrichsburg lag in prächtiger Sonnenbeleuchtung am Meeresstrand. Der junge Landwirth war indessen zurückgekommen.

„In welchem Sinne meinen Sie, daß sich Herr von Bruck für seine Frau ruinirt?“ rief Don Gonzalez ihm sehr interessirt entgegen.

Herr Fester zuckte die Achseln.

„Ich glaube, Herr von Bruck thäte gut, wieder Staatsdienste zu nehmen!“ sagte er schonend. „Er ist kein Landwirth — war es nie. Ja, als die selige Frau noch lebte, da ging's, denn sie verstand's; und sie war keine Frau, der man die verlorene Herrlichkeit eines Portefeuille ersetzen mußte, wie der neuen Freifrau ihr Tänzerinnenthum. Doch ich bin indiscret.“

„Durchaus nicht!“ unterbrach Don Gonzalez.

„Sie sehen,“ fuhr Fester fort, — „das fürstliche Haus, die Spiegel, den Marmor, die Verschwendung der Parkanlage, die Toilette der Frau, auf deren Putztisch, wie man versichert, allmonatlich ein neuer Schmuck in Rubinen oder Brillanten blitzt. Das kostet, Sennor! — Die Einkünfte des Gutes reichen für solchen Luxus nicht aus, und was man von dem Reichthum des Barons gefabelt hat, als er sein Ministerium aufgab, hat seine Bedeutung geändert, seitdem man weiß, daß er, statt sich unrechtmäßig zu bereichern, durch seine glänzende Repräsentation noch zugesetzt hat. —“

„Teufel!“ murmelte Gonzalez.

„Es kann nur Verläumdung niederträchtigster Art

gewesen sein, die ihm das nachsagte!“ fuhr Herr Fester fort, „denn gegen den Charakter des Barons hat Niemand zuvor je auch nur den Hauch eines Verdachts erhoben.“

Don Gonzalez überhörte diese Worte. „Waren Fester's Enthüllungen Wahrheit? War, was er für Zeichen höchsten Ueberflusses gehalten, nichts als sinnlose Verschwendung, einer Frau zu lieb, die allerdings Anbetung verdiente wie Keine, — Livia!! — Süßeste Livia!! — — Ein ruinirter Mann! Und seine Erbin, Caroline, die reich geglaubte, — seine Braut? — — —?! — Er verabschiedete sich von Herrn Fester, dem er sich auf den Abend als Gast ansagte, und ritt in schweren Gedanken nach Haus. Als er durch den Park kam, gewahrte er von fern die Hausfrau lesend auf einer Bank, ein Hündchen ihr zu Füßen. Sie saß ihm abgekehrt, er warf ihr einen Kuß hin — „Man kann nicht widerstehen!“ murmelte er, „so viel Zauber bei so viel Unglück, — Jupiter's Io und eines ruinirten Mannes weißes Haar!“ — Es war ihm plötzlich, als lebe diese schöne Frau in einem unermeßlichen Elend, aus dem er sie erlösen müsse, könne, — — wolle, sobald er Gewißheit habe, daß das projectirte Familienband unmöglich sei, durch die Verhältnisse des Herrn von Bruck! — Mit seltsamem Interesse durchstrich er Nachmittags das prächtige Haus. Sein Blick haftete tief an den Gemälden, den Vasen,

den Statuetten, den Vergoldungen der Decken und Wände, den Krystall-Leuchtern und Kronen, den persischen Teppichen, über die der feenleichte Fuß der Hausfrau in unbewußtem Uebermuth hinwegtändelte. — „Livia, Livia!“ hallte es in seinem Innern, verwegen aufblitzend, — „und in all' dieser Herrlichkeit bist Du nicht glücklich — all' diese Herrlichkeit würfest Du vielleicht hin um einen Herzschlag, der dem Deinigen begegnete!“ —

Er brach ab, er eilte hinaus, er ließ sein Pferd satteln und ritt zu Herrn Fester hinüber. Die Hausfrau blickte ihm nach. Sie war allein; der Herr von Bruck war auf dem Felde. Der Abend ward ihr lang. Ach, mehr wie in jedes Anderen Leben gab es in ihrem Leben Stunden, wo Bücher nicht zerstreuen, wo selbst Musik die todte Stimmung nicht hebt! — Was ist ein Dasein ohne Bewegung, ohne Ziele? Damals, als sie mit ihrer Schönheit Eigenthum des Publikums gewesen, hatte der Tag doch eine Gipfelung gehabt! Was hatte sie davon, Freiïn von Bruck und Herrin von Friedrichsburg zu sein? Niemand wußte darum! O Macht der Gewohnheit, Alles nur als wirklich zu empfinden, — wenn es gewußt wird! Und war sie ihrer Vergangenheit nur entronnen, um sie in der regungslosen Einförmigkeit der Gegenwart als ewiges Brandmal zu empfinden, — o, tausend Mal dann, mit heißer Sehnsucht zurückgeflohen zu ihr, die wenigstens

das bunte Spiel von Furcht und Hoffnung bot! — Sie seufzte schwer und tief; es fröstelte sie. Der Abend war so schaurig lang und einsam. Der Hausherr kam nicht heim, die schöne Frau drückte sich müde in ihre Sophaecke, das Licht brannte herab, der Mond stieg über das Dach der gegenüber liegenden Scheuer und leuchtete über das Jo-Antlitz. — — Plötzlich stand ein Schatten zwischen Beiden, — war es die Wolke Jupiters? Befremdet stutzten die Mondesstrahlen. Die schlafende Jo regte sich im Traum; über ihre Schulter strich ein warmer Hauch, sie machte eine Bewegung, und durchzuckt von Gluth, begegnete sie einem Kusse. Ihr Gatte? — — Sie sieht ihn nicht, das Mondlicht zeigt ihr eine andere Gestalt. Sie hat den Muth nicht, den Verwegenen zornig anzulassen, sie fliegt über den Teppich, zur Thür — da, am Ende des Corridors, in die Hausthür tritt Herr von Bruck; wie ein gescheuchtes Reh fliegt sie ihm entgegen; — er denkt, es ist Liebe und küßt sie, — küßt sie auch!! Aber, o Livia, Livia! der andere Kuß ist noch warm auf Deinen Lippen! Und in Deinem Herzen steht ein Gedanke auf, der vergleicht! Die Leidenschaft ist schön auf braun umlockten Stirnen, aber Deines Gatten Haar ist weiß! Weh, armer noch junger Mann! — Weh Deinen weißen Haaren!! —

V.

Beinahe vier Wochen war Don Gonzalez in Friedrichsburg, und Herr von Bruck hatte seiner Tochter jetzt geschrieben, daß er auch sie erwarte. In Folge dessen hatte Caroline ihre Brauttoilette in Ordnung gebracht, denn, wie sie von dem Marquis erfuhr, beabsichtigte Herr v. Bruck sie nur als die Gattin des jungen Spaniers in die Residenz zurückkehren zu lassen.

Am Vorabend ihrer Abreise trat sie in Villafranca's Zimmer. Der Marquis las eine Zeitung. Seine Stirn war umwölkt.

„Dagobert, ich werde nun nicht wieder dieses Zimmer betreten! Zum letzten Mal!“ — Sie sah sich um, in ihren sanften Augen standen große Thränen. „Versprechen Sie mir das Eine: — Vergessen Sie mich nicht!“ —

„Ich werde es nie! — nie, Caroline! Bei Ihren Thränen! Aber warum weinen Sie? Sind Sie nicht glücklich? Gehen Sie der Zukunft nicht mit Freudigkeit entgegen? Ist denn das Loos, das Sie erwartet — ist Don Gonzalez nicht Ihre eigene Wahl?“

„Er ist es!“ erwiderte Caroline — „ich bin seine Braut!“ — Sie starrte bei diesen Worten vor sich hin. „Ich werde treu meinem Worte und meinen Pflich-

ten sein; zweifeln Sie nicht!! — Und wenn ich jemals fehle, Dagobert, — — ich flehe Sie an, bleiben Sie mir Vater und Freund, Leiter und Berather!!"

Sie faßte seine Hände, er entzog sie ihr und legte sie sanft auf ihr Haupt.

„Sie sind bewegt; das kann nicht anders sein! In zwei, drei Tagen werden Sie sich glücklich fühlen. Ich habe keine Unruhe um Ihre Zukunft, sobald Don Gonzalez den ganzen Umfang Ihres Werthes erkennt. Er wird es eines Tages! — Gott segne Sie, Caroline!" —

Er machte sich los. Sie sah ihn an — zum letzten Mal! — — und ging hastig hinaus. Im Vorgemache stand auf einer Staffel, noch ohne Rahmen ihr Bild in Lebensgröße; auf Villafranca's Bitte hatte sie sich zum Abschied für ihn malen lassen. „Glückliches Bild, es bleibt hier!" murmelte sie. — — Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang hielt der Wagen vor dem Hause. Dagobert begleitete sie auf den Bahnhof; ihr Abschied war stumm.

Die Reise nach Friedrichsburg gehörte nicht zu den angenehmen. Die Linien der Eisenbahnen erstreckten sich noch nicht bis an den entlegenen Strand; in einen Postwagen gezwängt, fuhr Caroline den Tag und die nächste Nacht hindurch über öde Chausseen, in kaltem, regnerischen Wetter, an der Seite ihrer seufzenden Gesellschafterin schweigend ihrer Heimath zu.

O Gonzalez! Wie mag das Herz des glühenden Spaniers seiner Braut entgegen schlagen! Steht er vielleicht am Fenster? — Hält er nicht etwa zu Pferd auf jenem Hügel auf der Chaussee? Oder eilt er die Stufen vor dem Portal hinab, wo auch ihr Vater und die biegsame Gestalt ihrer Stiefmutter ihrer harren? Ach, Caroline fröstelt bei diesem Gedanken an all' diese Zärtlichkeit! Und es scheint, als wolle das Schicksal ihr einen Theil davon ersparen! — Don Gonzalez hält nicht auf dem Hügel; das Herrenhaus steht grau im Nebel; ihr scheint's, als ob das Hauptthor offen stünde, doch sie erkennt's nicht genau. Zitternd vor Frost hüllt sie sich in den Pelz, aber die Kälte kommt von innen; um ihr Herz legt es sich wie Stahl. Jetzt stößt der Postillon in's Horn; der Wagen rollt in's Hofthor, Die Gesellschafterin ruft: „Gott sei Dank!"

Der Wagen hält vor dem Hause.

Caroline blickt zum Fenster hinaus; noch erscheint Niemand auf der Schwelle.

„Es ist so kalt!" sagt sie; „ich möchte das Fenster nicht gern herunterlassen, bis Jemand kommt."

Sie wartet fünf Minuten, Niemand erscheint. Befremdung faßt sie. Sie öffnet den Schlag. Jetzt, hastigen Schrittes, erscheint ein Diener auf der Schwelle.

„Hat man mich denn heut' nicht erwartet? — Ist Etwas vorgefallen?" fragt sie, indem sie ihm die Hand zum Aussteigen reicht.

Der Mensch starrt ihr, aus seinem bestaubten Livree-kragen heraus, bleich und verwirrt ins Gesicht.

Das Fräulein läßt seine Hand los und fliegt die Treppe hinauf. Ein plötzliches Entsetzen, eine Todesangst erfaßt sie. In den Corridoren, in der Halle ihres sonst so wohlgeordneten Vaterhauses begegnet Unordnung ihrem Blick. Sie weiß kaum was sie thut, kaum was sie will; sie stürzt zum Zimmer ihres Vaters.

In einem Lehnstuhl ausgestreckt liegt Herr von Bruck bewegungslos. Sein Gesicht ist bläulich, sein Auge geschlossen, sein Haar schneeweiß wie das eines sechszigjährigen Greises. Caroline glaubt ihn todt, sie stößt einen Schrei aus; da sieht sie den Körper im Lehnstuhl sich aufrichten, die Augen öffnen und bei ihrem Anblick langsam das Haupt in die Hände senken, als sei es, um sich selbst zu tragen, viel — unermeßlich viel zu schwer!! —

„Vater, Vater!“ ruft Caroline und faßt seine Hand. Er antwortete nicht; sie wirft sich auf die Kniee. In seiner räthselhaften Verlassenheit findet sie ihm gegenüber Worte, findet sie Liebkosungen, — ihn hat ein Schicksal getroffen, das sie noch nicht faßt!

„Um Gotteswillen antworte mir! ein Wort! — aus Mitleid! — Eine Sylbe!!“

Er schweigt! — Sie ringt die Hände, unter Thränen wiederholt sie ihre flehende Bitte, — er schweigt!!

Da springt sie auf. „Meine Stiefmutter! — Wo ist meine Stiefmutter? Von ihr werde ich erfahren, was geschehen ist!!“

Da faßte der Herr von Bruck den Arm seiner Tochter. Aus seinen Augen bricht ein Blick des Todes, er hält sie fest. Sie glaubt, daß er wahnsinnig geworden; ihre Lippe, die noch rufen will, versagt ihr den Dienst; ihr Auge wandert in Todesangst längs den Wänden, auf den bestaubten Polstern und Spiegeln — — plötzlich senkt Herr von Bruck mit einer unbeschreiblichen Geberde die rechte Hand auf ein dicht neben ihm aufgeschlagenes, auch mit Staub bedecktes Buch! Carolinens irrer Blick folgt der Bewegung, aber die Schrift ist ihr mit einem Flor bedeckt, durch dessen zitternden Nebel sie nur eine Zeile erkennt:

„Er steht verstummt, — ein Entehrter!!“

VI.

Ein Monat ist vergangen. Am Bette ihres Vaters sitzt Caroline, in Trauer — wie in ihrer Kindheit, — mit einem Briefe in der Hand. Sie liest:

„Mein theures, mein geliebtes Kind!

Als wir vor einem Monat von einander Abschied nahmen und ich wähnte Sie zu einem Leben des Glückes und beseligter Jugend zu entlassen, hielt ich's

für Pflicht, getrost zu sein und nicht zu klagen, daß Sie von mir gingen. Heut, wo Sie, mit Ihrer zerstörten Zukunft, Trost suchend vor mich treten, — wo mein Gewissen mich anklagt, daß ich ohne Prüfung, leichtsinnig Sie hingab, Caroline! — heut möchte ich verzweifeln im Gefühle meiner Schuld und meiner Ohnmacht, wenn ich mir nicht bewußt wär', daß ich redlich handeln wollte, ohne Selbstsucht — aber das Alles ist nutzlos; ich frage mich nun: was soll geschehen?

Wäre mir's vergönnt den Raum von mir zu Ihnen zu durchmessen, an Ihres unglücklichen Vaters verödetem Heerd, an dem Lager, auf dem er stumm, gelähmt, Tage des Schmerzes an sich vorüberziehen sieht, die Freundeswacht mit Ihnen zu theilen, so wäre ich getrost. Aber meine Regierung ruft mich zurück; Morgen verlasse ich den Ort, wo ich mit Ihnen gelebt. Man schreibt mir, daß ich hierher zurück gesendet werden solle, aber die Erfüllung dieses Wortes ruht in der Zukunft! Für jetzt — für jetzt sind wir getrennt! Ich sende Ihnen diese flüchtigen Abschiedszeilen ohne andern Trost, als daß zu aller Zeit, allüberall, unter dem Drang der Geschäfte, unter allen Schicksalen, das Gedenken Ihres Freundes unwandelbar bei Ihnen weilen wird.

In einigen Tagen send' ich Ihnen einen Rechtsbeistand. — Er wird Ihnen hülfreiche Hand leisten

bei dem Ordnen der etwas zerrütteten Umstände Ihres Vaters; auch bei den Nachforschungen, die Sie über die beiden Entflohenen anzustellen wünschen; durch ihn erhalten Sie noch einmal Nachricht von mir.

Und nun — schütze Sie Gott! — Und hassen Sie mich nicht als die mitschuldige Ursache Ihres jetzigen Unglücks!!

Villafranca."

Drittes Buch.

I.

Es war in Madrid, in einer Villa an den Ufern des Manzanares, außerhalb der Stadt. Im Gartensaal, vor der offenen Thür des Altans, stand ein Piano von Ebenholz, dessen Decke so wie das Getäfel des Bodens von Musikalien bedeckt war. Die Menge der umher verstreuten Gegenstände, die vorhangslosen Fenster deuteten auf eine kürzliche Ankunft, eine unvollendete Einrichtung. Durch das Fenster schweifte das Auge über eine üppige Aussicht; die Sonne ging unter; in ihren schrägen, blutrothen Strahlen glühte purpurn der Fluß.

Auf dem Altan stand eine Frau, — ein Mädchen in der Blüthe der Jugend. Freilich nicht schön wie die Jugend, sondern bleich, mit markirtem leidenschaftlichen Gesicht, welches, vom Leben gezeichnet, dem Lebenskundigen zu denken gab. Sie lehnte über das Geländer; von ihren bräunlichen Armen fielen die weiten Aermel des schwarzen Taffetkleides; in ihrem blauschwar-

zen Haar glüheten zwei dunkelrothe Rosen; über ihr südlich gefärbtes Antlitz flogen die Purpurstrahlen der sinkenden Sonne, wiederspiegelnd in der feuchten Gluth ihres zum Himmel erhobenen Blicks.

„Laß mich Dich küssen, Muttererde, Heimathland! Und Dir, Sonne meines Vaterlandes, meinen heißen Gruß! — Sei mir willkommen, Götterfrühling, heilige Heimath meiner Kindheit Stätte, wo die Asche meiner Mutter ihr Kind zur Anbetung ruft! Gott, großer Gott, Der Du mit finsterm Auge in die geheimen Tiefen meiner Seele bohrst — laß mich hier heimkehren, auf den Purpurlichtern des Abends, auf den Aetherwolken des Nachtigallenschlags, der Deinem Namen zujubelt, auf den Duftwolken der Nachtviolen und Rosen, — ich habe genug gelebt! Ich habe gestrebt nach Allem was groß ist — es war nur der Reiz der Aufregung! — von Allem was groß ist, ist mir zuletzt der Ueberdruß geblieben! Ich habe Menschen, die halbe Menschheit gesehen; ich habe die halbe Erde durchirrt, — ich bin einsam geblieben; arm, bettelarm stehe ich hier an meinem Anfang, Gott, und rufe Dir zu — —"

„Ei, sieh da gnädiges Fräulein, in Thränen Ihre schönen Augen! — Eine schöne Gegend das!"

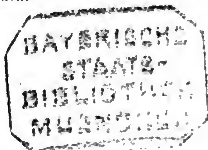
„Gnädiges Fräulein, ich höre von Ihrer Ankunft, — Incroyable! rufe ich, und eile, und finde Sie, und begrüße Sie —"

Das Mädchen drehte sich blitzartig um — die beiden Stimmen rissen eine wunderliche Lücke in ihre Empfindungen. Ihre blutrothen Lippen zuckten und ihre weißen Zähne blitzten. „Sie sind also auch da!“ — lachte sie plötzlich; — „nun willkommen, Leben des Staubes, willkommen, wenn es sein muß, auch in Madrid!! — Herr Lieutenant Veit, wie geht's mit Ihren Nerven? Hat die Luft von Castilien Sie endlich hergestellt, und hat das Vaterland Aussicht, Sie wieder in seinen Diensten zu sehen? — Was mich betrifft — ich habe meine Köchin mitgebracht, die Sie in Wien so sehr bewunderten; sie macht die Krebsnasen noch immer meisterhaft — ich hoffe, Sie sind morgen mein Gast! — Herr Baron Fürst, stehen Sie nicht gedankenverloren an meinem Clavier, das ich noch nicht probirt hab' seit meiner Ankunft gestern; helfen Sie uns den Küchenzettel für morgen entwerfen; ich erinnere mich Ihrer Passion für gewisse Hammelkeulen, — Sie sehen, daß wir materiell geworden sind.“

Der Baron lächelte schmachtend. „Wissen Sie,“ hub die feine Stimme des Lieutenants wieder an, — „ich lebe jetzt nur von Extremen; ich esse Birnen zum Kaffee und mische Arrac in die Windbeutel. Dies ist einer der größesten Genüsse für mich!“

Luise schoß zur Thür hinaus.

„Diable!“ sagte der Baron, „sie ist unverändert; „es gab nie eine sprödere Emancipirte, à mon avis.“



Der Lieutenant setzte eine geheimnißvolle Miene auf. Der Baron that ihm jedoch nicht den Gefallen, dieselbe zu bemerken. Man ging in ein Café; dort traf man Freunde; die Nachricht, daß die Pianistin Mara in Madrid angekommen sei, circulirte von Mund zu Mund.

Am nächsten Morgen lag Luisens Toilette voll von Briefen. Sie sah sie nicht an. Sie lief ein paar Mal auf und ab und warf den ganzen Haufen in den Kamin.

„Verdammt, verwünscht!" rief sie und stampfte mit dem Fuße. „Man sei nur etwas, sei es noch so wenig, und wie die Muskitos hängt sich der Schwarm an uns!" — Sie schellte. „Anziehen, mich anziehen!" rief sie dem Kammermädchen entgegen.

Die Toilette war bald gemacht. Schwarzer Taffet, Rosen im Haar — sorglos wie gestern, fern aller Koketterie.

„Den Beiden verleid' ich mich heut!" lachte sie dann und stürmte in die Küche.

„Minette!" rief sie der am Heerd beschäftigten culinarischen Künstlerin zu — „ich jage Dich aus meinem Dienst, wenn Du heut eine unverdorbene Speise auf den Mittagstisch bringst! Um Deinen Ruhm sollst Du dabei nicht kommen; den Herren, die zu Tische da sind, werde ich sagen, ich hätte gekocht! Ja ja, so soll es sein!" rief sie gebieterisch. „Und das Expedienteste

wird sein, wenn ich Dir in der That heut helfe." Mit der unglaublichsten Rabbia verdrängte sie die Köchin von ihrem Platz, bemächtigte sich der Töpfe und goß und mischte das Widersprechendste so lange durcheinander, bis die starr dastehende Köchin, unfähig, den Gräuel länger anzusehen, weinend vor Zorn, hinauslief, beim Kammermädchen Trost zu suchen.

Der Salon war hergerichtet; man hatte in der Eile Vorhänge aufgesteckt; viel Blumen standen rings umher; Luise liebte die Blumen. Der Tisch war von Neuem gedeckt, als der Diener die Herren meldete. Statt zweier, traten drei ein.

„Sie werden entschuldigen gnädiges Fräulein, lispelte Baron Fürst, „daß wir Ihnen einen Freund zuführen, der vor Begierde brennt, Ihrer bezaubernden Nähe theilhaftig zu werden."

„Ganz gut!" erwiderte Luise mit einem Kopfnicken, ohne sonderlich auf den neu Eingeführten zu achten; — „Ihre Freunde sind mir gerade so willkommen als Sie selbst."

Man brachte ein viertes Couvert; man setzte sich; die Speisen wurden aufgetragen. Beim ersten Löffel hielten die beiden Gutschmecker erstaunt inne, der Lieutenant hustete, der Baron nippte und forderte Wasser.

„Ei ei!" rief Luise, „meine Herrn, Sie essen nicht? Das ist kein besonders artiges Benehmen, und ein

schlechter Dank dafür, daß ich, um Ihnen einen exquisiten Genuß zu bereiten, mich den ganzen Morgen über in propria persona in der Küche gequält habe!"

„Wie, Fräulein selbst?" sagte der Baron und starrte auf den Lieutenant, der seinerseits auf seinen Teller starrte, welcher eine unzuzerlegende Olla potrida von den wunderlich widersprechendsten Substanzen in sich aufgenommen hatte.

„Essen Sie, essen Sie!" rief Luise sehr belustigt; „versuchen Sie, lieber Herr Veit; Sie lieben ja die Contraste! — Ich kann Ihnen leider nicht secundiren, denn eine Köchin wird, wie Minette bestätigen kann, immer zum Voraus vom Küchendampf satt; keineswegs aber werde ich dulden, daß Sie mir den Schimpf anthun, meiner Kunst ein démenti zu geben."

Sie mochten wollen oder nicht, essen mußten sie; und sie thaten es endlich, unter Convulsionen.

Der Fremde, von Luisen wenig beachtet, wußte nicht was er aus der Scene machen sollte. Er bat nach Tische um eine Pièce; Luise setzte sich ans Clavier und spielte mit allem Feuer ihres Temperaments, mit allen Klagen ihres unstät flackernden Gemüths. Es war viel Zauber in ihrem Spiel; es war die klagende Glut einer ziellos schweifenden Sehnsucht, ungestüme Anläufe zu Glück und Jubel, meist plötzlich abbrechend, oder in schmerzliches Gemurmel sich verlierend. Als sie geendet, sprang sie achtlos auf. „Das Spielen

greift mich an; könnten wir nicht Pferde haben, Herr Veit? Wie, wenn wir eine Promenade auf den Wällen machten?"

„Aber, Fräulein, es ist sehr heiß!"

„O, desto besser!" rief Luise; „die Hitze macht mich stets nervös; ich muß Bewegung haben!"

Der Lieutenant ward zur Thür hinausgedrängt. Luise strich durch die Zimmerreihe an einem Billard vorbei, nahm einen der Stöcke, stieß ein paar Mal die Kugeln über die grüne Fläche und warf ihn wieder hin. — „Was fangen wir an, bis er zurückkommt?" rief sie. „Wenn man doch immer gleich wüßte, was anfangen!" — Sie sann einen Augenblick. „Wissen Sie? — hier in der Nähe ist ein Garten, wo man tanzt!"

„Aber, Sennora!"

„Aber soll ich mich denn heut einsperren?" rief sie gebieterisch, seufzte plötzlich und trat auf den Balcon. Die Strahlen der Sonne prallten von dem leinenen Zeltdach ab; nur flüchtige Funken stoben auf die von weißen Blüthen umrankten Sprossen des Geländers. „Sehen Sie," sagte Luise zu dem Fremden, indem ihre Hand achtlos durch die duftigen Schneebüschel irrte, die zarten Kelche und Knospen zerdrückend — „man müßte sich ergötzen, so lange man jung ist, aber es ist schwer. Ich mühe mich nun schon so lange drum und hab' in ein paar Jahren so ziemlich den Kreis-

lauf des Vergnügens durchgemacht: Fahren, Reiten, Billardspielen, am Roulette hasardiren, Clavierspielen und Concerte geben —"

„Sie nennen auch das nur ein Vergnügen, Sennora?"

„Nun, was denn weiter?" unterbrach Luise — „geht mir mit Eurem Geschwätz von Streben und Beruf der Virtuosen! — Der Beruf, sich selbst in Scene zu setzen! Pah! Es hat mich eine Weile ergötzt; — nun kenn' ich all' die artigen Manöver! —"

„Ihr großes Talent, mein Fräulein, könnte sich ja auch ernsten Zielen zuwenden! Schöpferisch in Ihrer Kunst zu wirken —"

„Schöpferisch!" unterbrach Luise, hm! Ich glaube, jedem großen Schaffen muß eine große Menschenliebe zum Grunde liegen. Aber ich sah viel von der Welt und begriff bis heut noch keinen Philantropen! Somit fehlt meiner Künstlerschaft der Heiligenschein. Vielleicht bin ich zu jung!"

Sie hielt inne.

„Es gäbe vielleicht," lispelte der Caballero, „einen Weg, jenen Sporn zu ersetzen! — Man liebt Einen, wenn man nicht alle lieben kann, und diese schönen Augen träumen sicher doch noch von anderen Harmonien, als wie sie auf liniirtem Papier verzeichnet stehen! Aber ich bin indiscret!"

„Durchaus nicht!" rief Luise; — „was Sie mir

sagen, höre ich täglich zwanzig Mal! Anfangs lachte ich darüber; endlich habe ich mich gewöhnt es anzuhören, wie ich es anhöre, wenn Jemand zu mir sagt: Guten Morgen!"

„Sie wollten vorhin doch tanzen!" entgegnete der Caballero. „Kann man Vergnügen finden am Tanz, wenn man sich nie gesehnt, zu lieben, Fräulein?"

„Es ist damit ein eigenes Ding!" erwiderte Luise gedankenvoll. „Ich bin auf Bällen gewesen; da schien mir's wunderlich, daß sich zwei Menschen, eng umfaßt, rastlos im Kreise drehen, in sich versunken, doch bewußtlos einer allgemeinen Ordnung folgend; ich dachte mir: es muß irgend ein Sinn dahinter liegen, fand aber den Schlüssel nicht, bis es mir eines Tages einfiel, Astronomie zu treiben, und ich mit der Erkenntniß jener leuchtenden Ordnung in dem rollenden Sphärentanz plötzlich begriff, welches Vorbild dem Erfinder des irdischen Tanzes vorgeschwebt, und welche uralte Göttlichkeitssucht auf die Antlitze der Tanzenden jene mir immer unerklärliche Begeisterung hauchen müsse."

Betroffen und halb ungläubig blickte der Fremde in Luisens Gesicht.

„Und dieses metaphysische Entzücken, Fräulein, empfinden Sie, wenn Sie tanzen?"

„Mein Gott — ich weiß nicht — ich thu' es zu selten! Bisweilen nur, wenn ich nichts Anderes anzufangen weiß! Ich kann's nicht recht vertragen; viel-

leicht gewöhne ich mich aber und finde Reiz daran! Stellen Sie sich vor!" fuhr sie dann nach kurzer Untersuchung fort, während welcher flüchtige, doch düstere Schatten über ihr Antlitz jagten — „daß der Traum meiner Kindheit war, Tänzerin zu werden. Ich hatte eine Schwester von wunderbarer Schönheit —"

Eine leise Bewegung veränderte bei diesen Worten das Gesicht des Fremden.

„Diese Schwester," fuhr Luise fort, „war Tänzerin von Profession, und sah ich sie, so hatte ich immer ein Gefühl des Neides. Wenn das Entschwinden ihrer Jugend diesen Beruf zur Qual für sie gemacht haben wird, dann wird zugleich ihr Beruf ihr Leben verzehrt haben. Man tanzt sich eben todt!"

Sie wandte sich bei diesen Worten achtlos weg, als ob sie zu sich selbst gesprochen habe. Und in der That hatte noch kein Blick das Bewußtsein bekundet, daß sie zu einem Mann von schöner Gestalt, mit schwarzem Haar und glühenden, sehnsüchtigen Augen rede; sie hatte auch nicht bemerkt, daß während ihrer letzten Worte eine augenscheinliche Bewegung von ihm nur schlecht verborgen ward.

Im Nebenzimmer stand der schmachtende Baron am Fenster.

„Fräulein, ich sehe den Lieutenant Veit mit Pferden kommen."

„Vortrefflich!" rief Luise zur Thür stürzend, —

„ich werfe ein Kleid über; befehlen sie vielleicht noch Etwas, eh' wir reiten — vielleicht noch Etwas von Speisen?“ fügte sie ernsthaft hinzu.

„Um Gotteswillen, nein!“ rief der Baron und trat auf den Balkon, wo der Fremde, in tiefe Gedanken versenkt, auf den Boden starrte.

„Nun Sennor? Wie finden Sie sie? Etwas pikanter noch als ihre Küche? — Und nicht eben voll Bewunderung für schöne Männer, nicht? — Ich habe Ihnen das vorher gesagt! Wehe dem, der neben einer berühmten Frau noch die Prätension hat, bemerkt zu werden! Ich meines Theils überlasse Ihnen die Mara von heute an; denn meine heutige Appetitcur wünsche ich nicht zu wiederholen.“

„Es wäre auch,“ erwiderte der Andere, „eine undankbare Marter, einer Person gegenüber, die in den Wirbeln eines Walzers die Nachahmung des Tanzes der Gestirne sieht!“

Wollen wir jetzt Luisen auf ihrem wilden Spazierritte begleiten, wo sie jagt, lacht, spricht, über Gräben, Hecken und kleine Flüsse setzt, mit der tollkühnen Gleichgültigkeit einer wahrhaft japanesischen Todesverachtung?

Einsam ist Luise Mara auf der Erde. In der Einsamkeit ihres Lebens hat sie nicht einmal die Sehnsucht zur Begleiterin, es nicht mehr zu sein.

„Tödten wir die Minute und füllen wir das große Schweigen rings um uns her mit so viel Lärm als

möglich!" — Das ist der einzige, achtlos Jeglichem gestandene Beweggrund all' ihres wilden Thuns.

II.

Es war im Dom; die letzten langhallenden Accorde der Messe verklangen. Das Licht des Abends glühte durch die farbigen Scheiben auf das hinausströmende Volk. — An einem Pfeiler lehnte Luise und blickte auf die schöne, gestalt- und farbenreiche Scene. Sie war ohne Schleier, und wie sie so stand, wandte sich manches Auge auf ihr ausdrucksvolles Gesicht; denn man kannte sie; Salons und Gassen waren voll ihres Ruhms; ihr Bild war über die halbe Erde verbreitet. Es war zu jener Zeit, wo das unbeschäftigte, in tiefem Frieden begrabene Europa nach phantastischen Aufregungen haschte, — jener Paradiesestag der Virtuosen, an deren schimmernde Erscheinungen die Liebesschwärmerei einer müßigen Welt sich kettete. Aber Luise war für den Fanatismus ihrer Anhänger eine undankbare Madonna. Und ihre Verachtung für die Huldigungen des Enthusiasmus war ungerecht! Sind doch solche Huldigungen oft ehrlicher und nicht vergänglicher, als manche Beziehung von Herz zu Herz!

An ihrem Pfeiler stand Luise; sie betete nicht; sie hatte keine Wünsche. Sie blickte an den Kreuzwölbungen entlang, mit ihrem Auge den majestätischen

Raum durchmessend, und ein Gelüst befiel sie, im Kampf mit der ungeheuren Ausdehnung des Gebäudes die Stärke ihrer Stimme zu erproben; doch hielt natürliche oder anerzogene Scheu sie von dem Versuch zurück. Sie wollte endlich gehen; denn es ward dunkel. Da gewahrte sie in einer Seitenkapelle, unter dem Schein der ewigen Lampe, eine Frau von schöner Gestalt am Boden ausgestreckt. Der Anblick fesselte Luisen. Die Fremde betete; ein großes Ringen schien ihre Seele in krampfhafte Bewegung zu versetzen. „Daß man so leiden kann!" murmelte die Pianistin; „ist nicht das Leben ein zu gleichgültiges Ding für so viel Gram?"

Da stand die Betende auf; Luise erstaunte über die Schönheit der zarten und doch reichen Formen! Das Gesicht war von einem Schleier verhüllt, aber die Anmuth der Schultern, der Reiz der Linien, welche die unter einer Mantille verborgene Form des Kopfes ins Leben rief, ließen auf gleiches Ebenmaß der Züge schließen. Angezogen von der Erscheinung, folgte die junge Künstlerin der Unbekannten. Die hereinbrechende Nacht legte sich weich und mild über die Stadt; die warme Luft erzitterte melodisch von zahllos sich kreuzenden Glockenspielen. Die großen Gassen vermeidend, schritt die Fremde dicht neben den Häusern hin, bis sie in einem derselben verschwand. Also am Ziele ihrer Wanderung angelangt, stand Luise still und betrachtete

das Haus. Es dünkte ihr bekannt; plötzlich besann sie sich: es war das Haus des jungen Spaniers, den der Baron ihr zugeführt. Auf einem ihrer Spazierritte, auf welchem sie ihre sämmtlichen Begleiter besiegt, hatte sie in einer Spottlaune darauf bestanden, Jeden einzeln bis vor seiner Thür zu begleiten, und auch dem jungen Spanier war diese Beschämung nicht erspart worden. Jetzt, in der Nacht, allein, stand sie vor seinem Haus und sah zu seinen unerhellten Fenstern auf. Es war nicht etwa Eifersucht, die ihre Neugier stachelte, denn sie lachte über die Schwüre der Männer; der Caballero war ihr so gleichgültig, daß sie nicht einmal seinen Namen wußte; — es war Theilnahme für die Fremde, welche, in schluchzenden Gram, das Antlitz auf feuchte Steine gepreßt, im Dom der Erde ihre Schmerzen gebeichtet hatte. Plötzlich erschien ein Licht im ersten Stock; die Vorhänge flogen zurück; eine Hand stieß das Fenster auf, ein blonder Frauenkopf tauchte, vom Flackerschein der Kerze beleuchtet, empor; es schien, als wolle ein Weib sich auf das Pflaster stürzen. Zwei Arme hinderten sie indeß daran; in der nächsten Secunde war an die Stelle der grellen Bewegung wieder Stille und Dunkel getreten. Luise hatte in der Schnelligkeit die Züge der Fremden nicht zu erkennen vermocht, sie horchte noch eine Weile, aber Alles blieb fortan still. Langsamer, als sie zu gehen pflegte, wandte sie sich endlich

und wanderte, unbekümmert um die späte Stunde und die Einsamkeit des Stadttheils, in welchem sie sich befand, zurück nach ihrem eigenen Hause. „Daß diese Art von Leidenschaft existirt!“ murmelte sie mehrmals und schauerte in einem Gefühl, als ob nur eine dünne Scheidewand, — ein Nichts nur sie selber davon trenne!

Hoffnungslos sein! — Es ist ein kleines Wort; man wirft es hin, als wär' es Nichts; man geht mit Menschen um und mißt ihr Glück nach den Stoffen, die sie tragen; man blickt auf das schnelle Räderwerk unserer Zeit, jubelt über die Fortschritte unserer Civilisation und vergißt die Zuckungen ihrer zahllosen Opfer! Denn nicht unter den Armen, denen ein Brod, ein abgetragener Rock die Quelle höchster Glücksempfindung werden kann, — nicht unter den Verkannten, den Zurückgesetzten, nein! — unter den Reichen, unter den geistbegabten, unter den Gefeierten, die nicht wissen, was unter der Sonne sie begehren sollen für das Morgen, — in den Reihen dieser Beneideten wohnt die Hoffnungslosigkeit! Dann bleibt die Betäubung frivoler Lustbarkeit, vielleicht noch die Arbeit, welche nicht fördert, — ein ewiges zweckloses Getön in einem leeren Raum! So lebt Luise Mara auch! Als Virtuosin vergöttert, — getragen vom Glück, in wilder Unberührtheit hinlebend, vom Laster fern gehalten durch ein Etwas, eine Macht, eine Erinnerung, die aus ihrer Kindheit geheimnißvoll, gebieterisch hervorragt — aber

zwecklos schweifend, heimlich verzweifelnd, müde, noch eh' sie jemals recht gelebt! Und so, am nächsten Morgen, wacht sie auf; nach einer ruhelosen Nacht hat sie tief hineingeschlafen in den Tag; sie denkt nicht mehr an das Abenteuer der gestrigen Nacht und fragt sich aufstehend, was besser, Sein oder Nichtsein, — die alte Frage, die längst vor Hamlet durch die Welt gegangen ist.

III.

Mehrere Wochen vergingen, und Luise, von allen Seiten bestürmt, faßte endlich den Vorsatz zur Veranstaltung einer Matinée.

Sie plauderte eines Tages darüber mit den Baron, der trotz der schrecklichen Diner-Geschichte sich wieder angefunden hatte, und offenbarte ihm die mancherlei Schwierigkeiten, in die ihr Vorhaben sie stürzte.

„Ich würde gern thun, was an mir ist! sagte sie, indem sie die Kanten eines Taschentuchs zerriß; „aber ich allein kann kein Concert ausfüllen; ich brauche Mitwirkende. Ich kenne aber in ganz Madrid keinen einzigen Musiker."

„Es würde leicht sein, Fräulein, diesem Mangel abzuhelfen."

„Keineswegs. Ich persönlich bin so wenigen Menschen homogen! Bedenken Sie ferner, daß es fast unmöglich ist, bei der bloßen Mitwirkung in einem Concert die Eitelkeit eines Künstlers zu befriedigen!"

„Gleichviel; was brauchen Sie?"

„Wenigstens einen Declamator, eine Sängerin, einen Geiger oder Cellisten und ein Quartett."

„Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen einen Weg zeige über das Alles zu verfügen?"

„Nun — ein sublimes Frühstück in der Art des neulichen Diners."

„Auf dies Versprechen hin ist es ziemlich großmüthig, wenn ich Ihnen meine Quelle sage! Don d'Aguilar kennt alle Musiker."

„Don d'Aguilar? Wer ist Don d'Aguilar?"

„O Sennora, Sennora! Wie glücklich ist er, daß er das nicht hört!"

„Zur Sache, Baron!"

„Nun, jener junge Mann, den Veit und ich bei Ihnen einzuführen wagten!"

„Er also heißt Don d'Aguilar! wer kann alle Namen behalten?" rief Luise. „Wer ist denn eigentlich dieser Don? Sein Gesicht kommt mir bisweilen bekannt vor, als hätt' ich ihn schon einmal wo gesehen! Das wird mich aber wohl täuschen. Gleichviel auch. Ich sah ihn lange nicht. Das Beste wäre, man ginge gleich zu ihm und erkundigte sich nach den Musikern.

Begleiten Sie mich?" — Sie nahm bei diesen Worten ihren Hut und sprang die Treppe hinunter.

Der Baron folgte. „Don d'Aguilar zu Hause?" fragte er, am Hause des jungen Spaniers angelangt, den Wirth.

„Was d'Aguilar!" entgegnete mürrisch der Gefragte. „Ist seit vier Wochen weg, der saubere Hecht! Hat den Miethstermin versäumt; ist mir die Miethe schuldig geblieben!"

„Er wird wohl wiederkommen!" meinte Luise, in deren Erinnerung die nächtliche Scene wieder auftauchte. „Wissen Sie, ob der Sennor hier nähere Freunde zurückgelassen?"

„Glaube kaum!" versetzte der Wirth. „Seine Frau hat er mitgenommen; weiter wird er wohl Niemanden haben, der saubere Hecht."

„Er hat eine Frau?" rief der Baron.

„Ja, ja, ja!" unterbrach Luise. „Kommen Sie nur! — Wenn der Sennor wieder kommt, Herr Wirth, im Fall es sehr bald sein sollte, so lassen Sie mich's wissen, hier ist meine Karte."

„Ei, ei!" wiederholte der Baron, „er hat eine Frau! — Und Sie wußten es?" — Luise nickte. „Nun, da Sie nichts sagen wollen," fuhr der geduldige Liebhaber fort, so gestatten Sie mir wenigstens, den Entflohenen im vorliegenden Fall so gut als möglich zu ersetzen."

„Ich gebe Ihnen diese Erlaubniß!“ antwortete Luise; „küssen Sie mir zum Dank dafür die Hand.“

Acht Tage darauf kündigten die Blätter ein Concert der Pianistin Mara an, und ganz Madrid befand sich demzufolge in Spannung und Bewegung.

IV.

Am Morgen des Concertes, über einem Haufen von Briefen und Depeschen, saß der Marquis von Villafranca mit seinem Secretär in der Kanzlei. Von Seiten des Letzteren kamen mehrere Versehen vor, deren Zahl sich in dem Maße, wie es später am Tage ward, vermehrte.

Der Marquis bemerkte es. „Was ist Ihnen, Don José? Sie sind zerstreut.“

„O, nichts, Excellenz — ein kleiner Wunsch —; — die Pianistin Mara giebt heut eine Matinée — — die berühmte Mara, Excellenz!“

„Mara!!“ — wiederholte aufstehend der Marquis. Er drückte einen Augenblick lang die Hand hart auf die Augen.

„Sie haben ganz recht, Don José, hören Sie die Mara!“ sagte er dann ganz ruhig; „und wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, so schaffen Sie auch mir noch einen Platz. Es liegt mir dran.“ Er

schloß das Pult und bedeutete den Secretär, daß nicht mehr gearbeitet werde.

Allein geblieben, ging der Marquis verschiedene Male heftig erregt auf und ab. An einer Wand hing ein männliches Bildniß. „Freund meiner Jugend, der Du mir Deine Kinder vertrautest, schlecht, schlecht habe ich meine Aufgabe gelöst!!“ — Er starrte in bitterer Erregung auf das Portrait. „Nur eine Gnade, Gott, wenn sie es ist: die Möglichkeit an ihr noch gut zu machen, was ich an allen versäumt!“ Er nahm Zeitungen zur Hand, die Anzeige des Concerts nachzulesen, und wartete mit wahrer Seelenangst auf den Wagen, der ihn endlich zur bezeichneten Stunde vor den Concertsaal trug.

Die Matinée hatte begonnen. Lautlose Stille herrschte in dem Kopf an Kopf gedrängt gefüllten Saale; die Pianistin spielte, und auf den ersten Blick erkannte Villafranca seine Mündel von ehedem. Sie schien ihm kaum verändert. Zu sehr erregt, um ihrem meisterhaften Spiel seine volle Aufmerksamkeit zu schenken, achtete er hauptsächlich auf die Sprunghaftigkeit ihrer Bewegungen, die Ruhelosigkeit ihres Mienenspiels, selbst auf die capriciöse Seltsamkeit ihrer schwarz und feuerfarbenen Toilette, — Umstände, aus denen er nach Rückschlüssen auf ihren Charakter spähete. Er hoffte nach Beendigung der Pièce, irgend welche Details über sie aus dem Gespräch der Nachbarn zu vernehmen;

aber als Luise vom Piano aufstand, verschwamm in dem, alle spanische Grandezza nichtachtenden, echt südlichen Begeisterungstaumel jedes einzelne Wort.

„Ich habe sie gesehen; — es ist genug! — Weiter nun!" — sagte Villafranca zu sich selbst und schickte sich an, den Saal zu verlassen, als er einen letzten Blick auf die Estrade warf, wo Luise, mit einer kurzen Verneigung gegen das applaudirende Publicum, einem Manne die Hand reichte, um sich von ihm hinaus geleiten zu lassen. Mit einem einzigen Blick erkannte Villafranca diesen Mann. „Don Gonzalez!" — rief er, und seine Lippen wurden blaß bei diesem Anblick. Er starrte das Paar an, bis es verschwunden war, und drängte dann, so schnell die Menschenmenge es gestattete, hinaus.

„Schaff' mir die Adresse der Clavierspielerin Luise Mara!" rief er dem Kammerdiener zu, der ihm den Schlag öffnete, — „heut Abend um acht Uhr den Wagen — zu ihr, zu der Sennora Mara; Du begleitest mich."

V.

Die ahnungslose Pianistin saß indessen in ihren heut für die Gesellschaft eingerichteten Gemächern unter Blumen und Kerzen, in Sammt und Perlen, unter dem Zudrang der Elite von Madrid. Sie wußte

wohl, daß sie die Erwartungen auch der Kühnsten übertroffen hatte, denn sie spielte anders, als Virtuosen sonst zu spielen pflegen. Ihre wilde, seltsame Natur, die mit so absoluter Verachtung auf ihr eigenes Treiben niederblickte, brach in tausend Wendungen aus und schuf aus ihr jenes bizarre, blitzende Bild, welches, wie das optische Kaleidoskop, phosphorescirend, farbig, eckig und unberechenbar vor den Augen der Welt dahin flimmerte, eine blendende Qual!

Aus der schon zahlreichen Versammlung kannte sie persönlich kaum ein Dutzend Leute. Der Baron hatte die Einladungen besorgt; sie selbst nahm an der Thür aus den Händen eines Lakaien die Karten der Ankommenden entgegen und ging dem jedesmal Gemeldeten bis in das von dem Salon durch Portièren getrennte Vorzimmer entgegen, wo sie ihn gewissermaßen allein empfing. Sie hatte sich diese Art erdacht; sie war etwas abweichend von der sonst üblichen Gesellschaftsform, paßte jedoch ganz zu ihrer unstäten Laune.

Vielleicht zum hundertsten Male, — Luise redete eben mit ihren nun schon alten Bekannten, Don d'Aguilar, — kam der Lakei mit seiner Botschaft. Ohne Antwort ließ Luise ihren Cavalier stehen; die Sammtportièren öffneten sich und fielen wieder hinter ihr nieder. Die Karte, welche sie, ohne sie anzusehen, fallen gelassen, ward dem Bereich Don d'Aguilars, der sie

aufheben wollte, in demselben Augenblick durch die Schleppe einer Dame entführt.

Luise stand in dem erwähnten Vorgemach und wehete mit einem Fächer, denn es war heiß.

Ein Mann trat ein.

In dem Augenblick aufblickend, wankte sie, wie Jemand der einen Messerstich erhält; ihre von Edelsteinen blitzende Hand stemmte sich auf eine Marmorplatte, die nicht weißer war als ihr Gesicht. Auf ihren Lippen erstarb ein Aufschrei — — „Und Sie sind Dagobert!" rief sie ihn anstarrend — „Sie — Sie sehe ich wieder, Dagobert!!"

Sie faßte sich nicht gleich. Doch plötzlich, schnell wie Blitzeszucken, flog sie aus der Erstarrung auf; sie stand vor ihm in ihrer glänzenden, anziehenden Häßlichkeit; aus ihren Augen brach der Stolz des Genies: „Ich habe versucht, Etwas zu werden!" sagte sie, und die Brillanten blitzten auf ihrer Stirn; — „als ich ein Kind war, verachteten Sie mich!" — — „Luise, weder Zeit noch Ort eigenen sich für diese Erinnerungen!" — unterbrach der Marquis. „Sie haben Recht!" entgegnete Luise; „haben Sie die Güte mir zu meinen Gästen zu folgen; da ich mein Haus heut Abend geöffnet habe, gehöre ich Allen, die eingetreten sind."

Genöthigt ihr zu folgen, überschritt der Marquis die Schwelle des Salons. Er blickte erregt auf die blendende Menge, in den Lichterglanz, und es bedurfte

zur Beibehaltung seiner erforderlichen Ruhe seines ganzen, selbstbeherrschenden Taktes, als er in dem ersten ihm Entgegentretenden den falschen Don d'Aguilar erkannte.

VI.

Don Gonzalez, — wir nennen ihn hinfort mit seinem wahren Namen, — Don Gonzalez faßte sich nach dem ersten Schreck. Er näherte sich dem Marquis und sagte leise, ohne seine Miene die gleichgültige Zuversichtlichkeit des abenteuernden Salonmenschen verleugnen zu lassen: „Excellenz, ich nenne mich in diesem Haus Don d'Aguilar; ich erwartete nicht die Ehre Sie zu sehen und bitte Sie als Cavalier, mein Incognito hier nicht zu dementiren."

„Sie werden mich verpflichten, wenn Sie mir baldigst einige Worte der Aufklärung gewähren! erwiderte Villafranca kalt. „Ich bleibe eine Viertelstunde; falls Sie nicht durch besondere Pflichten gefesselt sind, bitte ich Sie, mir zu folgen."

„Mich fesselt keine Pflicht!" erwiderte der kluge Don Gonzalez, der in den Worten Villafranca's einen Verdacht zu wittern glaubte. „Sennora Luise wird uns ohnehin danken, wenn wir das Zeichen zum Aufbruch geben, denn sie empfängt die Leute nur aus Pflicht."

„Genug!“ versetzte Villafranca mit unverhehltem Widerwillen und wandte sich weg.

Am entgegengesetzten Ende des Salons stand Luise und starrte zu ihm hinüber. Bei seinem Aufblick drehte sie sich hastig um, nahm eine Schale Sorbet und verschüttete die Hälfte auf den Boden. Plötzlich warf sie sich ans Clavier: wilde, hinreißende Melodien schäumten unter ihren Fingern hervor; wilde, stumme Thränen flossen plötzlich über ihre Wangen.

„Seltsames Geschöpf!“ murmelte der Marquis; „was ist es? — was ergreift sie so?“

Eine allgemeine Bewegung unter den Gästen unterbrach den Strom seiner Gedanken.

„Die Senora sinkt in Ohnmacht! — Man öffne die Fenster! — Man trage die Blumen weg!“

„Sie sind zu gütig!“ unterbrach Luise aufspringend; „es ist nichts!“ rief sie gebieterisch.

„Dagobert, gehen Sie! — ich beschwöre Sie!“ — flüsterte sie an ihm vorüberhuschend. „Ihr Anblick macht mich fassungslos!“

„Luise, Luise, seit Sie damals meiner Aufsicht entflohen, habe ich Sie gesucht!!“

„Gesucht?“ wiederholte sie, „also nicht vergessen, flüsterte sie mit einem Ton des Jauchzens! Und wir werden uns wiedersehen! Jetzt aber gehen Sie! gehen Sie, Herr Marquis!“

Villafranca ging. Don Gonzalez folgte ihm hinaus.

„Ich werde Sie nicht bis in mein Haus bemühen!“ entgegnete der Marquis von oben herab; „ich wünsche nur zu wissen, ob Sie die Freiin von Bruck. —“

„O Excellenz!“ unterbrach der Ex-Attaché — „Sie sprechen mir von ihr, und nicht von meiner Braut?“

„Elender! Sie wagen noch, Caroline Bruck durch diese Bezeichnung zu beschimpfen?“

„Was wollen Sie, Herr Marquis?“ unterbrach Don Gonzalez — „man ist Mensch und kann ein Unglück haben; der gute Ton pflegt solche Dinge zu ignoriren und er thut wohl daran.“

„Mein Herr, zur Sache!“ rief Villafranca mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Als ehemaliger Vormund der Frau von Bruck will ich erfahren, ob und wo sie lebt.“

„Was weiß ich, Excellenz!“ entgegnete Gonzalez. „Die arme Livia hatte so viel Langeweile nachzuholen. Da liebt man denn die Abwechselung.“

„Sie geben zu verstehen, daß Frau von Bruck sich von Ihnen getrennt?“

„Ich pflege um dergleichen Dinge nicht mein Ehrenwort zu geben!“ sagte Gonzalez, als sei ihm letzteres abgefordert worden; „ich kann Ihnen aber bei meinem Stammbaum (an den Sie glauben müssen!) versichern, daß Frau von Bruck aus freiem Antrieb von mir gegangen ist.“

„Und ihr jetziger Aufenthalt?“

„Ich weiß ihn nicht."

„Ich werde Ihre Aussagen auf andere Weise zu constatiren suchen!" schloß der Marquis. „Ihnen wünsche ich die Einsicht Ihrer — Verworfenheit und hoffe Ihnen nie wieder zu begegnen." Er eilte die Treppen seines Hauses hinauf.

Don Gonzalez blieb eine Weile stehen; auf seinem Gesicht lag ein gewisser Humor.

„Ein Andrer würde ihn fordern!" murmelte er endlich vergnügt weggehend; „ich, der ich allmälig philosophisch werde, lache mich über den Tugendnarren aus."

VII.

Und Luise? Und der Marquis?

Wenn ein Mann durch unglückliche Fügung, trotz seines redlichsten Wollens nichts als Verderben aufgehen sieht in einem Zweig seiner Thätigkeit, dann faßt ihn Mißtrauen zu der eigenen Fähigkeit, glückbringend auf fremde Schicksale einzuwirken.

Dies war's, was Dagobert von Villafranca, allein, in der Stille der Nacht, im Hinblick auf die Wiedergefundene empfand.

Er sah sie glücklich, glänzend im Besitze eines vergötterten Talents. — Was konnte er an diesem Schick-

sal zu ändern wünschen? Dennoch beherrschte ihn mit ungeheuerster Gewalt der Wunsch, einer durch Zufall, durch Unglück vernachlässigten Pflicht noch jetzt zu genügen! Die große unverhehlte Bewegung Luisens bei seinem Anblick, — ihre Abschiedsworte berauschten ihn nicht; er hatte sie entweder nicht verstanden, oder sie vergessen; das Leben der Leidenschaften war diesem Manne fremd.

Und was empfand Luise, als sie nach dem Aufbruch ihrer Gäste — endlich allein! — am offenen Fenster auf ihr Tabouret sank und in den monddurchglänzten Aether starrte?

„Er — ihr Vormund, Dagobert!!" — Um sie her war eine Erschütterung vorgegangen! — in der ungeheuren Leere der Welt gab es plötzlich einen Gegenstand!

Sie hatte ihn vergessen gehabt, und bei dem Gedanken, wie das möglich gewesen, empfand sie starres Erstaunen! Darunter flutheten die Lavaströme ihrer Seele, heiß, o so heiß — daß ihre eigenwillige Natur sich in Schmerzen krümmte, — den ersten, denen sie sich je gebeugt!

Am nächsten Morgen hielt sein Wagen vor ihrer Thür. Sie lauschte durch ihre Jalousien, um einen Schimmer seiner Gestalt zu erblicken, doch sie empfing ihn nicht. In ihrem Geist dämmerte wohl die Möglichkeit eines Daseins für kommende Zeiten, aber sie

fand noch nicht den Muth sie ihm anzuvertrauen. Endlich, am dritten Tage, war sie einig mit sich selbst.

Der seit gestern zu einem neuen Gesandtschaftsposten designirte Staatsmann arbeitete in seinem Cabinet, als ihm die Pianistin Mara gemeldet wurde.

Luise trat ein, blieb einen Augenblick stehen, als ob sie außer Athem sei, und sagte dann, ohne ihn anzusehen: „Verzeihung; ich ließ Sie neulich abweisen!"

Sie warf bei diesen Worten Hut und Mantille ab und that ein paar kurze, absichtslose Schritte hin und her. Sie war bleich; ihr Anblick verrieth die heftigen Seelenkämpfe, die sie in letzter Zeit erschüttert haben mußten.

„Dagobert, ich habe drei Tage vergehen lassen, eh' ich Sie wiedersah, weil Sie mich nach meiner Vergangenheit gefragt haben würden, bevor ich mit mir über meine Zukunft einig war. Ich bin es jetzt. Es wird an Ihnen sein, eines von zwei Loosen über mich zu verhängen."

„Luise!" sagte der Marquis mit einem Versuche ihre Hand zu fassen, „ich verwahre mich gegen die Form dieser Mission, bis ich sie kennen werde. Von welcher Alternative sprechen Sie?"

„Sie fragen? Ich sollte Ihnen so viel Spielraum geben?" rief die Clavierspielerin zuckend. — „Pah, Herr Marquis von Villafranca! Ich bin kein Kind mehr! Ich habe einen Willen! — Eins oder das an-

dere geschieht! — Hören Sie mich an! — Setzen wir uns. — Ich habe bewiesen, daß ich vermag, mir ein Geschick zu schaffen! Ueber dies Schicksal, so wie es ist, haben Sie jedoch eine unermeßliche Macht, denn Sie waren seine Ursache! Und Sie werden hinfort darüber entscheiden, selbst wenn Sie nicht den Muth hätten es zu wollen! — — Ich floh als Kind von Ihnen, weil ich Sie liebte, — — — ohne es zu wissen, denn verdorben war ich nicht!"

Der Marquis zuckte zusammen; dies Geständniß traf ihn unerwartet; er blieb stumm.

„Sie sahen mich eines Tages an, — mit einem Blick — — und daß ich hier bin, mit dem Entschluß Sie daran zu erinnern — doch gleichviel!" fügte sie sich unterbrechend hinzu, indem Fieberröthe über ihr Antlitz flog, — „die Empfindung eines Kindes ehrt man nicht, zumal wenn man dies Kind gering schätzt wie Sie mich damals gering schätzten! Und dennoch trug der Wunsch, diese Verachtung aufzuheben, mich rein durch eine Laufbahn wilder Versuchungen! An meinem Namen haftet kein Vorwurf, — an meinem Leben keine Unwürdigkeit, — bloß weil ich Ihr Andenken liebte, bewußt oder unbewußt!" — Sie hielt inne, sie faßte seine Hände und schleuderte sie wieder weg, mit einem Blick, in dem sich alle Flammen brachen, die lange zurückgehaltenen Flammen dieser glühenden Natur.

Starr, entsetzt und doch zu Thränen fast erweicht, rang der Marquis nach einem Wort das er nicht fand.

„Männer sind Lüstlinge oder Memmen!“ unterbrach Luise sein Schweigen. — „Ich komme jetzt auf meinen Entschluß. Halten Sie von seiner Bizarrerie was Sie wollen, aber glauben Sie, daß er unumstößlich ist! Was ich Ihnen von meinem Leben, und seiner Schuldlosigkeit gesagt, ist wahr! Aber ich habe nicht gelebt, ohne die Welt kennen zu lernen, und — — so gut kenne ich sie, daß ich schon lange nicht mehr weiß, was in ihr suchen; meine sprudelnde Lebenskraft hab' ich verwünscht; — denn um in Trillern und Passagen erschöpft zu werden, ist sie zu stark, und nach mehr Tiefe hab ich geschmachtet, so lang' ich denken kann! — — — Als ich heut Morgen hierherkam — allein, — zu Fuß, — hat mich mein Weg — (auch nicht zum ersten Mal, an einer Höhle der Verworfenheit vorüber geführt. — Ich blieb stehen und dachte: — es liegt vielleicht in diesem verschmäheten Laster Etwas, das mindestens wissenswürdig ist und eine Spanne Leben füllt! — — wahrhaftig, ich hab's gedacht! Und wenn Sie ferner“ — (sie unterbrach sich wieder und ihre Stirn ward flammenroth) „und wenn Sie mich nicht schützen könnten, Dagobert, — ich wär' im Stand', — in meinem Schmerz, in meinem Hohn, in meiner Verlassenheit — —“

Der Marquis sprang vor. In ihrem Blick war

Etwas, das ihn mit Entsetzen füllte. Er faßte ihre Hand, sie richtete sich auf, starrte ihn an und ließ den Kopf auf seine Schulter sinken.

„Ich habe Dir gesagt, daß Du mich unwissentlich bewahrt vor Irrthum und Verderben; was will ich denn von Dir?"

Sie sprach's durch ihre stürzenden Thränen, in einem Ton der Unschuld, der seltsam mit ihren wahnwitzigen Worten in Widerspruch stand.

„Luise!" rief der Marquis.

Er that einem Athemzug; er faßte eine fernliegende Hoffnung. — „Ja, was wollte sie denn?" Er hatte in der ersten Ueberraschung ihre Wünsche vielleicht mißdeutet! All' ihre Leidenschaft entsprang vielleicht aus dem bloßen Gefühl inneren Alleinseins, und um ruhig ihres mancherlei Glückes genießen zu lernen, bedurfte sie vielleicht nur einer väterlichen Hand!! —

„Luise," sagte er, „wenn Ihre seltene Natur mir das erlittene Unrecht vergeben könnte, — wenn meine väterliche Liebe Ihnen die Schmerzen Ihrer Kindheit vergüten könnte, Luise — —"

Er sah sie an. Der Blick schien ahnungslos, obschon er es nicht war, — einer der seltenen Fälle, in denen Dagobert von Villafranca die Künste der Diplomatie in sein Privatleben übertrug.

Die Pianistin hielt diesen Blick nicht aus. Sie wandte zwei, drei mal den Kopf in ziellosen Bewegun-

gen; ihre Finger regten sich in nervösem Spiel; endlich siegte die ihr eigene Entschlossenheit; sie richtete sich auf und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Dagobert, glauben Sie sich für alle Zeit im Stande, mir ein guter Vater zu sein?"

„Ich bin dessen gewiß!" erwiderte der Marquis mit einer Ueberzeugtheit, die über ihren Ursprung keinen Zweifel ließ.

Luise verstand ihn! — o, sie verstand ihn gut! Ihr Blick verrieth, daß in ihr Etwas kämpfe, von einem überlegenen Willen zur Ruhe gewiesen werde und endlich ruhig sei. Einige Minuten verstrichen über diesem stummen Spiel. „Wenn's denn so ist, — wenn Sie Ihrer gewiß sind, Herr Marquis," sagte sie finster, „nun, so versuchen Sie Ihr Heil mit mir! Ich will es auch versuchen."

Mit welchen Ahnungen die Beiden, — Mündel und Vormund, — in ihrem neuen Verhältniß die Zukunft begrüßten, lasse ich dahingestellt. Gewiß ist, daß es mit dem redlichsten Willen beiderseits geschah, und daß Luise den Marquis von Villafranca jetzt unter denselben Verhältnissen, wie ehedem Caroline von Bruck, auf seinen neuen Gesandschaftsposten begleitete.

Viertes Buch.

I.

Die Zeit ist wieder um zwei Jahre vorwärts geeilt, und der Kreislauf unserer Erzählung hat uns zurückgeführt zum Schauplatz ihres Anfanges. Die Sonne eines schönen Frühlings scheint auf die knospenden Buchen des am westlichen Ende belegenen Parks, und eine fröhliche Menge von Spaziergängern ergießt sich durch die Alleen, um dem siegreichen Gestirn des Sommers seine ersten Triumphe mitfeiern zu helfen.

Ist es Nothwendigkeit, daß in den heitersten Augenblicken irgend ein Zufall die Menschen an das Wandelbare allen Erdenglücks mahnen muß? In das fröhliche Treiben trat plötzlich eine Stockung, und viele Blicke wandten sich seitwärts auf eine Gruppe, welche, ohne allen Anspruch bemerkt zu werden, durch den Gegensatz, in dem sie zu ihrer Umgebung stand, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein Roll-Wägelchen von Holz und Korbgeflechten, mit Polstern ausgelegt, bewegte sich, von einem Diener in unschein-

barer Livrée gelenkt, langsam unter den Bäumen. Eine Frau, deren halbverhülltes, noch jugendliches Gesicht, trotz seiner Blässe Spuren von außerordentlicher Schönheit zeigte, lag in demselben unter Decken ausgestreckt. Neben ihr gehend, spähte eine junge, schlanke Dame in tiefer Trauer nach den einsamsten Wegen und bückte sich von Zeit zu Zeit nach einem Veilchen, um es als Liebesopfer in den Schoß ihrer leidenden Gefährtin zu legen, welche bereits einen großen Strauß der duftenden Blaublumen, dieser milden Frühlingsaugen, auf ihren Knieen ordnete.

Menschliches Mitgefühl — Mitleid! wer geht durchs Leben, ohne zu beweinen, daß er Dich so oft empfinden muß? Ach, in der nächsten Freundschaft, in dem Kreis der eigenen Familie hat Jeder so viel Anlaß zur Bethätigung dieser schönsten und zugleich traurigsten Fähigkeit des Herzens, daß man Niemandem zürnen kann, der von dem Elend, welches seiner Hülfe entrückt ist, gern das Auge wegwendet! — Der Anblick der schönen hülflosen Frau, die mit allen Ansprüchen an die Freuden des Lebens keine derselben mehr theilen konnte, am Strahl der Sonne hoffnungslos hinwelkend, eine Beute des Todes — der Anblick verdüsterte die Blicke rings umher. — Wozu macht Gott die Welt so schön, wenn er durch so viel Leid sie wieder entzaubern muß?

Es war daher wohlthuend, daß ein neuer Zwischen-

fall, nicht ungewöhnlich an sich, doch immer anziehend, die Aufmerksamkeit zerstreute. Den Reitweg daher flog eine Cavalcade, bestehend aus einem Herrn und einer Dame, denen ein Diener folgte. Die Dame ritt einen Grauschimmel von prächtigem Temperament, brillant gezäumt und seiner Reiterin würdig, welche mit furchtloser Gleichgültigkeit das feurige Thier aus einer Gangart in die andere zwang. Ihr Begleiter, über die erste Blüthe der Jahre hinaus, aber auffallend edel von Gesicht und Anstand, ritt einen Rappen, welcher, sanft und feurig zugleich, den ungestümen Evolutionen der Amazone mit dem Takt der Gewöhnung zu folgen schien.

Plötzlich, durch irgend einen Zufall, entfiel der Dame ihre Gerte. Indem sie dem Diener winkte dieselbe aufzuheben, vergaß sie auf ihr Pferd zu achten; das Thier, hart an einem Baum vorüber gedrängt, machte Miene zu stolpern. Aber noch ehe ihr Begleiter dies verhindern konnte, hatte die Reiterin durch die freiwillige Hülfe eines Straßenjungen ihre Peitsche wieder erlangt und trieb das Pferd mit einem energischen Hieb vorwärts, welches, gleichsam wie um den Fehler gut zu machen, in wildem, aber anmuthigem Galopp bis an das Ende der Allee flog, woselbst die Reiterin in voller Carrière umlenkte und zu ihrem Begleiter zurücksprengte, welcher ihr überrascht und erschreckt entgegen kam.

In seinem Gesicht war einige Strenge.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht wieder mit Ihnen reite und Ihnen überhaupt nicht gestatten kann zu reiten, wenn Sie es so treiben, Luise. — Nicht genug, daß wir Aufsehen erregen — Sie werden sich eines Tages den Hals brechen; ich bitte Sie, reiten Sie wie es sich ziemt."

Das Mädchen senkte den Kopf und erwiderte nichts; ihre Hände mit den Zügeln sanken auf den Hals des Pferdes. Das Wägelchen der kranken Dame rollte in diesem Augenblick vorbei; Luise sah es, als es schon halb vorüber war, und sagte vor sich hin: „Es muß kein Unglück sein, so dazuliegen, denn man hat in diesem Zustand keine Sorge mehr um das, was morgen werden soll."

Sie hatte die Züge der Kranken nicht gesehen.

Da gewahrte sie plötzlich, daß ihr Begleiter blaß geworden war. Sein Pferd anhaltend, blickte er zurück auf irgend einen Gegenstand; Luise suchte die Richtung seiner Augen zu verfolgen, es gelang ihr nicht.

„Was haben Sie?" fragte sie unruhig und rauh.

„Luise, sahen Sie die Dame im Rollwagen ausgestreckt?"

„Allerdings."

„Erkannten Sie sie nicht?"

„Ich habe ihre Züge nicht gesehen."

„Gestatten Sie, daß unser Diener von fern der Dame folge? — Ich bitte Sie darum."

„Gewiß; aber wen glauben sie zu erkennen?"

„Wir werden es erfahren!" erwiderte Villafranca; „ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht!!"

Fragen oder nicht fragen, sagen oder nichts sagen!

„Ich frage aus langer Weile, wie Sie aus purer langer Weile schweigen!" — rief Luise. — Der Marquis antwortete nicht. Sie sah, daß es absichtlich geschah, oder daß er sie nicht gehört, senkte den Kopf auf die Brust, die Hände mit den Zügeln auf den Hals ihres Pferdes, und ritt ohne eine weitere Silbe an der Seite des Gesandten langsam nach Hause.

II.

Am Abend saß Luise allein in ihrem Zimmer. Eine leichte Fieberröthe färbte ihre Wangen. Der heutige Vormittag regte alle ihre Nerven auf.

Seit einem Monat war der Marquis auf seinen ersten Gesandtschaftsposten zurückgekehrt; Luise, die ihn seit zwei Jahren nicht verlassen, war gespannt gewesen den Schauplatz ihrer Kindheit wiederzusehen. Aber die Erregungen, die sie mit ihrer rastlosen Unruhe gehofft,

hatte sie nicht gefunden. Ihre Erinnerungen waren verblaßt, und das schillernde Farbenspiel, welches Veränderungen von Zeit und Ort über das Leben verbreiten, reizte ihre Aufmerksamkeit nicht mehr.

Nur seit heute war ein Etwas aus dem Nichts vor ihr heraufgestiegen, der Schatten einer Person, die ihrem Vormund nicht gleichgültig war! Sie hatte ihn während des Tages nicht mehr gesehen; er war mehrfach gekommen und gegangen; doch hatte sie nichts erfahren können, und eben ging Jemand von ihr, der sie eine halbe Stunde lang in Anspruch genommen; es war der Arzt.

Luise war seit einiger Zeit leidend geworden. Der Doctor drang auf körperliche Bewegung, geistige Ruhe und vor Allem große Enthaltsamkeit in musikalischer Hinsicht. Luise lachte hierüber und versicherte, sie sei aus Neigung träge genug.

Der Arzt war kaum zur Thür hinaus, als Luise schellte.

„Ist der Marquis zu Hause?"

„Nein, Fräulein. Der Bediente ist vor einer Viertelstunde zurückgekommen; Excellenz fuhren darauf aus."

Die Thür schloß sich. Abwesend, regungslos starrte die Pianistin auf die Tastatur.

„Daß er empfindungslos gewesen wär' sein Leben lang? Es kann nicht sein!" — Thorheit dieser selbstsüchtige Trost!!"

„Ich rufe täglich die Sterne an, aber sie hören nicht! Meine Thränen fließen, meine Kraft bricht! — Ich sehne mich weg, weit, weit hinweg!! — Wenn ich zurückkehrte zu meiner Kunst, wer weiß? — Vielleicht allein, auf mich selbst gestellt, käm' ich wieder zu mir selber!! — Aber wie? Aber wie?“

Sie stand auf. Sie sah wirklich elend aus. Sie nahm ein Licht und überschritt die Schwelle. Durch eine lange Reihe von Zimmern kam man in die Bibliothek. Luise wandte sich dorthin, ohne genau zu wissen weshalb sie es that.

An einer Wand, über dem Pult des Marquis, hing ein weibliches Portrait — das Bildniß einer jungen Dame, deren Schicksale Luise kannte. — Dagobert selbst hatte ihr von Carolinen von Bruck, von ihrem Vater und dessen Leidenschaft für die Tänzerin Livia, von ihrer eigenen Liebe für einen Unwürdigen gesprochen. — Vor einem Jahr war Caroline, nachdem sie ihren Vater zur Erde bestattet, der Herstellung ihrer Gesundheit halber nach Italien gegangen. Seitdem hatte Villafranca, außer bei Gelegenheit einer Geschäftssache, die das Brucksche Vermögen betraf, ihrer nicht wieder erwähnt.

An alle die Daten erinnerte sich Luise halb zufällig in diesem Augenblick. Sie war nie eifersüchtig gewesen. Zum ersten Mal that sich der Abgrund auf; aber

noch hafteten ihre wilden Vermuthungen an keinem bestimmten Namen.

Als sie so hin und herging, sah sie am Boden ein Billet. Sie hob es auf und überflog die Schrift, und ein Strahl düsterer Freude übergluthete ihr Gesicht.

„Livia!“ rief sie — „meine unglückliche Schwester Livia!“ War sie die Kranke? — sah er ihr nach?“ — Und ohne an den entsetzlichen Zustand zu denken, in dem sie ihre Schwester wiederfand, fügte sie außer sich hinzu — „Gott sei gelobt; sie hat er nie geliebt!“

III.

Die arme Livia saß an diesem Abend am Fenster und blickte in die scheidende Sonne. Sie bewohnte ein Häuschen außerhalb der Stadt, im Park.

Nach einer langen Reihe von Jahren war sie heut zum ersten Mal durch diesen Park gefahren, o wie anders als ehemals! Man hatte sie lange überredet, sich auf diese Weise der Wohlthat frischer Luft und müheloser, sanfter Bewegung theilhaftig zu machen; sie hatte es lange nicht gewollt, und nun sie nachgegeben, saß sie, wie sie vorhergesehen, in Erinnerungen und Gedanken trübster Art versenkt.

Plötzlich schellte es draußen; die Magd trat ein

und reichte ihr eine Karte. Die ehemalige Tänzerin warf einen Blick darauf und stieß einen Laut schmerzlicher Ueberraschung aus, — schmerzlich, denn im Leben und Herzen eines Unglücklichen wird jede Bewegung zum Schmerz!

„Der Marquis von Villafranca, Minister und Gesandter Ihrer katholischen Majestät.“ —

„Dagobert!“ rief sie und blickte empor. Sie sah ihn und erhob sich schwankend und fiel ihm in den Arm.

Er warf einen Blick auf ihr leidendes, einst so schönes Antlitz. „Meine arme Livia, muß ich Sie krank und einsam wiederfinden! — muß es ein Zufall sein, der mir den Weg zu Ihnen zeigt!! Reden Sie, reden Sie! — werfen Sie alle Zurückhaltung weg! — ich bin Ihr Freund, ich bin ein Mensch, Livia, und weiß, was Schicksale über uns vermögen!“

Sie sah ihn an und schwieg, ein langes Schweigen! — „Ich mag von meinen Schicksalen nicht mehr reden!“ sagte sie endlich; „mich dünkt als säh' ich mich selber von den Todten auferstehen; Tugend und Laster und Alles, was die Erde bewegt, schwebt nur noch als Begriff über dieser Asche meines Ich! — Doch Sie fordern's und ich gehorche der alten Macht!! — — Bin ich doch auch weniger schuldig, als ich scheine! Daß ich den Mann, der mich gerettet hatte, verließ, erklären Sie sich aus der Betrachtung meines Lebens,

wie Sie können!! — Daß ich den Andern, Gonzalez, verließ, — werden Sie mir nicht vorwerfen, denn er war unwürdig, und ich, trotz meines Leichtsinns, war es nicht ganz! Ich ging zurück zu meinem Anfang, auf die Bretter. In Folge einer Erkältung ergriff mich diese Krankheit. So zufrieden ich unter solchen Umständen endlich sein kann, bin ich jetzt."

Der Marquis schauderte. „Die Dritte, die ich unglücklich werden ließ!" sagte er innerlich mit tiefem Erbeben vor sich selbst.

„Dagobert," murmelte die Tänzerin seine Gedanken errathend, „es war keines Menschen Schuld, auch die Ihrige nicht. Sie haben mich treu genug gewarnt. Wir treiben unserem Verhängniß zu, auf unbekannten Wegen."

„Aber allein, verlassen, wie Sie sind —"

„Das," entgegnete Livia, „bin ich eben nicht."

Ein Geräusch an der Thür unterbrach die Kranke. Sie horchte auf. „Sie ist es!" flüsterte sie hastig; — „sprechen Sie nicht von Luisen — ich weiß, was sie nicht weiß, es würde sie kränken. —" „Was denn?" entgegnete der Marquis. Aber er hatte keine Zeit zu weiterem Erstaunen; die Thür ging auf — ein junges Mädchen trat ein; sie faßte ihn ins Auge, wankte plötzlich — heilige Jungfrau! — Es war Caroline von Bruck! Sie hatte ihn erkannt — — „Dagobert!" rief sie starr und stützte sich auf einen Stuhl.

Die Kranke stand auf und verschwand durch einen Vorhang; keiner der Beiden bemerkte es.

Villafranca brach das Schweigen.

„Caroline, Caroline! — Sie hier — als Engel des Trostes, Sie hier!!"

Und ohne zu wissen was er that, breitete er die Arme aus; und ohne zu wissen was sie that, sank sie hinein.

„Sie haben mir nicht mehr geschrieben!" murmelte er und seine Lippen suchten bewußtlos ihre Stirn; aber der Augenblick von Selbstvergessenheit in ihrer Mädchenseele war vorüber, mit tiefer Gluth auf Scheitel und Wangen entwand sie sich seinem Arm.

Er aber, ach! — in seinem Leben zum ersten Mal, begriff den Zug, den unwiderstehlichen, der ihn zu ihr getrieben immerdar, der all' seine stillen, heiligen Empfindungen nur an sie und immer wieder an sie gekettet!

Er faßte ihre Hände, er hielt sie fest.

„Caroline, mein Leben ist an dem Gedanken verblutet, daß ich die Ursach Deines Unglücks gewesen; der Mann, dem ich Dich hingab, vor dem ich Deine Jugend nicht gewarnt, sprich, Caroline, rede, hast Du ihn geliebt??"

„Nein, nein!" rief Caroline angstvoll, „aber das ist längst vorbei; was fragen Sie danach?"

„Was ich danach frage?" wiederholte der Marquis

„ich, o Gott! — ich hatte einmal einen heißen Traum, aber ich vergaß — ich bin alt! —“

„Ich auch!“ murmelte Caroline.

IV.

Indessen ging Luise in ihrem Zimmer auf und ab, hin und her und wartete auf die Rückkehr des Marquis. Nicht daß sie ungeduldig gewesen wäre von Livien zu hören — seltsam! — Dieses so gute Herz, das keinen Leidenden je ungetröstet gelassen, dieses gute Herz dachte nicht an Livia.

Wie der Sturm ausbricht — in einem plötzlichen Augenblick, so brach die Gewalt der Liebe endlich über die engen Grenzen dieses unruhigen Herzens das sich so lange nach Entsagung gemüht.

Diese traurige Zurückhaltung, dieser innere Kampf dem Manne gegenüber, der in den Zerstreuungen eines kalten, falschen und hirntödtenden Lebens nicht Zeit behalten hatte, sich der Sehnsucht nach-Liebe, die Gott in jedes Herz gelegt, bewußt zu werden, — „war es weise gewesen, mit Aufopferung aller Jugend, alles Lebens, aller Gesundheit zu schweigen, wenn es vielleicht nur eines Moments der Rückhaltlosigkeit bedurft hätte, um Beide glücklich zu machen, — Beide! — — sie, wie ihn!!“

Sie stand vor ihrem Spiegel und ihr Blick flog über ihr eigenes Bild.

Ihre Augen, groß, brennend und tief, irrten über ihre Züge, ihre Gestalt.

Ach!! —

Sie war nicht schön; ihr Körper, obwohl von tadellosen Verhältnissen, hatte unter dem fortwährenden Spiel ihrer in tausend flackernden Empfindungen hin- und hergerissenen Seele keine Fülle, keinen weichen Reiz gewinnen können; und diese irrlichtartige Leidenschaft, die in ihrem Künstlerleben so Viele mit dem Zauber der Neugier angelockt, stieß gerade ihn unwiderstehlich ab, und das fühlte sie ja!

„Was soll ich thun?“ rief sie und blickte flehenden Auges das Bild im Spiegel an.

Thränen wie Diamanten blitzten in ihren langen seidenen Wimpern. Sie wollte sie wegwischen; unter ihrer hastigen Bewegung glitt der Kamm aus ihrem Haar; die langen Flechten rollten nieder und hüllten sie beinahe ein.

Sie waren schön, diese langen Flechten; er hatte sie nie gesehen! Einen Augenblick dachte Luise daran, so, in der Ueberraschung vor ihn zu treten; dann lachte sie laut auf über sich selbst.

„Narrheit!“ rief sie, hob den Kamm vom Boden und steckte ihre Flechten wieder auf.

Jetzt rollte der Wagen des Marquis in den Hof.

Er war zurück; sie flog die Treppen hinab, ihm entgegen! Er schritt, dem voranleuchtenden Lakaien nach, seinem Zimmer zu; sie folgte ihm, leicht sich im Gehen an ihn schmiegend. „Ihre Hände sind kalt!" sagte sie und streifte, an ihren Lippen vorüber, leicht mit der Wange über sie hin.

Der Lakai sah es, er hatte es oft gesehen; für ihn, wie für alle Welt, war die Excellenz immer noch „des Fräuleins Vormund."

Aber Dagobert war nicht so blind, diese wilde, zahllose Male wider Willen sich verrathende Zärtlichkeit noch immer auf Rechnung kindlicher Ergebenheit zu schreiben.

„Lassen Sie mich einen Augenblick allein, Luise!" sagte er aus gepreßter Brust, indem er eintrat und die Thür vor Luisen schloß.

Sie starrte auf das Schloß, aber noch nicht, wie Andere gethan haben würden, hoffnungslos. Hatte er sie nicht immer rücksichtslos behandelt, wie ein Vater die Tochter? — Was hinderte ihn, wenn er nur einmal ihr Gefühl durchschaut, wenn er nur einmal schleierlos ihr Inneres gesehen — — Sie dachte den Gedanken nicht zu Ende; Leidenschaft, Entschluß, Gebet im Herzen und auf den Lippen, gab sie dem Zuge nach, der sie ihm folgen hieß.

Indeß war der Marquis durch die Reihe der Zimmer bis in die Bibliothek geeilt. Er setzte den Leuch-

ter nieder, er warf den Mantel ab; noch glühte auf seinem Herzen die Umarmung Carolinens.

Ueber dem Schreibpult hing ihr Bild!

Er hob die Hände gegen die geliebten Züge auf; er sank auf einen Stuhl.

„Dies unglückselige Wesen, das mich liebt,“ — murmelte er — „sie ist's, die uns vernichtet!!“

In langes Schweigen sinkend, durchflog dann seine Erinnerung die Fernen der Vergangenheit, prüfte er den trostspähenden Blick an der Zukunft und fand keinen Ausweg aus den irr verschlungenen Pfaden der Neigung und Pflicht.

Endlich stand er auf. Er mußte Luisen mittheilen, was geschehen war — daß er ihre Schwester wiedergefunden. Er bemerkte nicht, daß eine leise Erschütterung an den Falten des Vorhangs, welcher die Bibliothek von dem anstoßenden Zimmer trennte, hinunter lief.

An der Thür seiner Mündel angelangt, ward er abgewiesen. „Das Fräulein sei zu Bette; sie scheine nicht wohl zu sein.“ — „Ich habe sie beleidigt;“ dachte er, mit einem Stich des Gewissens; „als sie vorhin so stürmisch mir entgegen kam und ich sie bat mir nicht zu folgen! — Aber —“ setzte er mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu — „es ist besser, ich spreche sie wirklich heute nicht.“

„Ich fahre morgen früh in Geschäften aus und

bin genöthigt den ganzen Tag über auswärts zu sein!" sagte er zu dem Kammermädchen. „Sagen Sie dem Fräulein meine Entschuldigungen und bitten Sie sie in meinem Namen, nicht zu vergessen, daß sie am Abend auf dem Ball der englischen Gesandschaft erwartet wird; ich treffe sie dort."

V.

Luise hatte sich in der That in ihr Schlafzimmer eingeschlossen und lag angekleidet auf ihrem Bett.

„Er hatte es also längst gewußt! Er hatte sie längst durchschaut! Und das Bewußtsein Gegenstand ihrer stummen Liebe zu sein, machte ihn elend, tödtete ihn seit Jahren! — Und er liebte! — liebte Carolinen von Bruck!"

Sie barg das fiebernde Haupt in ihre Kissen; sie rang die Hände, o, die Nacht war lang!

Endlich ging die Sonne auf; ihr Strahl schnitt einen kurzen Schlummer ab; kurze Betäubung der schrecklichen Qual eines lautlos brechenden Herzens!

Sie stand auf und kleidete sich an. Die Kammerfrau zeigte sich beunruhigt über Luisens seltsame Bläſſe; im Hause mußte Etwas geschehen sein. Luise erkundigte sich bei dem Diener, wohin Se. Excellenz gestern Abend gefahren sei, und erfuhr die Nummer des Hau-

ses, so wie den auf dem Schild zunächst der Thür befindlich gewesenen Namen: „von Bruck."

Als sie den Namen erfahren, verlangte sie einen Fiaker. Einige Schritte vor dem bezeichneten Hause stieg sie aus und betrachtete durch ihren Schleier die bescheidene Façade. Sie ging drei, viermal unentschlossen hin und her; sie legte dreimal die Hand auf den Griff der Klingel und zog sie dreimal wieder zurück.

Was wollte sie hier? Dem Original des Bildes aus der Bibliothek begegnen? — „Unmöglich! — unmöglich!" Sie zitterte, als stände sie am Abgrund; — sie wollte nichts erfahren, sie wußte genug! — Und wenn der Name Bruck auch wirklich ihre Schwester mit bezeichnete, was sollte sie ihr bieten? Livia brauchte Trost und Liebe, — und Luise hatte nichts als ein verzehrtes Herz!

Langsam ging sie in die Stadt zurück. — Der Abend kam; die Kammerfrau erinnerte sie an den Ball der englischen Gesandtschaft. „O! — Sie hatte ihn nicht vergessen!" Sie hatte sich sorgfältig schmücken wollen! — statt dessen warf sie sich hastig in die Kleider, drückte den Kranz dunkelrother Rosen auf ihr schwarzes Haar, tief in die blasse Stirn; die Künste anderer Frauen, die Sorgen der Koketterie — sie verstand sich einmal nicht darauf!

Zur verabredeten Stunde fuhr sie fort und traf an

dem Portal der britischen Legation mit Dagobert zusammen; an seinem Arm trat sie in den Saal. Trotz ihrer Häßlichkeit erregte Luisens Erscheinen immer Aufsehen; sie hatte Leidenschaften eingeflößt, hier in der großen Welt wie früher in ihrer Künstlerlaufbahn, und man bestaunte den Stoicismus des Marquis.

In dem Gedränge fand sie Mittel, einige Minuten lang neben dem Marquis zu bleiben.

„Dagobert, sagen Sie mir endlich, ob es wahr ist, was ich höre — daß Livia hier ist?“ —

„Es ist wahr, Luise.“

„Ist sie — —. allein?“

„Nein, nicht allein!“ —

Ein fragender, gebieterischer Blick Luisens begegnete diesem Wort

„Eine liebevolle Pflegerin harrt neben ihr aus — Caroline von Bruck, — ihre Stieftochter!“ sagte der Marquis mit Ueberwindung.

Luise ließ seinen Arm los und flog, ohne ein weiteres Wort, in der nächsten Secunde durch alle lebenden und leblosen Hindernisse, unter die Reihen der Tanzenden.

Sie tanzte die ganze Nacht, wild, unaufhörlich, unaufhaltsam. Sie hatte etwas von der Bacchantin, von der trunkenen Mänade, welche die Harmonie aus der Schöpfung vertilgen will.

Am nächsten Mittag war sie bleich; in ihren Augen

zitterten unterdrückte Thränen. „Was sträube ich mich gegen das, was endlich kommen muß?“ sagte sie sich innerlich. Aber in stark geschaffenen Seelen ist der Einzug völliger Resignation, dieser traurigsten aller Mächte, nicht das Werk eines Tages.

Wochen vergingen. Caroline blieb wo sie war; Luise blieb wo sie war; der Marquis sah Beide so wenig als möglich, und Livia welkte, ohne ihre Schwester gesehen zu haben, langsam dem Ende ihres — auch verschwendeten Lebens zu.

VI.

Aber für starkgeschaffene Seelen kommt unter Umständen wie diese, auch ein Tag, an dem ihr Stolz sich aufbäumt und spricht: es ist genug!

Luise hatte nie das Leben geliebt. Die Nothwendigkeit zu sterben trug für ihr Auge keine harten Züge. Den physischen Muth, der zu dem dunklen Schritt gehört, hätte sie leicht gefunden. Es war ein Traum des Wohlseins, aus dem Scheinleben, das sie fristete, überzuspringen in das wirkliche Nichts.

Sie dachte eines Tages, wo sie allein war, tief und lange daran; ihr Kopf sank dabei in ihre Hände. Als sie sich aber nach Verlauf einer langen Stunde aufrichtete, schwamm ihr Antlitz in Thränen, und ihr Herz fand sich erweicht.

Nein! nicht gewaltsam! — nicht so wollte noch durfte sie von ihm scheiden! — Stand er ja doch noch vor dem Anfang aller Lebensfreude! — und nicht durch eine Erschütterung entsetzlicher Art durfte sie seine aufblühende Zukunft ihm verbittern!

Sie nahm also heitere Mienen an, und sie ward heiterer dabei. Sie nahm stärkende Arzenei, schlief und speiste, wie Gesunde pflegen. Sie stäubte ihr verlassenes Piano ab und ließ aus lange vernachlässigten Saiten wiederum die Klänge der Meister ertönen. Sie sah vom Tage der Veränderung an ihren ehemaligen Vormund öfters wieder, wie ehemals in stillem, freundlichen Verkehr.

An einem Abend trat sie in sein Cabinet.

„Dagobert, ich habe schon seit Wochen gewünscht, einmal mit Ihnen zu plaudern. Haben Sie eine Viertelstunde für mich?"

Ein Blick auf ihr Gesicht überzeugte den Marquis, daß sie vollkommen ruhig sei. Er ging ihr entgegen; sie lächelte und nahm ihm gegenüber Platz.

„Dagobert, ich lebe nun seit drei Jahren in der „großen Welt" und ich gestehe Ihnen, daß die Zeit anfängt mir lang zu werden."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich meine", lächelte Luise, „daß ich, Künstlerin aus Beruf, genug von meiner Lebenszeit an Routs und Bälle verschwendet habe."

Der Marquis machte eine Bewegung des Verständnisses, in welcher Luise, neben der Ueberraschung, deutlich eine Schattirung der Freude unterschied. Sie unterdrückte den Schmerz, der sich bei diesem Anblick noch einmal ihn ihr regte, und fuhr unbewegten Tones fort:

„Sie müssen selbst begreifen, Dagobert, daß ich für die Eintönigkeit ihres Gesellschaftslebens auf die Dauer nicht passe, obgleich die schöne Welt mir meine verschiedenen Unarten liebenswürdig genug verziehen hat."

„Das ist ein Entschluß aus Laune!" rief der Marquis; „ich kann Sie nicht entlassen zu diesem Wanderleben von früher."

„Doch!" unterbrach Luise; „Sie können es! Ich werde Ihrer Leitung, Ihrer Lehren immer würdig bleiben! Halten Sie mich nicht für schlechter als ich bin! Und glauben Sie mir: es ist eine undankbare und fruchtlose Aufgabe, sich zwischen einen Menschen und sein Glück zu stellen!"

„Und Sie erkennen, glauben wahrhaft, daß Ihr Glück in Ihrer Künstlerschaft beruht?"

„Wahrlich, ja!" antwortete Luise fest.

Drei Wochen verstrichen nach dem Tage dieser Unterredung, während welcher die Zeitungen, nicht minder als die „große Welt," die Frage discutirten, was die junge berühmte Virtuosin wohl eigentlich drei ganze

Jahre lang bewogen habe ihrer Kunst untreu zu sein, und was sie wiederum bewegen könne, jetzt plötzlich zu derselben zurückzukehren.

Wie dem nun sei — man freute sich, sie wieder in einem Concert zu hören, und ihre Abschiedssoirée, die sie in dem glänzendsten und größesten Saal der Hauptstadt veranstaltete, war zum Erdrücken besucht.

In einer der Pausen gab Luise einen Brief zur Besorgung; die Aufschrift lautete an ihre Schwester, die Baronin von Bruck.

Als das Concert zu Ende ging, sahen die Vorüberschreitenden einen Miethswagen an einer Seitenthür des Hauses halten. Derselbe rollte unmittelbar nach dem Schluß, ohne weiter bemerkt zu werden, davon.

Wer aber vergebens im Hôtel der spanischen Gesandtschaft die Nacht über erwartet wurde, war die Concertgeberin. Man meldete dem Marquis ihr Ausbleiben; er errieth die Wahrheit, öffnete ihre Zimmer und suchte nach einem Wort der Erklärung, einem zurückgelassenen Briefe. Aber umsonst.

Am nächsten Morgen kam ein Billet mit der Stadtpost. „Was soll man sich das Scheiden erschweren?" so lautete der Inhalt. „Ich bin schneller als Sie glaubten abgereist; es ist so besser. In einigen Tagen hören Sie von mir aus Wien. Gott segne Sie."

Es wäre ungerecht zu glauben, daß der Marquis

diese Worte ohne schmerzliche Bewegung las. Er fuhr hinaus zu Livien, und weder vor ihr noch vor Carolinen verhehlte er die Erschütterung, die ihm Luisens plötzliches Losreißen verursachte. Er äußerte einen halben Vorsatz ihr nachzureisen. Aber die Tänzerin schüttelte den Kopf.

„Sie hat recht gehandelt!“ sagte sie. „Lassen Sie sie ziehen.“

Der Marquis erwiederte nichts. In düsteres Schweigen versunken, blickte er vor sich hin; und Caroline, selten zugegen, seltener noch Theil an der Unterhaltung nehmend, stand auf und verließ das Gemach.

VII.

Ich brauche kaum zu sagen, daß Livia, obwohl anfänglich in Folge eines falschen Gerüchts von einem Argwohn beherrscht, über Luisens Beziehungen zu Villafranca längst aufgeklärt war, und daß sie, wie das Herz ihrer Schwester, auch das des Marquis und das der jungen Caroline kannte.

In ihren, während des Concertes geschriebenen und abgesendeten Zeilen, hatte Luise Livien mit wilder Großmuth, unter zärtlichen Worten beschworen: den beiden Liebenden über ihre gegenseitigen Bedenken hinweg eine Brücke zu einander zu bauen!

Die Sterbenden sind oft somnambul; — trotz Luisens Versicherung, nicht unglücklich zu sein, durchschaute Livia, daß sie für Dagobert sich selbst geopfert habe. Er sollte sie zufrieden glauben um selbst glücklich zu werden! — Das war Luisens Absicht, und Livia hatte von jenem Brief an sie zu Niemandem gesprochen; denn sie begriff, daß es in der That nur diesen Weg gegeben: von drei Menschen zwei zu retten, und daß die Größe dieses Opfers, um Früchte zu tragen, von Niemanden gekannt sein dürfe, außer von ihr!

Sie las deshalb die Zeitungen und schnitt für Dagobert die Notizen aus, die von der Pianistin Mara und ihren Triumphen sprachen. Eine derselben unterdrückte sie: es war die Mittheilung, daß die Pianistin zur Herstellung ihrer leidenden Gesundheit nach den Pyrenäen gegangen sei; sie wünschte nicht, daß er das erfahre. — Es war ein rührender Zug in Livien, diese Naivetät, mit der sie ganz vergaß, daß Dagobert mehr Zeitungen als sie in Händen hatte. Schweigend verharrte Caroline unterdessen am Krankenbette der Tänzerin.

Es ward Frühling; man zog auf's Land. Um dieselbe Zeit las man in den Blättern, daß die Pianistin Mara nach Amerika zurückgehe. Ein Meer für immer zwischen Beiden! — Als der Marquis es erfuhr, wagte er einen Blick auf Caroline; der ihrige antwortete ihm nicht. Denn trotz aller Künste Liviens

wußte sie es ja auch und quälte sie das Bewußtsein, daß Luise ihretwegen einsam die Welt durchirre! Dieses einsame, rastlose Leben flatterte trennend, unheimlich wie ein Irrlicht, zwischen ihr und ihm!

In einer Stunde der Wehmuth vertraute sie ihrer Stiefmutter diese Empfindungen, und, was sie niemals erfuhr, — Livia schrieb es heimlich, mit schwachen, zitternden Händen an die ferne Luise.

An einem Tag, drei Monate später, empfing der Marquis aus Rio Janeiro einen Brief folgenden Inhalts:

„Dagobert!

Sollten Sie nächstens in den Zeitungen lesen, daß Luise Mara sich verheirathet habe, so glauben Sie daran. In der Reihenfolge meiner Erfahrungen fehlte, außer der Ehe, keine, welche die Ehre erlaubt; und meine Unruhe, die mich wohl ins Grab begleiten wird, treibt mich denn endlich diese Lücke zu ergänzen.

Der Mann, der meine Hand begehrt, ist liebenswürdig, jung und reich. Ich will nicht prahlen und sagen, daß Liebe mich an den Altar führt; es gab eine Zeit, Dagobert, wo ich mit meinem Herzen abschloß für immer. Aber man ist sehr unglücklich, wenn man sein Leben auf keine andere Säulen als die Affecte seines Herzens bauen lernt. Ich achte den, dessen Name nun bald der meinige wird; und wenn ich Glück suche für mich, so leitet mich die Hoffnung,

daß die Kenntniß meiner Zustände Ihnen mehr Muth und Freudigkeit geben soll, gleichfalls glücklich zu werden."

Mit einem schwer zu beschreibenden Gefühl, doch von Minute zu Minute beruhigter, als gehe endlich alles Wirrsal des Lebens zu Ende, fuhr der Marquis mit diesem Brief hinaus in Liviens Wohnung. Lächelnd und halb weinend zugleich las die Tänzerin die sonderbare Epistel; sie sah den Marquis an und warf das Blatt Carolinen in den Schoß, — aber Beide verharrten ohne Bewegung auch jetzt; es ist schwer, an einem Sterbebett von Glück und Liebe zu träumen!

An einem Morgen endlich, unter Rosenduft und Thaugefunkel, trugen sie die arme Livia in ihre Gruft.

Nach langen Leiden war sie gestorben, versöhnt und schmerzlos, und die Thränen, die an dem frischen Hügel flossen, waren nicht bitter.

Der Leichenwagen und die Träger, der Geistliche und das kleine Gefolge hatte sich entfernt. An dem Hügel weilte Niemand mehr als die treue Pflegerin der Entschlafenen, die schöne junge Caroline, und der Marquis.

Sie weinte; er stand, sie betrachtend, von fern. „Caroline," sagte er endlich, zu ihr tretend, — „Caroline, nun sind wir Beide allein!"

Er sah sie an; sein Blick zog den ihrigen magnetisch aufwärts; die Thränen der Wehmuth rollten nie-

der auf die Erde, und über den feuchten Wangen in ihren blauen Augen ging der heilige Strahl der Sonne auf.

„Beide allein!“ wiederholte sie unbewußt und unwillkürlich sich zu ihm neigend.

„Zum letzten Mal Beide allein!!“ — rief der Marquis ergänzend mit dem vollen Ausdruck der Liebe, und fing die so lange und still Geliebte in seinen Armen auf.

Wenige Monate darauf ward der Marquis von Villafranca ganz im Stillen, wie es Trauernden ziemte, mit Caroline von Bruck getraut. Ich glaube, daß sie glücklich sind und vielleicht nur das bedauern, es nicht früher geworden zu sein.

Ende.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Die

Damen der Regentschaft.

Original-Lustspiel
in
5 Akten.

Personen:

Philipp, Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.
Herzog von Rauzan, sein Vertrauter.
Apollonie von St. Lambert, dessen Schwester, Wittwe.
Philipp, Prinz von Arviglières, Rauzan's Vetter.
Jeremienne von St. Leger.
Felicie, ihre Zofe.
Vicomte von Seretry, }
Marquis von Dorsy, } Roué's.
Lord Anthony Hamilton, }
André Martigny, ein junger Dichter.
Dulameau, Sekretair des Prinzen.
Violetta, seine Nichte.
Henri, }
Louis, } Lakaien.
Germain, }
Diener. Masken.

Scene: Paris. — Zeit: 1715.

Erster Akt.

I. Scene.

Ein Saal von mäßiger Größe im Palais royal. Glänzende Erleuchtung. Tapete mit Lilien. Standuhren. Durchblick auf ein zweites, gleichfalls festlich erleuchtetes Prachtgemach. Beim Aufgehen des Vorhangs hört man die letzten Takte einer Française. Masken im Hintergrund.

Herzog von Rauzan, mit einem Briefe von links. Einen Augenblick später Apollonie von St. Lambert. Beide maskirt.

Herzog (lesend).

„Ein blauer Domino mit Gold! — im Saale mit den Lilien, — zwischen Mitternacht und zwei!" — Und ihre Unterschrift: „Jeremienne von St. Leger!" Eine würdige Trophäe! (Steckt den Brief ein.) Also sie ist gewonnen! — Auch sie! — Was sind doch diese Weiber langweilig! — Die alte Scala hergebrachter Liebesschwüre glauben sie den Runzeln eines halben Jahrhunderts wie der zwanzigjährigen Stirn!

Nun, eine Frau wie diese, ist noch der Mühe werth! (sieht sich um und erblickt Apollonie, welche im blauen Domino mit Silber von rechts kommt.) Ah! — Pünktlicher als ich gedacht! Aber der Domino hat Silber! War's nicht Gold?

Apollonie.

Göttlich ist dieser Ball! Aber es ist heiß! (sie lüftet ihre Maske.) Wenn ich nur meinem Bruder nicht begegne!

Herzog (sich nähernd).

Madame, der Domino sollte kostbarer sein, wenn ich nicht irre.

Apollonie (erschrickt, will fliehen).

Ein Irrthum!! (die Maske entfällt ihr).

Herzog (erkennt sie).

Was seh' ich? — Du? — Auf einem Balle des Regenten gegen mein Verbot? — Ein hübsches Quiproquo! — Was die Gesichter maskirt, entlarvt die Herzen!

Apollonie (ärgerlich).

Ja, wo eins zu entlarven ist!

Herzog.

Ich habe Dir befohlen, den Regenten zu vermeiden!

Apollonie.

Doch nur, damit er es mir gewiß unmöglich mache, —! Nicht? — (leichtfertig, mit graziöser Vertraulichkeit)

Lieber Bruder! Man nennt mich schön und jung! — Aber was ist die Schönheit, die ungenossen verblüht? Mich langweilt meine erzwungene Einsamkeit! Erzogst Du mich nur darum für die Welt, um jetzt mein Boudoir in eine Klosterzelle umzuschaffen? — Wozu die Heuchelei? — Wenn Apollonie von St. Lambert wirklich dem Auge Philipp's von Orleans gefällt, so wird das den Herzog von Rauzan dem Regenten nicht entfremden!

Herzog (lächelt).

Schweig, schweig! An so viel Logik unter diesen leichtfertigen Locken glaubt man nicht. Du liebst den Regenten, Kind?

Apollonie.

Ich werd's vielleicht noch lernen, Dir zu Liebe! Bis jetzt sprech' ich noch wie die Marquise von Verneuil zu Heinrich dem Vierten: „Ich liebe Ew. Majestät zum Sterben, — — aber es ist Ihr Glück, daß Sie ein König sind!"

II. Scene.

Vorige. Regent, den Prinzen von Arviglières am Arme führend.

Regent.

Also heirathen sollen Sie, mein Prinz? Ihr Vater besteht darauf? Nun, sein Sie froh, daß ein Ge-

schäft Sie herführt; Paris wird langweilig! Seit vierzehn Tagen spricht es von nichts, als einem anonymen Buch, „Mystères du jour“ geheißen, das uns so schlecht macht, daß wir uns todtschämen, oder solide werden müssen!

Herzog (zu Apollonie).

Da ist er schon! Fort! fort! Er soll Dich hier nicht finden!

Apollonie (zaudert).

Wer ist der schöne Mann, der ihn begleitet?

Herzog.

Der Prinz von Arviglières.

Apollonie.

Wie, unser Vetter, der nie auf länger als vier Wochen nach Frankreich kommt?

Herzog.

Derselbe. (Will mit ihr fort, Regent vertritt ihm den Weg.)

Regent.

Wohin so eilig, mein verlarvter Freund?

Herzog.

Man soll verlarvten Freunden weniger als offenen Feinden trauen.

Regent (nimmt seine Maske ab).

So machen Sie's wie ich, und seien Sie von heut an öffentlich mein Freund!

Herzog (demaskirt sich gleichfalls).

Es bleibt mir keine Wahl, als mich Ew. Hoheit zu Füßen zu legen!

Regent.

Beim Himmel, wohlgesprochen! Ich glaub', ich liebe Sie schon! Aber, (sich zu Apollonie wendend) gestatten Sie mir, mit Madame bei der Quadrille zu erörtern, ob's einen Menschen im Geschlecht der Rauzan's giebt, den man nicht lieben müßte? —

Herzog.

Ich fürchte, daß meine Schwester zu unwohl dazu ist.

Regent.

Unwohl — —?

Herzog.

Sie sehen, wie blaß sie ist!

Regent.

Mich dünkt, sie war nie röther! (leise) Thorheit, Herzog! Kennen Sie mich denn immer noch nicht?

Herzog (thut, als ob er nichts gehört).

Vetter von Arviglières, seien Sie galant! Begleiten Sie meine Schwester nach Hause!

Prinz (gegen den Regenten).

Wenn Monseigneur mir die Erlaubniß giebt —

Regent.

O, ich habe hier leider nichts zu erlauben! Sie vergessen Ihre Maske, gnädige Frau! —

Apollonie.

Es wundert mich nicht; ich trage sie wider Willen! (für sich, indem sie sich maskirt) Wie schön ist dieser Arvigliêres!

(Prinz und Apollonie ab.)

III. Scene.

Regent. Herzog.

Regent.

Mein lieber Herzog, Ihre Freundschaft fängt nicht sehr freundschaftlich an!

Herzog.

Was kann ich für meiner Schwester Unwohlsein!

Regent.

Fi donc! Vermummen wir doch nicht so mühsam unsere Seelen, wo wir uns doch durchschauen! Ich begreife diese brüderliche Strenge nicht, welche mir die Gunst einer Quadrille mit Frau von St. Lambert versagt, um sie mit dem schönsten und verführerischsten Manne Frankreichs in einem engen und dunklen Cabriolet allein nach Hause zu schicken!

Herzog.

Sie sind verwandt!

Regent.

O, hol' der Teufel die Verwandschaft!

Herzog.

Die Welt ist so arg — —

Regent.

Was kann sie sagen? Daß ich Ihre Schwester anbete? Nun ja doch, bei der Jungfrau! — sie hat Recht! Ich hab' es Ihnen mehr als einmal gesagt, und Sie wissen, daß wir uns gegenseitig brauchen könnten; — aber ich bin kein Diplomat! Wir müssen uns auf meine Weise verständigen!

Herzog.

Ich würde glücklich sein, das Vertrauen Ew. Königlichen Hoheit zu gewinnen.

Regent.

Nun denn! — ich habe Sie gebeten, mein Freund zu sein!

Herzog.

Und ich darauf geantwortet. Aber — was hat das Alles zu thun mit meiner Schwester?

Regent.

Pardieu, daß Sie die Schlüssel ihrer Gunst bewahren! Auf der bewegten See meines Lebens erscheint sie mir, ein Hafen der Ruhe und des Glückes! Leicht mag der Sturm die Ankerkette reißen, die mich bewahren soll vor Wellentod, bevor es Ihnen gefällt, die Quarantaine aufzuheben!

Herzog.

Ich fürchte die Verleumdung. Was reißt die Welt nicht in den Staub?

Regent.

Sie sollt' es wagen, wo ich liebe?

Herzog.

Sie wagt es, und, — wir müssen uns ihr beugen! Was thut der Schein nicht in der Welt? Meine Schwester steht allein. Wär' sie verheirathet —

Regent.

Nun, wir verheirathen sie!

Herzog (achselzuckend).

Mit wem?

Regent.

Mit wem Sie wollen!

Herzog.

Ich darf Bedingungen stellen?

Regent.

Jede!

Herzog.

Das könnte allerdings vielleicht die Sache ändern!

Regent (vergnügt).

Gut, gut, entscheiden wir sie schnell. Wen wählen Sie? —

Herzog (nach kurzem Nachdenken).

Den Prinzen von Arvigliòres, meinen Vetter.

Regent.

Ein sehr gefährlicher Gemahl!

Herzog.

Er wird nicht lang' in Frankreich bleiben.

Regent.

Doch er ist unabhängig! Wenn er sich nun weigerte, — was dann?

Herzog.

In diesem Falle werde ich versuchen, was ich aus eigner Kraft für mich und meine Schwester zu thun vermag.

Regent.

Nun denn, so muß er wollen!!

IV. Scene.

Vorige. André (eine Maske in der Hand, von links). Jeremienne (erscheint ein wenig nach ihm, ganz allein und maskirt im zweiten Saal, und bleibt ungesehen in der Mittelthüre stehen).

André.

Der Prinz von Arvigliéres zurück! mit ihm sein Sekretair! O meine Violetta!

Herzog (gewahrt ihn).

St! — Jemand!

Regent (sieht sich um).

Ah! der moderne Olymperstürmer! der Adept der

apollinischen Mysterien, dem bereits die herrlichsten Weissagungen von den Lippen mancher begeisterten Pythia erklangen! — Gut, daß Sie kommen, amico Petrarka! Könnten Sie mir nicht schnell ein Sonnet auf eine schöne Frau mit goldnen Haaren schreiben?

André.

Zu Befehl, Königliche Hoheit! (verbeugt sich tief und will gehen.)

Regent.

Was, will er fort? — O nicht doch! — Ich brauche das Sonnet noch heut! Setzen Sie sich! — Hier!

André.

Hier, Königliche Hoheit?

Regent.

Ja, wir wollen sehen, wie schnell Sie dichten können! Fangen Sie an! So etwa: -- „Du meine Welt!"

André (setzt sich, zieht sein Taschenbuch).

„Du meine Welt!"

Regent.

So schwärmerisch als möglich!

V. Scene.

Vorige. Jeremienne (tritt ein). Vicomte von Seretry (sie begleitend). Gleich darauf Dorsy und Lord Hamilton. (Die drei letzteren ohne Masken.)

Jeremienne (die die vorige Scene beobachtet, zu Seretry).

Wer ist der junge Mann?

Herzog (faßt sie in's Auge).

Endlich! — Der Domino mit Gold! (Grüßt sie mit affektirtem Geheimniß).

Seretry (zu Jeremienne).

Ich glaub', es ist der Dichter Martigny! — Ja wirklich! Ah, er ist mir noch eine Fastnachtskomödie schuldig!

Jeremienne.

Lauter Arbeit auf Bestellung? — Stünde es so um das Genie?

Hamilton (kommt).

Madame, man holt Sie zur Quadrille!

Jeremienne.

Ich tanze nicht. Jetzt wenigstens nicht. Es gefällt mir nicht, an den Marmorfliesen der Galerie des illustres die Sohlen meiner Schuhe abzunutzen!

Hamilton.

Und warum nicht, meine Gnädige?

Jeremienne.

Weil ich mich vor diesen Steinen schäme, daß Alle, die sich auf ihnen drehen, auch nichts Besseres werth sind, als mit Füßen getreten zu werden!

Hamilton.

Wie, ohne Ausnahme?

Jeremienne.

Ohne Ausnahme, Mylord! Sagen Sie das gefälligst denen, die behaupten, daß ich für die Engländer schwärme!

Seretry (zu Hamilton).

Und Sie schweigen? St. Denys! Die Nachwelt wird von der Dame berichten, der Lord Hamilton eine Antwort schuldig blieb!

Jeremienne (zu Hamilton).

O bitte, bitte, antworten Sie! — Ich möchte wirklich nicht meinen Namen zugleich mit dem Ihrigen auf die Nachwelt schicken! (Man lacht.)

Regent (zum Herzog).

Kennen Sie die Maske?

Herzog.

Ich glaube, eine berühmte Diplomatin und Schriftstellerin —

Regent.

Doch nicht die St. Leger? — Um Gotteswillen! Ich entwische!

Herzog

Sie fürchten sie doch nicht?

Regent.

O, wie die Pest! — Wo hab' ich meine Larve?

Herzog.

Sie kommt hierher!

Regent (zu André).

Sehen Sie zu, wie Sie fertig werden!

Jeremienne (zu André).

Sie sind ein Dichter. Warum entwürdigen Sie Ihr Talent? —

Hamilton (ihr folgend, zu den Uebrigen).

Geben wir Acht, wie Madame eine geniale Caprice faßt!

Jeremienne (die es hört).

Es lohnt sich nicht der Mühe! — (ruft) Königliche Hoheit! (Regent steht still.) Befehlen Sie doch diesen Herren, durch ihre Abwesenheit nicht länger die Quadrille zu stören!

Regent (halblaut).

Bin ich nur dazu da, um Sie von lästiger Gesellschaft zu befreien?

Jeremienne (übermüthig).

Ich glaube, ja!

Herzog (für sich).

Süperbes Weib!

Regent (zu Seretry, Dorsy und Hamilton).

Meine Herren, ich glaube, wir thun am besten, wenn wir gehen. (zu Seretry, leise) Das ist mir eine furchtbare Person!

Seretry.

Und mir ein Räthsel!

Hamilton.

Ja, ein spitzfindiges, an dem sich mancher Narr die Fingerspitzen zerprickelt!

Herzog (in heimlichem Triumph sie betrachtend).

Und doch das Ziel der allgemeinen Anbetung in letzter Instanz!

Dorsy.

Adieu, Madame!

Jeremienne (spöttisch anmuthig).

Adieu, Marquis! (der Regent und die drei Roués verschwinden.)

Herzog (zu André, ungeduldig).

Nun, denken Sie, daß Sie das Vorrecht haben zu bleiben, wo dem Regenten in seinem eigenen Palast die Thür gewiesen wird? —

André (nimmt schweigend sein Taschenbuch und will gehen; Jeremienne ruft ihn zurück).

Jeremienne.

Herr Martigny! Ich that vorhin eine Frage an Sie, die Sie mir nicht beantwortet haben.

André (schwer).

O Madame, das Elend eines Lebens ist die Antwort darauf.

Jeremienne.

Elend, wenn nichts im Leben dies Elend ändern könnte!! — Ich will mit Ihnen reden, — nachher!

— heut Abend noch, in meinem Hôtel! — Vergessen Sie es nicht! (André verbeugt sich tief und geht ab.)

Jeremienne.

Jetzt, Herr von Rauzan, stehe ich zu Ihren Diensten!

VI. Scene.

Jeremienne. Herzog.

Jeremienne (auf einem Divan).

Sie haben ohne Zeugen mit mir reden wollen!

Herzog.

Mein Gefühl ward zu mächtig, um länger zu schweigen! —

Jeremienne.

Gefühl? — Von welchem Gefühl sprechen Sie?

Herzog.

Was fühlt man denn allein in Ihrer Gegenwart, Madame?

Jeremienne (unterbricht).

Halt! — Haben Sie mir weiter nichts zu sagen?

Herzog (keck).

Erwarteten Sie Anderes, gnädige Frau?

Jeremienne (mit spottendem Ueberdruß).

Die alten Phrasen? — Nicht einmal eine pikante Variation? — Gott behüte uns Beide! (sie steht auf).

Herzog.

Aber Madame, sagen Sie mir Eines: (er kreuzt die Arme und sieht ihr in's Gesicht) Warum kamen Sie denn hierher? —

Jeremienne.

Wollen Sie mir zuvor eine Frage beantworten?

Herzog (verbeugt sich stumm).

Jeremienne.

Die Taktik eines Mannes, der von einer Frau etwas erreichen will, ist immer eine und dieselbe! Liebe und wieder Liebe, — ewig derselbe Vorwand! Sind wir denn wirklich gottverlassen genug, um den Glauben zu begründen, daß eine so erbärmliche Maske uns Alle täuschen muß?

Herzog (betreten).

Wo Liebe selbst beleidigt —

Jeremienne.

Im Gegentheil! — die Ihrige schmeichelt! denn Ihre Liebe ist Ihre Eitelkeit. (sehr ungezwungen) Warum sich der Wahrheit schämen? — Sie sind ein Mann der Bildung und des guten Tons! Sie suchten in Jeremienne von St. Leger die allbekannte Kokette der vornehmen Kreise von Paris, der zu huldigen eben Mode ist. Aber — — Sie sind auch Diplomat! Wie könnte es einem Diplomaten einfallen, in einem Menschen einfach einen Menschen zu sehen? — Sie streben, hier am Hof sich zum Regenten des Re-

genten zu machen, — wer weiß das nicht? Und da Sie keine Handhabe verschmähen und jeden Umstand benutzen, so suchten Sie in Jeremienne von St. Leger auch die verkappte Intrigantin. Da steckts! (spöttisch, leicht) Nicht wahr? hab' ich es nicht errathen? — Sehen Sie doch! Wie bedeutungsvoll die furchterregende Verbindung mit einer Frau, von der man sich erzählt, daß sie die Hälfte des französischen Adels am Gängelbande führt, dem Regenten eine Gegenpartei erregen, das Testament Ludwigs XIV. retten, und Görz und das Geschlecht der Stuart rächen kann! — Wenn ich nun dem Regenten sagte, welche Spukgeschichte Sie sich, ihn zu schrecken, ausgedacht, — — welch einen Mehlthau könnte das auf Ihre junge Freundschaft werfen!! —

Herzog.

Madame, ich kenne Ihre Macht, —

Jeremienne.

Nicht doch, Herr Herzog! täuschen wir uns nicht! Ich habe keine Macht, und suche keine. Frankreich ist reich an Damen, die als politische Krähenscheuchen Carriere machen! Was blieb meinem Ehrgeiz übrig, als einzig zu werden, indem ich strebte, nichts, — — als Mensch zu sein? —

Herzog (gezwungen, lacht).

Ein Glück, Madame, daß wenig Köpfe gerade diesen Ehrgeiz haben!

Jeremienne.

Damit sie nicht als Menschen ihre Rechte fordern! — nicht? Ja ja! Ich kenne Sie! — Da hör' ich Ihre Seele! Wo der Flügelschlag der Wahrheit, sei's noch so fern, am Ohre eines Diplomaten vorbeistreicht, fängt er an zu lachen, — oder zu zittern! Doch, — — ich glaube, die politische Intrigue führt jene Sphynx im Wappen, die in der Verzweiflung, errathen zu sein, sich in die Tiefe stürzte! Sei's denn damit genug! — Machen wir's wie die Griechen, die ihre Tragödien mit Satyrspielen schlossen! Mir kam durch Zufall etwas wie das Stichwort eines vielleicht bald beginnenden Weltendrama in den Mund! Lassen Sie's uns im Taumel einer Quadrille vergessen! (sie bietet ihm den Arm.)

Herzog.

Sie sind die auferstand'ne Sphynx! Löse, wer kann, Ihre dämonischen Aufgaben! —

Jeremienne.

Dämonisch! (sie lacht bitter.) Leider, leider! Ausgestorben ist das Geschlecht der Oedipus! — Einfach war die Räthselkunst des alten Ungeheuers; aber der von seinen Zielen verkehrte Menschengeist hat aufgehört, Einfaches zu verstehen! — Doch nun, — — (in ihrem gewöhnlichen Ton) Wissen Sie jetzt, Herr Herzog, weshalb ich hierher kam? — Ich sah, daß Sie

noch zu durchschauen sind, — und gönnte meiner Eitelkeit den Triumph, es Ihnen zu sagen! (ab.)

Herzog (sieht ihr nach).

Und wir halten uns für die Beherrscher des Menschengeschlechts? (ungeduldig seufzend.) O Weiber, Weiber! Wer Eure Geheimnisse kennte!!

VII. Scene.

Herzog. Prinz (ohne Maske).

Prinz. (der die letzten Worte gehört).

Ich dächte doch, das wäre leicht!

Herzog (aufgeregt).

Kennen Sie die St. Leger? —

Prinz.

Nein! — Wer ist sie?

Herzog.

Wer sie nicht kennt, der kennt kein Weib!

Prinz.

Wahrhaftig? — Das wäre!

Herzog.

Ich habe manche Frau gekannt, — doch diese, (sich fassend) Im Grunde, — was kümmert's mich? Mein Pakt mit dem Regenten ist geschlossen!

Prinz.

Ah, ist es die, von der es heißt, sie habe die Mystères du jour geschrieben?

Herzog.

Dieselbe.

Prinz.

Das Buch zeugt allerdings von Ueberlegenheit!

Herzog.

Diese Frau ist die erste Kokette von Paris, — bekümmert sich um ihren Ruf nicht mehr als um einen Strohhalm, — und dennoch lebt, einer Mythe, einer unglaublichen Sage gleich, das Gerücht, daß sie romantische Ideale habe, und tugendhaft sei!

Prinz.

Mein lieber Freund, das ist ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht!

Herzog.

Ich antworte darauf nur Eines: Suchen Sie ihre Bekanntschaft! Sie ist ein Phänomen!

Prinz.

Bei Gott, Sie fordern meine Neugier, wie meine Erfahrung heraus! Ich glaub', ich sehe nicht aus, weder wie ein Narr, noch wie ein Wüstling, aber ich habe Frauen gekannt, und Nichts gesehen, — als Marionetten, die alle an denselben Drähten tanzen!

Herzog.

Ihre Skepsis geht weit.

Prinz.

O ja, sehr weit! — zu meinem Unglück viel zu weit! Mein Vater wünscht, daß ich mich vermähle!

Ich will's! — ich bin jetzt hergekommen um zu heirathen, — aber wen? — Man überhebe mich der Pein der Wahl; man gebe mir eine Frau und sage mir: — „die sei's!" (unmuthig) Bei Gott, es thut mir leid, mich so blasirt zu sehen!

Herzog (forschend).

Wenn man Sie nun beim Worte nähm'?

Prinz.

Bei meiner Ehre, man würde mir einen Dienst erweisen!

Herzog (lacht).

So bitten Sie doch den Regenten, Ihren Freund, Ihnen eine Frau zu recommandiren!

Prinz.

Wahrhaftig, die Idee ist gut! Der Regent hat wenigstens Geschmack, das muß man ihm lassen! Da kommt er ja! (die Hand über die Stirn) St. Denys! — Ich wäre beinah ernst geworden, um den Gedanken an ein Weib!

VIII. Scene.

Vorige. Regent. Seretry. Dorsy. Lord Hamilton.

Regent.

Zu Tische, meine Herren, zu Tische! der Tanz ist aus! die Tafel hierher! — He! Seretry! — Karten! (gewahrt den Prinzen) Ah, Sie, mein Freund! Schade!

Sie kommen zu spät! Nach vielen Weigerungen tanzte Madame St. Leger die Quadrille wie Venus und Terpsichore vereinigt!

Prinz.

Kann die Verfasserin der Mystères du jour auch tanzen? — (zum Herzog) Sie hören, daß sie sich erbitten läßt!

Regent (zum Prinzen).

Wohin? wohin? Sie hat den Ball verlassen!

Prinz.

So folg' ich ihr, in ihr Hotel!

Hamilton.

Das thun Sie lieber nicht! — Das ist ein Wagstück!

Secetry.

Verlassen Sie sich nicht auf Ihre bisherigen Erfahrungen! Sie ist eine sehr gefährliche Person!

Prinz.

Ich liebe die Gefahr! — Das ist die zweite Herausforderung, die mir heute wird. Pardieu! Ich habe schon die erste angenommen!

Regent.

Tollkühn genug für einen angehenden Ehemann! (zu Rauzan leise) Helfen Sie mir! das ist ein Augenblick, um unsere Sache anzufassen! (zum Prinzen) Mich dünkt, Sie handeln unvorsichtig! In dem Momente, wo Sie sich vermählen sollen, —

Prinz (unterbricht).

O, ist's nur das? Ich heirathe, wen Sie wollen!

Regent (droht mit dem Finger).

Sehen Sie sich vor!

Prinz (übermüthig).

Ich bitte, nehmen Sie mich beim Wort!

Regent (lacht).

Nun denn, um diesen jungen Tollkopf vor Schlimmerem zu bewahren, werd' ich ihn wirklich beim Worte fassen!

Hamilton (zum Prinzen).

Der Regent könnte Ihnen da eine hübsche Braut zudiktiren, mein Prinz; ich glaube aber, er hält auf Race!

Regent.

Schäm' Dich, Hamilton! — Arvigliêres! Wenn Sie auf Ehr' und Handschlag mir geloben, daß meine Wahl die Ihre werden soll, so besaß ich nie einen Freund, der mehr Vertrauen in mich setzte!

Prinz.

Auf meine Ehre und bei meinem Handschlag! Ein Cavalier wird niemals zögern, sein Schicksal in die Hand seines Fürsten zu legen!

Regent (umarmt ihn).

Bravo, mein Freund! Apollonie von St. Lambert wird Sie belohnen!

Prinz (leicht bestürzt).

Apollonie? — — —!

Regent.

Die schönste Frau am Hof! Meine Herren, Sie alle sind Zeugen!

Herzog (tritt heran).

Soll der Scherz etwa Ernst werden?

Regent (ernsthaft).

Ich denke, ja!

Prinz (zu Rauzan, sich fassend).

Und ich — ich gab mein Wort und heirathe Apollonie, — (etwas leiser) weil ich in der That nicht log, als ich sagte, daß ich alle Frauen gleich achte, — — und gleich nichtachte!

Herzog (verbeugt sich steif).

Ich für mein Theil habe Sie nicht dazu gezwungen!

Prinz.

O nein doch! nein! — Wozu so viel Worte? — Vive la bagatelle! — (zum Regenten) Sie haben mein Wort! Wollen Sie's schriftlich? (sucht in seinen Taschen) Ah! — nur ein Bleistift! Kein Papier! Hat Niemand von den Herren ein weißes Blatt bei sich?

Seretry (sucht gleich den Uebrigen).

Ich hab' kein anderes Papier als ein Spiel Karten!

Prinz.

Gleichviel! Geben Sie her! Warum nicht eben so

gut ein Kartenblatt als ein anderes? (schreibt auf eine Karte und giebt sie dem Regenten) Meine Herren, Sie alle sind Zeugen, wie Philipp von Frankreich für seine Freunde sorgt! (wendet sich zum Abgehen) Trotz sei geboten Ihrer St. Leger mit diesem Talisman gegen ihre Reize! (ab.)

Herzog (von einem plötzlichen Gedanken erfaßt).
Der St. Leger? —

Dorsy (trocken).
O tempora, o mores!

Herzog.
Der St. Leger!! — Hätt' ich ihn dazu lieber nicht herausgefordert!! — Nun! — mindestens soll diese Bekanntschaft nicht ohne Zeugen geschlossen werden! (zum Regenten) Monseigneur, — ich bin der Ihre!!

(schnell ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

I. Scene.

Großes elegantes Zimmer im Hotel St. Leger. Ideale Ausstattung. Marmorbüsten. Bücher. Armleuchter mit Wachs-

kerzen. Ein großer vergoldeter Toilettenspiegel mit Leuchterarmen. Ein elegantes Négligé auf einem Stuhl vor dem Spiegel.

Felicie. Viole···

Felicie

(umhergehend, mit Aufräumung des Zimmers beschäftigt).

Madame kommt heute spät; das nimmt mich Wunder. Gerade auf den Hof-Bällen hält sie sich selten lange auf. (am Fenster) Da sieh nur hin! Der Tag fängt an zu grauen! Und noch das Zimmer nicht in Ordnung! Wart! Ueber Deinem Geplauder hab' ich alles Uebrige vergessen!

Violetta.

Ach guter Gott! — es mag das letzte Mal sein, wo ich mich mit Dir ausgeplaudert habe! Du weißt, wie schrecklich streng der Onkel ist; und wenn der erst hinter die Liebschaft mit André kommt, wird er mir garnicht mehr erlauben, auszugehen!

Felicie.

Du möchtest wohl, daß er mit sammt dem Prinzen, seinem Herrn, geblieben wäre, wo der Pfeffer wächst, nicht wahr, kleiner Windfang? — Da, zünd' einmal die Kerzen auf den Armleuchtern an! (Violetta thut es; Felicie ordnet weiter.) In Deiner Stelle, Kind, würd' ich die Sache garnicht hinter dem Rücken des Onkels weiter treiben!

Violetta.

Ach Gott, das kannst Du sagen, Felicie; aber der Onkel ist zu bös'; er läßt nicht mit sich reden! Und André sagt, ehe er sich ein beleidigendes Wort vom Onkel sagen ließ, würd' er sich eine Kugel durch den Kopf schießen.

Felicie.

Trallalala! Das sagen alle Männer! — Aber sie thun es darum nicht gleich! — Das Leben hat seine Reize! (sieht sich um) So; die Ordnung wäre hergestellt! (am Fenster) Da fahren Equipagen aus dem Palais! Madame muß jede Minute kommen!

Violetta.

Und ich muß fort; — aber, mein Gott! — André ist auf der Maskerade im Palais, und ich bin gewiß, daß er bei uns vorübergeht! Wenn er mir auf der Straße begegnete, — heilige Jungfrau! Bei seiner Eifersucht könnte das die ärgsten Folgen haben!

Felicie.

Es wird Dich Jemand von der Bedienung begleiten. Du kannst Dich obendrein ein wenig anders costümiren. Nimmst Du einen Ueberwurf und einen Hut von mir, so wird kein Mensch Dich erkennen.

Violetta.

Du bist ein wahrer Engel, Felicie!

Felicie.

Pfui, pfui, das ist mir ein verhaßtes Compliment!

Durch so einen Engel will Jeder ins Paradies gelangen; aber ihn um seiner selbst willen anzubeten, fällt Niemandem ein! (hinaussehend) Da hält ein Wagen! Lauf in die Garderobe! — Es wird Madame sein, die zurückkehrt! (Violetta rechts ab.)

II. Scene.

Felicie. Henri. Apollonie.

Apollonie (schnell eintretend).

Irrthum, Mademoiselle Felicie! Diesmal bin ich es nur!

Felicie.

Ah, Frau von St. Lambert! So spät! Aber Henri muß Ihnen gesagt haben —

Apollonie.

Daß Ihre Dame nicht zu Hause ist? Ich weiß! Ich möchte sie erwarten!

Felicie.

Wollen Madame Platz nehmen? — (zu Henri) Was stehen Sie da und bieten Maulaffen feil? (Henri ab.)

Apollonie (für sich.)

Mein Bruder sagte mir, sie sei schon fortgewesen als er ging! (zu Felicie) Ist es erlaubt zu fragen, ob heute kurz vor mir schon Jemand hier war, — —? ein Cavalier, der Ihre Dame besuchen wollte? —

Felicie.

Ah çà, Madame, ich bitte um Verzeihung; aber ich pflege nichts von dem zu erzählen, was im Hotel meiner Dame geschieht, obwohl weder sie noch ich uns dessen zu schämen haben!

Apollonie.

Sie muß eine merkwürdige Frau sein; sie hat treue Dienstboten! — Nun, Mlle. Felicie, sehen Sie mich deshalb nicht gar so feindselig an!

Felicie.

Behüte! Ich bitte tausendmal um Verzeihung! Wenn ich Madame eben ansah, so geschah es aus einem sehr unschuldigen Grund.

Apollonie.

Darf man ihn wissen?

Felicie.

O mein Gott, sehr gern! Nichts als eine seltsame Aehnlichkeit, die mir schon öfters aufgefallen! (ruft an der Seitenthür rechts.) Violetta! Kind! Bist Du fertig? Komm doch einmal heraus! —

Apollonie (vor dem Spiegel).

Ich hätte nicht geglaubt, so leicht ein Ebenbild zu finden! (sieht sich um) Madame St. Leger scheint viel zu lesen! (nimmt ein Buch) Ah! — die Mystères du jour, das Buch, welches mein tugendhafter Bruder mir zu lesen verboten! (blättert darin.)

III. Scene.

Vorige. Violetta.

Felicie (führt Violetta vor).

Nun sehen Sie doch, Madame! Beinahe zum Verwechseln! —

Apollonie (zu Violetta).

Es giebt Leute, die auf dies Wort eitel sein würden, mein Kind! (führt sie vor den Spiegel) Wahrhaftig, ich sehe mich selber! Ihr Name, Kleine?

Violetta.

Dulameau, Madame.

Felicie.

Meine Cousine, Nichte Joseph Dulameau's, des vertrauten Sekretairs des Prinzen von Arviglières.

Apollonie.

Arviglières! — Da wohnen Sie also im Hotel Arviglières! Ah! (für sich) Bekannt in ihrem wie in seinem Hause! Sie wäre ein vortrefflicher Spion! (zu Violetta laut) Da Sie mir ähnlich sehen, muß ich mit Ihnen Bekanntschaft machen!

Violetta.

Viel Ehre, gnädige Frau.

Apollonie.

Ich bin so viel allein; Ihre Gesellschaft würde

mir zuweilen gewiß willkommen sein. Wollen Sie mich gleich heut begleiten?

Violetta.

Madame, ich muß nach Haus; ich warte eben nur, daß ein Bedienter mich begleitet!

Apollonie.

Um diese Stunde auf der Straße bloß mit einem Bedienten? Nein! das wär' mir wegen uns'rer Aehnlichkeit doch zu gefährlich! — Ich habe einen bessern Vorschlag! Frau von St. Leger ist noch nicht hier! Ich werde Sie selbst schnell nach Hause fahren! (Violetta zögert.) Nur nicht lange bedenken! Das langweilt mich! Kommen Sie so schnell Sie können! (zu Felicie) Ich komme zurück! (Mit Violetta ab.)

IV. Scene.

Felicie allein.

Ein sonderbarer Besuch, — spät in der Nacht! Was kann sie wollen? Führt da die Violetta wie im Sturme fort? — Hm! Mich wundert, daß Madame sich mit der Schwester dieses intriganten Herzogs beschäftigt, die ohne Zweifel nicht viel von ihm verschieden ist! Sie wollte mich ausforschen, aber da kam sie an die Rechte! — Ich will Madame doch warnen, wenn es möglich ist!

V. Scene.

Felicie. Henri (öffnet). Jeremienne (begleitet von zwei andern Lakaien mit Leuchtern; einer trägt ihren Zobel-Ueberwurf). André (folgt).

Jeremienne (zu André).

Nur hier herein, Herr Martigny! Ich bitte! — Den Wagen in Bereitschaft, um später diesen Herrn nach Haus zu fahren! (winkt den Lakaien; sie verschwinden.) Sein Sie mir jetzt willkommen, Herr Martigny!

André.

Zuviel der Ehre, gnädige Frau!

Jeremienne.

Warum von Ihnen diese Redensart? Ueberlassen Sie Andern die Phrase; vom Dichter verlange ich Gedanken! (André will reden.) Ich bin etwas herrschsüchtig und launenhaft, Herr Martigny! — Sie müssen mir nicht widersprechen wollen!

André.

In dem Gefühle meiner Unwürdigkeit —

Jeremienne.

Gehen Sie! die Menschen sind wirklich nicht werth, sich ihnen gegenüber so sehr unwürdig zu fühlen! — Sie werden das eines Tages einsehen, — gleich mir! Wenn Sie statt jung und unbekannt, gesucht und gefeiert sein werden, durchschauen auch Sie die

Heuchelei, mit der dies sonderbare Ding, die „große Welt“ genannt, ihre Leerheit überdeckt! Ich bitte Sie, nehmen Sie Platz und gestatten Sie auch mir, es mir bequem zu machen! — Felicie!! — (Felicie kommt. Jeremienne setzt sich vor den Spiegel und läßt sich, während sie mit Martigny spricht, den Domino, das kurze enge Oberkleid und den Schmuck von Hals und Armen wegnehmen, und das Négligé überwerfen, welches auf dem Stuhl vor dem Spiegel gelegen.) Sie werden mich jetzt fragen, ob ich Sie nur aus Interesse an Ihrem schönen Talent gebeten, mir zu folgen? Lassen Sie mich offen sein! Was mich ergriffen hat, ist nicht die Größe dieses Talents, sondern die Entwürdigung, in der ich es betroffen!

André.

Gnädige Frau, Sie wissen nicht —

Jeremienne.

Sie sollten geliebt, gesucht, gefeiert sein! Sie sollten diese sammtnen Cavaliers zwingen, dem Geist zu huldigen, den Sie vor ihnen voraus haben! Statt dessen bieten Sie kniend Ihre Begeisterung wie eine schnöde Waare feil! Ich habe mich, als ich es sah, geschämt in Ihrer Seele!

André.

Gnädige Frau —

Jeremienne.

Nur noch ein Wort! Sie haben von mir gehört,

nicht wahr? Sie wissen, daß die Mode eben meiner Laune das Scepter aufgedrungen! Es steht in meiner Macht, Sie durch ein Wort zum beneideten Abgott des Tages zu machen! Nun denn — Sie sehen, daß ich Sie bestechen will! — in vierundzwanzig Stunden sind Sie Ihrer Abhängigkeit entrissen! Aber sagen Sie mir zuvor, was Sie thun würden, ließe ich Sie jetzt von mir gehen, ohne die Macht für Sie zu handeln! — ?

André (galant).

Das Unvermeidliche als Last dieses Lebens tragen, das ich nicht schätzte, bevor ich Sie gekannt!

Jeremienne.

Nichts weiter?

André (die Achseln zuckend).

Was könnt' ich weiter thun?

Jeremienne (vor sich hin).

So fragt die Ohnmacht! — O, ich ahnt es längst: Das Talent ist auch nur eine glänzende Nichtigkeit! — Gebt einen Geist mir! gebt mir einen Charakter! — (sie steht auf.) Nein, Herr Martigny! Sie haben Recht! Sie können nichts thun, — auch wenn ich Alles für Sie thäte!

André (sehr bestürzt).

Madame, —

Jeremienne.

Es muß sehr spät sein, Felicie

Felicie.

Gnädige Frau, ganz kurz vor Ihrer Ankunft war Frau von St. Lambert hier und wollte wiederkommen!

VI. Scene.

Vorige. Henri. Dann Apollonie.

Henri.

(Giebt Jeremienne eine Karte.)

Jeremienne.

Da ist sie schon! (zu Henri) Ich lasse bitten!

André.

Gnädige Frau, entlassen Sie mich nicht mit dem Bewußtsein, daß ich auf immer das einzige Glück meines Lebens verscherzt!

Jeremienne (kalt).

Ich habe nicht gesagt, daß ich Sie nicht wiedersehen wollte! (grüßt und wendet sich ab.)

André.

Leben Sie glücklich! — (Erblickt beim Hinausgehen Apollonie, welche, ohne ihn zu beachten, an ihm vorübergeht.) Was seh' ich? Violetta! Hier Violetta, und in dieser Tracht? — (Er steht bestürzt still, um Apollonie noch einmal in's Gesicht zu sehen; aber Henri öffnet ihm die Thür und zwingt ihn so, sich mit zu entfernen).

Felicie (folgt).

VII. Scene.

Jeremienne. Apollonie.

Jeremienne (auf den Divan deutend).

Wir sind allein, Madame!

Apollonie (zögernd, etwas erregt).

Sie glauben gewiß, daß mich mein Bruder schickt, und Sie haben nicht Unrecht. Aber eigentlich komme ich von mir selber, und das aus Eigennutz!

Jeremienne (lächelt).

Sehr offenherzig!

Apollonie.

Das bin ich immer. Ich werde gleich noch offenherziger sein! Sehen Sie, — ich komme aus Eifersucht! Ich weiß, daß Jemand Sie noch heute besuchen wird, für den ich mich seit drei Stunden sterblich interessire!

Jeremienne.

Da wissen Sie mehr als ich. Ich erwarte Niemanden. Ich nehme eigentlich um diese Stunde nie Besuche an. Wenn Sie trotzdem Befürchtungen hegen, so werde ich besondern Befehl geben, Niemanden vorzulassen.

Apollonie.

Mein Gott, Madame, Sie beschämen mich immer! Würden Sie doch meine Lehrerin! —

Jeremienne.

Was könnte ich Sie lehren?

Apollonie.

Erklären Sie mir einstweilen nur zwei Dinge! Sehen Sie, Madame, man nennt mich schön und jung. —

Jeremienne.

Und ich bin häßlich, wollen Sie sagen!

Apollonie.

Schön oder häßlich, — Sie stehen mir gegenüber wie auf einem Thron! Sie verstehen die Kunst, geliebt zu werden!

Jeremienne.

Sie irren. Es liebt mich Niemand, Madame. (nach kurzer Pause) Lassen Sie uns davon abbrechen.

Apollonie.

Nein nein, ich muß von Ihnen erfahren, weshalb gerade die Schönheit oft so ohnmächtig ist!

Jeremienne.

Die Schönheit ist vielleicht ein allzureiner Zauber, dessen milde Segnung von unserm überreizten Geschlecht nicht mehr empfunden wird. Sie haben Schönheit, Jugend und — Leichtfertigkeit. Die reizen wohl, aber fesseln nicht. Sie haben außerdem, wenn ich nicht irre, noch Herzensgüte, — die ruinirt Sie, gnädige Frau!

Apollonie.

Und welchen Rath —

Jeremienne.

Das beste Mittel, mit den Huldigungen der Welt überschüttet zu sein, ist — — sie zu verachten!

Apollonie.

Und würd' ich Ihnen gleichen, wenn ich soweit käm'?

Jeremienne.

Mir? (sie sieht sie an) Nein, Madame! Mich hat Leben und Denken bitter gemacht. Ihr Herz ist weich; Sie könnten ein Engel sein!

Apollonie (verwirrt).

Ich? — O! — Der Himmel weiß, Sie haben einen Zauber — —

Jeremienne (mit Seele).

Lassen Sie ihn auf sich wirken! Er stammt nicht aus der Unterwelt.

VIII. Scene.

Vorige. Henri (tritt ein).

Jeremienne.

Was giebts?

Henri (mit mehreren Karten).

Gnädige Frau, mehrere Herren bitten um Erlaubniß, ihre Aufwartung zu machen.

Jeremienne
(giebt die Karten, ohne sie anzusehen, an Apollonie).
Madame?

Apollonie (für sich).
Er ist dabei!! —

Jeremienne.
Was wünschen Sie? (da Apollonie eine Bewegung der Zustimmung macht.) (Zu Henri) Die Herren sind mir willkommen! (Henri ab.)

IX. Scene.

Vorige. Seretry. Dorsy. Lord Hamilton. Arvigliéres.

Seretry (nach allseitigen Verbeugungen).
Madame, mir wird der ehrenvolle Auftrag, Ihnen den Prinzen von Arvigliéres vorzustellen!

Jeremienne.
Den vielbekannten Helden der letzten Waffenzüge Ludwigs des Großen! Ich bin erfreut, mein Prinz!

Prinz.
Ich würd' es mehr sein, hätten Sie nicht der begrabnen Königsgunst gedacht!

Jeremienne.
Weßhalb?

Prinz (leichtfertig).

Die Größe ist todt! Warum wollen wir, die Lebenden, von den Kerzen ihres Katafalks uns falschen Glanz erborgen? — Sonnen wir uns in den Strahlen des Tags und lassen die Freude leben! Meinen Sie nicht auch, Cousine Apollonie? — Und Sie, Madame? (zu Jeremienne.)

Jeremienne (sehr kalt).

Es giebt verschiedne Freuden! (zu Seretry und Dorsy, welche ein Buch genommen) Ich bin es nicht gewohnt, meine Herren, über meinen Büchern vergessen zu werden!

Seretry (spitz).

Madame, uns fesseln die Mystères du jour!

Prinz (wie oben).

Das Buch des Tags! Auch hier! Nun ja, ich konnt's vermuthen! (herausfordernd) Ich für mein Theil — liebe es nicht, wenn eine Dame sich mit der Geißel in der Hand erhebt!

Jeremienne.

Das ist die Eitelkeit der Männer.

Prinz.

Nicht doch, Madame, es ist die Stimme der Natur! Die Frau soll die Verderbniß ihrer Zeit entweder nicht verstehen, oder leichten Fußes hinüberflattern. Die, welche ihr zum Opfer fällt, kann ich beklagen, ohne sie zu richten. Die, welche sie sucht und findet,

und mit ihrer Erfahrung prahlt, — muß ich verachten!! (Bewegung unter den Anwesenden).

Jeremienne.

Verachten!

Prinz.

Trotz ihrem Geist!

Jeremienne.

Verachten!! — — Seltsam! Wenn der Zufall blind ist, — so ist er in seiner Blindheit wenigstens weiser, als wir mit uns'rem bis zur Clairvoyance gesteigerten Scharfblick! Sehen Sie doch, mein Prinz, welchen Dienst der Zufall Ihnen erweis't! Mich dünkt, daß die Frau, welche ein anonymes Bekenntniß Ihrer Verachtung erhält, es nicht desavouiren darf. Ich habe die Mystères du jour geschrieben.

Prinz.

Sie, Madame?

Jeremienne (stolz).

Haben Sie es denn nicht gewußt? — Nicht wahr, meine Herren, und Sie, Madame, Sie wußten es Alle? — (achselzuckend, dem Prinzen gerade in's Gesicht) Ich glaube, ich könnte Ihre gute Meinung schätzen; aber man soll nicht sagen, daß mir auf der Welt Etwas hoch genug steht, um seinetwillen die Wahrheit zu verleugnen.

Prinz.

Nichts auf der Welt?? —

Jeremienne.

Nichts, Monseigneur. (mit Verbeugung) Entschuldigen Sie mich jetzt, meine Herren, und Sie, Madame! Ich bin ermüdet. (links ab.)

X. Scene.

Vorige, ohne Jeremienne.

Hamilton (boshaft zum Prinzen).

Nun, wer hat Recht behalten, Sie oder der Herzog?

Prinz (auf denselben Fleck starrend).

Nichts auf der Welt — —! (auffahrend, mit gezwungener Heiterkeit) Ich bitte Sie, gehen Sie, meine Herren! Ich will mich noch nicht gleich gefangen geben! (Er drängt sie hinaus.)

XI. Scene.

Prinz. Jeremienne (aus der Thür links).

Jeremienne.

Dem Himmel sei Dank! Ich bin allein, ich will — — (erblickt den Prinzen) Sie noch hier?

Prinz.

Verzeihung, gnädige Frau!

Jeremienne.

Wofür? — daß Sie mich verachten müssen? — das ist ein Unglück, welches ich nicht ändern kann. Ich mühe mich niemals um Unmöglichkeiten!

Prinz (aufwallend).

Madame, ich habe, gleich Ihnen, noch nicht gelernt, Nichtachtung zu ertragen!

Jeremienne.

Wie, und der Prinz von Arviglières läßt sich herab, sich um die Nichtachtung einer stadtkundigen Kokette zu bekümmern, — sich um die Aufhebung derselben gar noch Mühe zu geben? Wen haben Sie denn vor sich, Monseigneur? (da der Prinz die Augen senkt, sanfter) Was wollen Sie? Ich wehre Niemandem, von mir zu denken, was er will, — — scheue die Mühe, mit Gefühlen oder Grundsätzen zu prahlen, welche mir doch kein Mensch zutraut —

Prinz.

Und nur, um über die Kurzsichtigkeit derer zu höhnen, welche Ihre Maske für Ihr wahres Gesicht halten, — nicht wahr, Madame? O, ich kenne diese Eitelkeit des Verkanntwerdens, welche diejenigen haßt, die sie durchschauen! (aufgeregt) Man nennt Sie eine herzlose Kokette und Sie bestätigen es! Und doch! — Sie sind es nicht! Sie sind — ich weiß nicht was, — aber etwas Anderes! — Ihr ganzes Wesen ist eine Maske! — Sie tragen sie entweder, um eine

rasende Häßlichkeit zu verbergen, — oder weil Sie die Welt zu sehr verachten, um ihr den Anblick einer Vollkommenheit zu gönnen! Ich habe niemals an ein Weib geglaubt! — Gestehen Sie mir, Madame, weßhalb Sie sich diese unendliche Mühe geben, der Welt eine Andere zu erscheinen, als Sie sind!! —

Jeremienne.

Wer sagt Ihnen, daß ich es thue?

Prinz.

Mein eigenes Gefühl. Es log mir nie!

Jeremienne.

Und wär' es so, was sehen Sie darin Wunderbares? — Grille — Laune, Monseigneur, — nichts weiter. So viele Menschen prahlen mit einer Tugend, die sie nicht besitzen; daß diese Art Mummerei mir bereits ziemlich abgebraucht erscheint. Möglich, daß es Reiz für mich gehabt hätte, die Sache umzukehren, und unter dem Schein sorglosen Leichtsinns ein wenig wahre Tugend zu verbergen! Indeß — Sie haben niemals an ein Weib geglaubt, — — und ich — ich habe niemals einen Mann gekannt, dem dran gelegen war, an uns zu glauben! — Ich habe in der Welt gelebt, und diese Maske, die ich Ihrer Meinung nach aus Eitelkeit trage, — deckt nichts, — — als Hoffnungslosigkeit!

Prinz (heftig ergriffen).

O Schicksal, Schicksal! Und warum hoffnungs-

los? — (zu ihren Füßen) Seien Sie Engel, oder Teufel oder Weib! — Mich haben Sie bezwungen!! —

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

I. Scene.

Salon des Herzogs von Rauzan.

Herzog (an einem Tische, schreibt und siegelt). Hinter ihm Germain, sein Lakai. Gleich darauf der Prinz von Arviglières.

Herzog (dem Lakaien einen Brief gebend).

Dem Abgesandten des Regenten; und sagen Sie ihm: — daß ich nach dem Befehl Sr. Königl. Hoheit sein Erscheinen erwarte. Wer sonst im Vorzimmer?

Lakai.

Ein Lakai der Frau von St. Leger mit einem Briefe für Madame.

Herzog.

Der St. Leger? Hm! — — Niemand für mich?

Prinz (tritt ein).

Doch! Ich, mein Vetter!

Herzog.

Sie? Ah! — Ich denke, Sie sind noch auf dem Schlosse Ihres Vaters, wo Sie ja einige Zeit zu bleiben gedachten!

Prinz (zu Germain).

Gehen Sie! (Lakai ab.) Ich bin auch erst vor zehn Minuten angekommen.

Herzog.

Und schon bei mir? Und so verstört? — Mein Gott, was ist Ihnen widerfahren?

Prinz.

Ja, sehen Sie, was einem freien Mann widerfahren kann. Bei mir angelangt, finde ich einen Brief, — rathen Sie von wem? Einen Brief von dem Regenten! —

Herzog.

Von dem Regenten!

Prinz.

Durch den er mich heut Abend zu einem seiner vertrauten Zirkel einladet, und mir mittlerweil bei seinem Zorn verbietet, die Frau von St. Leger zu sehen!

Herzog.

Pardieu, Cousin, es mag ihm nicht gefallen, daß ein angehender Ehemann so tief in ein Paar unergründliche Weiberaugen blickt. Wir machen also der

Frau von St. Leger noch immer sehr stark den Hof —

Prinz.

Brauchen Sie dies Wort nicht, mein Vetter! Man macht der Frau von St. Leger nicht den Hof! — Man betet sie an, wenn man es darf, und verzweifelt oder tödtet sich, wenn man es nicht darf. Sie hat von meiner Heirath gehört. —

Herzog.

Was thut das? Sie gaben Ihr Wort. Wozu noch ein Geheimniß daraus machen?

Prinz.

Ich gab mein Wort, — ich weiß! — Ob's aber geboten ist, eine Uebereilung durch die Besiegelung der That zu einer ewigen Tollheit zu stempeln, ist noch die Frage!

Herzog.

Und wissen Sie nicht, daß eine Weigerung, wie Sie sie andeuten, unfehlbar die Ungnade des Regenten nach sich zieht?

Prinz.

Darüber werd' ich heute Abend auf der Orgie, zu der er mich geladen, mit ihm reden!

Herzog.

Und bis dahin?

Prinz.

Werd' ich die Frau von St. Leger begrüßen!

Herzog (heftig).

Sie sind toll! — (sich fassend, auf und ab) Aber ich hab' es Ihnen gesagt: diese Person spielt mit Seelen wie ein Routinier mit falschen Würfeln! Besinnen Sie sich doch! Um weßwillen wollen Sie diesen Sturm über sich beschwören? Um der Caprice einer Frau von zweideutigem Charakter zu gefallen, die Sie an ihren Triumphwagen fesseln will!

Prinz.

Sie sprachen einmal anders über sie!

Herzog.

Freilich! Sie hat meine so viel ältere Erfahrung verwirrt! Aber ich habe sie endlich durchschaut! Glauben Sie mir: Was Wesen ist an dieser Frau, das ist ihre Intelligenz! Ihre übrigen Tugenden sind nur Raffinerien des Lasters! Heut warne ich Sie vor diesem Charakter, der vampyrhaft jede edle Natur umklammert und entmarkt, um dann mit cynischem Spott sich selbst gemeinen und schwachen Naturen zu unterwerfen! Zu Grunde richten wird Sie z. B. diese Frau, um sich am Schluß des Stückes, fein und kalt, mit ihrem sardonischen Lächeln, Ihnen in's Gesicht vielleicht, einem André Martigny in die Arme zu werfen und Ihnen zu sagen, daß Sie, indem Sie an sie glaubten, ein Narr gewesen sind!

Prinz.

Eine solche Ausgeburt des Wahnsinns kann wirk-

lich nur die Phantasie eines Diplomaten erzeugen! Wozu noch davon reden? Indem ich Sie anhöre, beleidige ich die Dame! — Ich sage Ihnen: Geben Sie mir einen — *einen* Beweis, daß diese Frau einen unedlen Gedanken denkt, oder eine ehrlose That begangen; und ich will sie hassen, tödten, mit Füßen treten, so wahr ich jetzt die Spur ihrer Tritte im Sande küssen mag. — Und jetzt zu ihr!!

Herzog (hält ihn auf).

Und denken Sie, daß der Regent keine Spione hat? Wollen Sie ihm ohne Noth trotzen? Sein Sie doch vernünftig! (Er klingelt, Lakai tritt ein) Germain! rufen Sie doch den Lakaien der Frau von St. Leger herein!

II. Scene.

Vorige. Apollonie (von links, gefolgt von) Violetta.

Apollonie (die den Herzog rufen hört).

Wozu denn das? — Ah!! (gewahrt den Prinzen und verbeugt sich betroffen; er erwiedert ihren Gruß mit Kälte.)

Herzog.

Ah, meine schöne Schwester, und ihre noch schönere Gesellschafterin! Sehr willkommen! Da kann ich Dich selber fragen, ob Frau von St. Leger sich vielleicht bei Dir angemeldet hat?

Apollonie.

Ich erwarte sie in einer Stunde.

Herzog.

Gut, gut. (zum Prinzen) Da sie kommt, so sprechen Sie sie hier, wenn Sie sie durchaus sprechen müssen! — — Ein bloßer Vorschlag, weil ich nicht will, daß Sie sich muthwillig in Verlegenheiten stürzen!

III. Scene.

Vorige. Zweiter Lakai, dann Regent (durch die Mitte).

Lakai (hereinstürzend).

Se. Königliche Hoheit der Regent!

Apollonie.

Wie, der Regent?? —

Herzog (zum Prinzen).

Um Gotteswillen, — er darf Sie jetzt nicht treffen! Schnell! schnell! (er drängt ihn gegen das Kabinet).

Prinz

(nach kurzem Besinnen in's Kabinet tretend).

Ich hoffe, daß Sie das Vertrauen, welches ich Ihnen hierdurch beweise, nicht täuschen werden!

Herzog.

Verlassen Sie sich darauf! Sobald Frau von St. Leger kommt, lass' ich es Ihnen sagen! (wendet sich, der Regent tritt ein.)

IV. Scene.

Vorige (ohne den Prinzen). Regent.

Regent (zum Lakaien redend).

Herr Martigny kann einen Augenblick draußen warten! (Apollonie gewahrend) Ah, Madame! (verbeugt sich tief.) Ich bin entzückt, Sie zu sehen und (deutet auf ihr Négligé) so zu sehen!

Apollonie (sich abwendend).

Verzeihen Königliche Hoheit; ich war mir diese Ueberraschung nicht vermuthen!

Violetta.

Ach, der Regent! (geht furchtsam hinter Apollonie dicht an dem Regenten vorüber).

Regent.

Aber Madame — (Apollonie verschwindet.) Ah, dame! (Violetta betrachtend, welche ebenfalls verschwindet.) Ein hübsches Püppchen! Einige Aehnlichkeit mit ihr!

V. Scene.

Regent. Herzog.

Regent.

Zu allen Teufeln — warum lassen Sie sie gehen? —

Herzog.

Königliche Hoheit —

Regent.

Ein Wort für viele! Ich hab' es satt mit der Geduld! Ich liebe Ihre Schwester! Die Frist, welche Ihr Vetter von Arviglières sich bis zu seiner Vermählung ausbedang, ist verstrichen! Warum wird zu der Heirath keine Anstalt gemacht?

Herzog.

Königliche Hoheit, — ich fürchte sehr —

Regent.

Was fürchten Sie? Sacre dieu! Sie machen mich ungeduldig!

Herzog.

Mein Vetter mag erfahren haben —

Regent.

Daß ich Apollonie liebe? Par exemple! Er sagte ja, daß die Weiber sich Alle gleichen! Nun denn — —!

Herzog.

Das sagte er damals —

Regent (gespannt).

Und jetzt?

Herzog.

Seitdem hat er die Frau von St. Leger kennen lernen!

Regent.

Ah, diese Hexe!

Herzog.

Er sieht sie täglich. Er schwört auf ihre Tugend! Er schwärmt für ihren Geist.

Regent (stampft auf den Boden).

Eine Million Granaten! Ich kenne auf der Welt Niemanden, den ich mehr haßte, als diese St. Leger! Ich habe Ihrem Vetter verboten, sie zu besuchen!

Herzog.

Ich fürchte, das ist nutzlos. Wollte man ihn von der Dame trennen, so müßte man, glaub' ich, etwas feiner zu Werke gehen.

Regent.

Und wie denn, zum Exempel?

Herzog.

O, man müßte sie ihm verleiden. Kommt mein Vetter vielleicht heut Abend zu Ihnen in's Palais?

Regent (gelinder).

Ja wohl, gleich Ihnen, wie ich hoffe. Wir haben da nämlich ein neues Amüsement! Wir werden weder kochen, noch Karten schlagen, noch Komödie spielen, sondern ästhetisch sein! Wir werden dichten. Da hab' ich diesen kleinen Martigny, der improvisirt vortrefflich. Wir übrigen thun dazu, was amor, vinum et cetera uns eingeben. Es wird ein infernalischer Unsinn zu Tage kommen. Sie theilen ihn natürlich!

Herzog.

Alles, Königliche Hoheit — aber dichten? Da muß ich passen!

Regent.

So spielen Sie den Kritiker! Wir werden solide sein. Sie müßten Frau von St. Lambert bewegen mitzukommen, um sich zu überzeugen, daß meine Zirkel mit Unrecht in der Stadt verschrieen sind! (Bewegung des Herzogs) Und wenn Sie es nicht wollen — so bringen Sie die allerliebste Puppe mit, die ich hier eben traf, und die, wenn ich nicht irre, Ihrer Schwester famos ähnlich sah! Uns fehlt ohnehin eine hübsche Frau! Was meinen Sie?

Herzog.

Die kleine Violetta, — Ja so! Vielleicht!

Regent.

Und wenn Sie außerdem noch Jemand wissen — hier sind noch einige Einlaßkarten! (giebt ihm mehrere Karten; Herzog legt sie auf einen Tisch.)

Herzog (der etwas in Gedanken gestanden).

Die Idee ist gut! — die muß ich verfolgen! Wenn Sie mich machen lassen, ist es möglich, daß wir heut Abend beim Souper den Heirathskontrakt unterzeichnen können!

Regent.

Wahrhaftig?

Herzog.

Bereiten Hoheit nur das Nöthige vor, und — versprechen Sie mir Schweigen!

Regent (sehr heiter).

Es ist versprochen! Also — Adieu! Legen Sie mich Frau von St. Lambert zu Füßen! Ah! zur guten Stunde erinnere ich mich, daß ich den Martigny im Vorzimmer stehen lassen! Er hat mir mehrere, an Frau von St. Lambert gerichtete Gedanken in Verse gebracht! Mit Ihrer Erlaubniß, Rauzan! — (ruft) Martigny! Zur gnädigen Frau!! —

VI. Scene.

Vorige. André.

Herzog (zu André).

Soll ich Sie bei meiner Schwester melden lassen?

André (ungewiß).

Ich habe noch nie die Ehre gehabt, Frau von St. Lambert zu sehen.

Herzog.

Thut nichts. (Klingelt; Lakai erscheint) Germain! Sie melden Herrn Martigny! — (Er begleitet den Regenten zur Thür hinaus. Beide ab.)

André (zu Germain).

Ein Auftrag Sr. Königlichen Hoheit des Regen-

ten! — (Germain links ab.) Bestellte Sonnette!! O, seit diese Frau zu mir gesprochen, ist mir die Welt verändert! Ich schäme mich zu leben, und zu sein was ich bin!

VII. Scene.

André. Germain (von links). Violetta.

Germain.

Die gnädige Frau schickt Jemand. (Ab durch die Mitte.)

Violetta.

Mein Herr —

André.

Was seh' ich — Du! — Sie, Mademoiselle!?

Violetta.

Ja, ich, mein Herr! Das wundert Sie, nicht wahr? Sie hatten wohl gehofft, mich niemals wiederzusehen?

André.

Gehofft? Was fällt Ihnen ein? (will ihr die Hand küssen; sie zieht sie zurück.) Wessen Schuld ist es, daß wir uns so lange nicht sahen?

Violetta.

Wessen Schuld? Nun das gestehe ich! Ich soll doch wohl nicht Ihnen nachlaufen, mein Herr? Warum sind Sie nicht, wie sonst, gekommen?

André.

Der Cerberus, Ihr Onkel —!

Violetta.

O, es gab eine Zeit, wo Sie keine Hindernisse achteten! Aber freilich, wenn man den Regenten zum Freund hat und bei Hofe erscheint, dann schwärmt man hinter seidenen Vorhängen, unter funfzigarmigen Lüsters mit den schönen Weltdamen und vergißt — (sie stockt.)

André.

Violetta, wenn Sie von Eifersucht reden wollen —

Violetta.

O ja, gewiß, das thue ich!

André.

Da habe ich wahrhaftig mehr als Sie zu sagen!

Violetta.

Ich möchte wohl wissen, auf wen Sie Grund hätten, eifersüchtig zu sein!

André.

Was haben Sie neulich Abends im Hotel der Frau von St. Leger gemacht? Und warum sind Sie hier? Was thun Sie hier? Der Herzog ist verliebt in Sie, nicht wahr, und Sie —

Violetta.

Und Sie, damit Sie es nur wissen, Sie sind ein Unverschämter, Herr André! Woher nehmen Sie das Recht mich zu beschuldigen? Erkundigen Sie sich doch,

weßhalb ich hier bin! Es ist wohl nicht genug, mich, ohne sich nach mir umzusehen, Wochen lang dem Zorn des Onkels auszusetzen? Jetzt müssen Sie mich noch kränken und beleidigen! Ich hab' das Alles aber auch der Frau von St. Lambert gesagt; und da hat sie gelacht und geantwortet: das käme Alles von Ihrer Freundschaft mit dem Regenten! Und da läßt sie Ihnen denn sagen: „daß sie nichts zu thun haben wolle, weder mit Ihnen, noch mit dem Regenten, Ihrem Freund!"

André.

Wollen Sie ihr denn vielleicht diese Papiere — im Auftrag des Regenten übergeben?

Violetta.

Ich sage Ihnen ja, sie will mit dem Regenten nichts zu thun haben! Und übrigens ist sie bei der Toilette, denn sie erwartet Frau von St. Leger!

André.

Frau von St. Leger? —

Violetta.

Wie? Sie erschrecken?

André.

Frau von St. Leger!? — Ich muß sie sprechen!

VIII. Scene.

Vorige. Herzog (durch die Mitte).

Herzog (mit sich selber sprechend).

So recht! Ich rede mit Beiden! (André erblickend) Sind Sie bei meiner Schwester fertig, Herr Martigny?

André.

Ich bin nicht angenommen worden.

Herzog.

Um so besser! (zu Violetta) Liebes Fräulein, ich bitte meine Schwester, um einen Augenblick Gehör! (Violetta links ab.) Und Sie — Halt! (klingelt, Lakai tritt ein) Germain! Wenn Frau von St. Leger kommt, so weisen Sie sie, ohne etwas zu sagen, in diesen Saal. (zu André) Meine Schwester ist ungnädig; aber sprechen Sie sie nicht heute, so sprechen Sie sie ein andermal!

André (im Abgehen).

Mich täuschen alle Hoffnungen!

Herzog (grüßt).

Ei was! Nichts ist verloren als die Todten.

IX. Scene.

Herzog. Apollonie (in Toilette, von links).

Apollonie.

Du willst mich sprechen? Ich erwarte Besuch!

Herzog (freundlich).

Nicht doch, mein Kind! Du wirst die Güte haben, Frau von St. Leger nicht zu empfangen.

Apollonie.

Ich soll sie abweisen lassen?

Herzog.

Das sollst Du nicht. Ich selber will sie sprechen.

Apollonie.

Und wozu das? Zu welchem Zweck?

Herzog (lächelt).

Weil sie mit Dir bereits zu viel gesprochen!

Apollonie (lebhaft).

Und durch die Hoheit ihrer Gesinnung mir klar gemacht, wie unwürdig es ist, dem Ehrgeiz meines Bruders als Lockspeise für den Regenten zu dienen!

Herzog.

Sie hat Dich also wirklich bekehrt? Sankta Maria! Sie muß beharrliche Feldzüge gemacht haben! Bei Gott, diese Person ist heroisch in ihren Launen! Du liebst also den Regenten nicht mehr?

Apollonie.

Ich habe ihn nie geliebt! Und ich erkläre Dir, daß ich es satt habe, mich von zwei Männern beherrschen zu lassen, die Alles, was noch Gutes an mir ist, aus Eigennutz zu Grunde richten wollen!

Herzog.

Und ich erkläre Dir, daß man in Deinem Alter

sein Glaubensbekenntniß nicht mehr wechseln darf! Höre mich an! Du weißt vielleicht noch nicht, weßhalb sich Frau von St. Leger so große Mühe giebt, Dich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen?

Apollonie.

Weil sie ein großes Herz hat, und mich bedauern muß!

Herzog.

Nicht doch! Weil sie von Deiner Heirath mit dem Prinzen erfahren, und sie den Prinzen liebt!

Apollonie.

Das ist Verleumdung!

Herzog.

Keineswegs. Man hat Dich arg betrogen, meine arme Apollonie! Während Du Deine unschuldige Eifersucht auf das junge Mädchen wandtest, die Du aus dem Hotel Arviglières hierher gelockt, umgarnte die geheuchelte Tugend, der Du vertrautest, den Gegenstand Deiner Neigung und Deinen künftigen Gemahl! Der Aufschub, den der Prinz begehrte, galt ihr!

Apollonie (in Thränen).

O — ich fühl's! Die Tugend verlangt Stärke und ich bin schwach wie ein Kind!

Herzog.

Ein Glück, daß Ihr nicht alle Riesen seid!

Apollonie.

Was willst Du mit ihr reden?

Herzog.

Aengstige Dich nicht darum! Ich hasse diese Frau ja nicht. Ich zähle mich ja im Gegentheil zu ihren eifrigsten Bewunderern!

Apollonie.

Und ich liebte sie, weil sie erkannte, daß ich noch nicht verloren war, wie Ihr es wollt! Und ich bin thöricht, auf Dich zu hören!

Herzog.

Und wenn ich Dir thatsächliche Beweise ihrer Unwürdigkeit gebe, — willst Du mir dann versprechen, so bald man es von Dir verlangt, den bewußten Contrakt zu unterzeichnen?

Apollonie.

Bei Gott, das will ich, denn bei dem Versprechen wag' ich nichts!

Herzog.

Einen solchen Glauben hab' ich in Frankreich noch nicht gefunden! Thatsächliche Beweise! Gut! Sie sollen Dir werden! (aufhorchend) Halt! Ich höre einen Wagen! Das muß sie sein! (eilig links ab, mit Apollonie.)

X. Scene.

Jeremienne (in Toilette, durch die Mitte). Germain (öffnet). Gleich darauf Prinz (von rechts).

Jeremienne (sieht sich um).

Niemand hier? Madame ist doch sichtbar?

Germain (abgehend).

Monseigneur befahlen mir, Madame in diesen Saal zu führen!

Prinz (tritt ein).

Und Sie werden mir nicht zürnen, Madame, wenn ich — (Jeremienne fährt leicht zusammen.) O, vergeben Sie; ich habe Sie erschreckt!

Jeremienne.

Ich glaubte Sie verreis't, mein Prinz!

Prinz.

Ich war es. Ein Zufall, gnädige Frau, verschafft mir das Glück, Sie hier begrüßen zu dürfen. — Ein Zufall, der mir um so wichtiger ist, als ich verhindert bin, Sie heut in Ihrem Hause aufzusuchen!

Jeremienne.

Verhindert? Sie? — Das sind ja räthselhafte Worte! Aber gleichviel. Ich freue mich, Sie zurückgekehrt zu sehen!

Prinz (gedämpft).

Und ich, Madame, darf wohl gestehen, daß ich, obwohl immer glücklich, Ihnen nah' zu sein, von allen Orten der Erde am wenigsten gewünscht hätte, Ihnen *hier* zu begegnen! Was haben Sie mit Frau von St. Lambert gemein? Sie sollten mit dieser Frau weder sprechen noch sie eines Blickes würdigen; es

thut mir weh zu denken, daß eine Beziehung zwischen Ihnen ist!

Jeremienne.

Sie thun ihr Unrecht! Und darf ich fragen, ob Sie, — **gerade Sie!** ganz klug und recht thun, so von ihr zu reden?

Prinz (lebhaft).

Ich wußte es! — Sie wollten da hinaus! — Aber wenn Sie einen Funken Achtung für mich haben, so vertagen sie diese Frage bis morgen! Nur bis morgen! — Ich darf Ihnen nicht erklären, weshalb ich heut nicht darauf antworten kann!

Jeremienne.

Sie führen mich in feiner Weise auf die Indiscretion zurück, mit der ich Ihrer Privatbeziehungen berührte!

Prinz.

Geben Sie mir im Gegentheil Muth zu der Bitte, sich zur Kenntnißnahme aller meiner Beziehungen herabzulassen, — aber morgen — durch mich persönlich! — nicht durch den Mund der Frau von St. Lambert, welche wir Beide doch — weder lieben, noch achten können!

Jeremienne.

Mein Prinz, Sie machen mich verlegen.

Prinz (dringend).

Versprechen Sie, was ich erbat!

Jeremienne.

Nun denn, es sei!

Prinz (küßt ihre Hand).

Haben Sie tausend Dank! — Jetzt bin ich ohne Sorgen! (ab).

Jeremienne (allein ihm nachsehend).

Seltsam, höchst seltsam! Das Gerücht dieser Vermählung muß falsch sein, (mit durchbrechendem Lächeln, seelenvoll) und ich — —!! (läßt sich auf eine Ottomane nieder und stützt den Kopf in die Hand, das Profil nach dem Zuschauer.)

XI. Scene.

Jeremienne. Herzog (von links).

Herzog.

Gnädige Frau —

Jeremienne (steht auf).

Sie, Herr von Rauzan?

Herzog.

Sie wollten meiner Schwester die Ehre erweisen, gnädige Frau; aber von einem plötzlichen Unwohlsein befallen —

Jeremienne.

Apollonie? — das thut mir innig leid!

Herzog.

Oder, da ich mir doch einmal vorgenommen, kühn

zu sein, — warum nicht die Wahrheit sagen? Meine Schwester — ist nicht hier!

Jeremienne.

Nicht hier?

Herzog.

Nein. (Steht auf und öffnet die Thür links) Um uns vor Lauschern zu sichern, gnädige Frau! —

Jeremienne (befremdet).

Wissen Sie denn, daß man in jenem Zimmer uns behorchen kann?

Herzog.

Ja, Madame, weil ich Sie eben selbst behorcht habe!

Jeremienne (entrüstet).

Herr von Rauzan! —

Herzog.

Sie sehen, Madame, daß ich aufrichtig bin.

Jeremienne.

Ich will es wünschen, denn ich muß Sie dringend um eine Erklärung bitten!

Herzog.

Gnädige Frau, ich war vor einiger Zeit noch Vormund meiner Schwester. Ich habe seit kurzem diesem schweren und undankbaren Amt entsagt.

Jeremienne.

Aber, — warum mich annehmen? Warum mich durch

den Prinzen empfangen lassen? War dies Zusammentreffen Zufall?

Herzog.

Ein Zufall, den der Prinz gemacht. Ich unterstützte ihn, weil ich — nun ja! — weil ich hören und dann Sie sprechen wollte. Was meine Gründe betrifft, so zittre ich Sie Ihnen zu endtdecken, denn Sie halten mich für Ihren Feind. Da ich dies weder ändre noch darum mit Ihnen rechten kann, thue ich was ich thue, nur aus Menschenpflicht und um meinem Gewissen zu genügen.

Jeremienne (äußerst befremdet).

Ich bin begierig, Monseigneur.

Herzog.

Nun denn: es thut mir leid, daß Sie betrogen werden! Und es verdrießt mich auch, daß, was ich nicht konnte, ein Andrer vermögen soll!

Jeremienne.

Und woher wissen Sie, daß ich betrogen werde?

Herzog.

Madame, am Hof sind Sie vielleicht die Einzige, die es nicht weiß!

Jeremienne.

Bei Gott, das ist mir schmeichelhaft!

Herzog.

Erinnern Sie sich der Maskerade im Palais-royal,

wo ich die Ehre hatte, Sie zu sprechen? An jenem Abend trat zu mir der Prinz von Arviglières —

Jeremienne.

Auf ihn bezieht sich Ihre Mittheilung? Es ist gut. Ich höre!

Herzog.

Er vernahm, daß Ihre Tugend unbezwinglich sei wie Ihr Geist, und schwur: unsere Behauptungen zu Schanden zu machen. Er kam zu Ihnen, und ward beschämt. Der Prinz hält auf sein Renommé. Sie waren die erste Frau die seinen Ehrgeiz reizte. Er sah Sie wieder und entbrannte vor Erbitterung, daß er Sie nicht verachten durfte, wie er gerühmt!

Jeremienne.

Das wär' erbärmlich. Ich traue dem Prinzen einen bessern Ehrgeiz zu.

Herzog.

Der Prinz ist jung, Madame. — Er hat also nach Ihrer verwundbaren Stelle gespäht und erkannt, daß Sie einsam sind und daß Ihr Geist Sie unglücklich macht, —

Jeremienne (mit einem Blick auf den Herzog, für sich).

Daß man sich muß von diesen Menschen durchschauen lassen —!

Herzog (ohne sich stören zu lassen).

Er hat sich an diese Entdeckung geklammert und

geschworen, Ihnen Liebe einzuflößen. Und sehen Sie, Madame, das thut mir weh, denn Sie sind edel.

Jeremienne (nach kurzer Pause).

Sind Sie zu Ende?

Herzog.

Was würden Sie thun, wenn ich zu Ende wär'?

Jeremienne.

Sie müssen vorhin gehört haben, daß der Prinz mich morgen sprechen will. Ich werde ihn um seine Meinung über Ihre Geschichte befragen.

Herzog.

Und wenn er leugnet, gnädige Frau?

Jeremienne.

So werde ich ihm glauben! (will gehen.)

Herzog
(scheinbar mit sich selbst kämpfend).

Glauben! Ihm glauben? (ihr in den Weg) Nein, Madame! Einem so schönen und grausam getäuschten Vertrauen gegenüber will ich nicht auf halbem Wege stehen bleiben! Hören Sie mich an, und thun Sie dann, was Sie wollen! Heut Abend im Palais royal heirathet der Prinz von Arviglières meine Schwester, —

Jeremienne (die Farbe wechselnd).

Heut Abend —

Herzog.

Heut Abend im Palais royal —

Jeremienne.

Heirathet er diese — diese Frau —

Herzog.

Diese Frau, meine Schwester!

Jeremienne.

Von der er mir noch eben gesagt, daß er sie weder liebe noch achte?

Herzog.

Da hat er wahr gesprochen, gnädige Frau; denn er heirathet sie nur, um sie dem Regenten zu überliefern!

Jeremienne.

Er — Arvigliéres? Das ist nicht möglich; das kann nicht sein!

Herzog.

Ich hab' es Ihnen gesagt. Mit meinem Vetter gegen Sie verbündet, feiert der Regent heut Nacht unter dem Siegel des Geheimnisses die Hochzeit durch eins seiner wilden Soupers. Morgen wird der Prinz Ihnen gegenüber seine Bemühungen fortsetzen, und Paris verlassen, sobald — er seinen Zweck erreicht!

Jeremienne.

Eine solche Tiefe der Abscheulichkeit ist nicht denkbar! (Sie faßt die Lehne eines Stuhls.) Wahrhaftig, mir schwindelt!

Herzog (verbeugt sich).

Ich — habe meine Pflicht gethan!

Jeremienne.

Und wenn es wahr wär'. — O!! — Und Ihre Schwester — Ihre Schwester!

Herzog.

Meine Schwester ist eine verlorene Frau. Das weiß die Welt.

Jeremienne.

Das lügen Sie! Sie hat mehr Edles in sich als Sie alle! Ist Ihre Geschichte wahr, so bin ich überzeugt, daß sie, wie ich, verrathen ward!

Herzog.

Ich streite darüber nicht — ich weiß es nicht. Ich sagte Ihnen, daß ich meine Schwester aufgegeben habe.

Jeremienne.

Nun, so will ich sie halten!! (von Aufregung übermannt) Herzog!! —. Ist Ihre Geschichte erlogen, — um so schlimmer für Sie! Ist sie aber wahr, o so sein Sie mir willkommen, als Bundesgenoß zu dem Höllenwerk der Verachtung, mit der ich, so weit ich kann, —

Herzog.

Um Gott, was wollen Sie thun?

Jeremienne.

O — — nichts — — — nichts mehr! — (faßt sich) Kann ich Ihre Schwester sprechen?

Herzog.

Ich weiß nicht, wo sie ist.

Jeremienne.

Dann bleibt mir nur das Letzte! — Wie erhält man Einlaß zu den Soupers des Regenten?

Herzog.

Zu den Soupers des Regenten — — Sie wollen doch nicht etwa —?

Jeremienne (ungeduldig).

Was fragen Sie, statt zu antworten! Was braucht man zu dem Zweck, den ich genannt?

Herzog (auf den Tisch deutend).

Nur eine dieser Karten, die ich heut Morgen von dem Regenten selbst erhielt — — Aber Madame, Sie wissen vielleicht nicht, daß der Besuch dieser Zusammenkünfte unverträglich ist mit weiblicher Tugend —

Jeremienne.

Tugend!! — — — Ich lache über Ihre Tugend! Geben Sie mir eine dieser Karten!! (sie nimmt eine.) In der Oede eines Daseins wie das meine, giebt man so leichten Kaufs den Glauben an einen Menschen nicht auf. Ich will mich überzeugen!! (ab).

Herzog (ihr nachrufend).

Madame!! — — Sie ist fort! — (lacht) Die

Hölle, merk' ich, übertrifft den Himmel noch immer an Geschicklichkeit. Fort jetzt zu meiner Schwester!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

I. Scene.

Unterirdischer Speisesaal im Palais royal; mäßig großes Gemach von Pfeilern getragen. Ausstattung unscheinbar. Erleuchtung nur durch eine Lampe oder Krone von oben. Statt der Mittelthür im Hintergrunde eine Treppe. Im Vordergrunde zwei Seitenthüren. Auf einem Kamin eine Venusstatue. Hinter den Pfeilern längs der Wand Causeusen; darüber hängend mythologische Gemälde. Charakter der Scenerie: Unordnung und Ueppigkeit ohne Glanz.

Lakaien in Königlicher Livree decken im Hintergrunde eine Tafel. Von links kommen: Herzog von Rauzan; an seinem Arm Apollonie. Beide in Mäntel gehüllt. Apollonie trägt unter dem Mantel bürgerliche Kleider. Ein schwarzer Spitzenschleier fällt von ihrem Häubchen halb über ihr Gesicht.

Herzog.

Leg Deinen Mantel ab; wir sind am Ziel!

Apollonie (erstaunt und furchtsam umschauend).

Erkläre mir endlich, was Du mit mir vorhast und wo wir sind.

Herzog.

Du hast gewünscht, Frau von St. Leger in andern als solchen Situationen zu sehen, die sie für Dich vorbereitet. Ich habe Dir versprochen, diesem Wunsch zu willfahren und halte mein Wort.

Apollonie.

Gut, gut. Wo bin ich denn?

Herzog.

Du bist — bei dem Regenten.

Apollonie.

Bei dem Regenten!!

Herzog.

Vor einem seiner Privatsoupers!

Apollonie (entrüstet).

Bei Gott, das ahnte er nicht! Du hast mich in eine Falle gelockt! List und Gewalt sollen meine bessere Ueberzeugung besiegen! Deshalb diese Kleidung, welche die vornehmen Damen in diesen wilden Nächten zu tragen pflegen, um nicht erkannt zu werden! Nein! das ist wider die Abrede! (will gehen.)

Herzog (hält sie auf).

Wo denkst Du hin? Meinst Du, daß Jemand hier entfliehen kann? — Beruhige Dich! — Nichts droht hier weder Dir noch Deinem Rufe! Der Name Apollonie von St. Lambert hat heut in diesen Kleidern nichts mit Dir gemein. Heut Morgen sah der Regent bei uns Dein Ebenbild, die kleine Dulameau,

und bat mich, sie hierher zu führen. Ich dachte daran, als Du mir die Forderung stelltest, Dir Deine Freundin zu entlarven!

Apollonie.

Ich bin hier also unter fremdem Namen?

Herzog.

Dein Name ist hier Violetta. Fürchte Dich nicht. Ich schütze Dich.

Apollonie.

Und ich soll sie hier sehen? — Jeremienne? —

Herzog.

Du wirst sie hier sehen, und nicht verkleidet, nicht wie Du, unwissentlich hierher geführt, sondern mit freier Stirn und stolzem Schritt und vollem Bewußtsein dessen, was sie thut. Jetzt gehe ich, uns dem Regenten zu melden! (ab.)

II. Scene.

Apollonie (allein).

Verzweiflungsvolle Lage! Wie verhalt' ich mich? Was thue ich, was nicht? (sie geht an die Thür und findet sie verschlossen.) Widerstand ist unnütz; was bleibt mir, als Verstellung? — — Also mich fügen! Meinen Bruder sicher machen! Unter der Maske dieses jungen Mädchens beobachten und urtheilen!! (sieht sich

um) An diesem Ort die St. Leger! Nein! Man hat mir oft gesagt, die Heuchelei sei schwer und darum selten! So wie sie ist, kann man nicht scheinen; so läßt es sich nicht heucheln; und kommt sie her, so kommt sie durch Verrath!! (nach kurzer Pause) Ich bin entschlossen! Arviglières liebt sie! Ist sie die Heuchlerin, die Rauzan in ihr sieht, so werd' ich sie dem Arviglières entlarven! Ist sie aber verrathen worden, so ist kein Opfer groß genug, sie zu retten, und ich habe noch Tugend genug um es zu thun! —

III. Scene.

Apollonie (rechts hinter den Pfeilern). Die Treppe herunter kommen zwei Diener in Livree; dann der Regent; hinter ihm Dorsy, Seretry, Lord Hamilton und einige andere Cavaliere; jeder derselben, Dorsy ausgenommen, führt eine Dame. Hamilton führt deren zwei. Der Regent und die beiden Lakaien tragen Armleuchter. Hinter Dorsy Martigny, gesenkten Hauptes. Den Zug beschließt der Herzog, Alle beobachtend. Die Damen sämmtlich decolletirt, in reicher Bürgertracht.

Regent

(zu Seretry, der ihm den Leuchter abnehmen will).

Nichts da, nichts da, Vicomte von Seretry! Wer nicht gelegentlich seinen Freunden dienen kann, versteht auch nicht zu herrschen! Hier lebe die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit! Setzen wir uns zu

Tisch! (zu den Dienern, welche die Armleuchter auf den Tisch gesetzt haben) Euer Dienst ist aus für diese Nacht! Ihr könnt gehen! Macht's wie wir! Trinkt und liebt; das Leben ist kurz!

Seretry
(zu Martigny, während die Uebrigen sich setzen).

Und damit es an attischem Salz nicht fehle, mein lieber Freund,

„So denke ich, wir fahren fort,
Auf's Dichten uns zu legen!
Frisch auf! Der alte Hafis sei
Ein wahres Kind dagegen!!"

Hamilton (die Tafel betrachtend).

Und von dem Bischen sollen wir Alle satt werden?? (zu Martigny und Seretry) Goddam! —

Sie thun sehr wohl, statt auf dem Tisch
In Ihrem Kopf zu kramen!
Corpo di Bacco! Das reicht ja nicht
Für den simpeln Appetit meiner Damen!

Regent (lacht).

Aha, den Engländer hört, Mesdames!
Unſ're Kochnächte sind ihm lieber!
Die Hälfte des Mahls, eh's kommt zu Tisch
Packt er in sein Kaliber!

Seretry.

Und doch hat Freund Anthony die Kunst des

Schluckens nur von einem Pfuscher gelernt; er bezwingt in einem Jahr vielleicht einige Millionen, — aber was will das sagen?

Herrn Law und seinem Finanzsystem
Muß man ein Loblied singen!
Der braucht ja kaum 'ne längere Zeit
Ganz Frankreich zu verschlingen!

Dorsy.

Ja, sein unsterblicher Appetit
Frißt hübsche Wunden und Beulen, —
Aber — (mit einem Blick auf den Regenten)
— Ihr Witz, der brennt hinein
Ohne sie auszuheilen!

Regent (gutmüthig).

Lassen Sie ihn! Der Mensch muß sterben; warum nicht davon reden, wenn das hippokratische Gesicht sich bei einer Nation einstellt? (seinen Pokal ergreifend) Großer Ludwig! Schöpfer Frankreichs! Wir armen Würmer machen Deine Grabschrift unsterblich! Du ruhst von Deiner Arbeit und Deine Werke folgen Dir nach!!

Hamilton (trinkt).

Ach, nur nichts Rührendes! Und, — ein Schelm, wer seinen Toast nicht in Versen bringt!

Regent.

Thu's, wer's kann; mir wird's zu schwer! Dorsy, warum haben Sie keine Dame?

Dorsy.

Ich pflege nur mit einem Weibe Gemeinschaft; das ist die himmlische Sophia.

Dame (lacht).

Ist aber die Philosophie grob!

Andere Dame.

Das heißt, wohl nur die deutsche!

Seretry.

O nein, Madame; die deutsche Philosophie kommt im Gegentheil gewiß vor lauter Feinheit noch an den Bettelstab.

Hamilton

(zu seinen Damen, auf Dorsy deutend).

Warten Sie nur; Sie werden schon noch an ihm gerächt werden! Jetzt hält er's mit der himmlischen Sophia schon noch aus; aber nachher, — was will er nachher mit ihr anfangen?

Dame.

Bravo, bravo!

Andere Dame.

Es lebe Lord Hamilton!

Dritte Dame.

Bravo, bravissimo! Ein Schelm, wer auf den Toast die Flasche nicht leert!

Hamilton.

Und ein Schelm, der sich nicht jedes Glas mit

einem Kuß kredenzen läßt! Orleans, Sie haben ja auch keine Dame!

Regent.

Sacre dieu, nein! Der Rauzan ist sie mir noch schuldig! (zum Herzog, der ohne sich zu setzen, sich immer rechts im Vordergrunde gehalten) Wo haben Sie die reizende kleine Bourgeoise, die Ihrer göttlichen Schwester gleicht?

Herzog.

Sie ist hier! (tritt hinter die Pfeiler und führt Apollonie vor.) Aber Mademoiselle ist schüchtern und ich habe versprochen, Sie zu beschützen!

Regent.

Sie wollen mich im Platonismus üben?

Herzog.

Es möchte nöthig sein. (leise) Wo bleibt denn Arviglières?

Regent.

Pardieu, er läßt uns warten!

Herzog.

Weil er noch immer früh genug kommt, um Ihnen den Handel aufzusagen!

Regent.

Mille tonnerres! — Nein! Er wird es nicht!

Herzog.

O — doch; aber (lächelnd) wo er sein Glück zu finden gehofft, saß eine Eule! — Die St. Leger

kommt her!! (Bewegung des Regenten.) St! — Sie will sich überzeugen, was an dem Gerüchte von dieser Heirath ist!

Regent.

Aber erklären Sie mir —

Herzog.

Gleich, gleich! — Ich muß die Kleine erst entfernen! Mademoiselle Violetta! Ich muß Ihnen einen Platz verschaffen! (führt sie vor) Herr André Martigny! — Sie sind der Jüngste und der Tugendhafteste hier! Lassen Sie Ihre Poesie einen Augenblick diese Unschuld beschützen!

André (steht auf).

Herr Herzog — — (Apollonie in's Auge fassend) Himmel! (er sinkt zurück) O Himmel! —

Alle (im Chor).

Was ist ihm??!

Hamilton (lacht trocken).

Er ist hysterisch!

Herzog (lacht auch).

Das wird pikant! (zu Apollonie, leise, schnell) Verrath' Dich nicht! Halt' Deinen Schleier fest! — (geht zum Regenten in den Vorgrund zurück.) Jetzt will ich Ihnen erklären!

Regent.

Ich brenne!

Herzog.

Ich versprach Ihnen heut Morgen, meinen Vetter von seiner Leidenschaft zu heilen, und zur Unterzeichnung des Contraktes zu bewegen. Nun denn — — (er geht mit ihm hinter den Pfeilern rechts, flüsternd und gestikulirend auf und ab).

André (vernichtet).

Sie hier an diesem Ort — —

Die Damen.

Mademoiselle haben einen bösen Blick!

Die Männer (Apollonie umringend).

Lassen Sie uns die Augen sehen, die durch den Schleier morden!

Apollonie (zu André).

Sie sollen mich beschützen! Was ficht Sie an?

André (von ihr weg).

Ich Sie beschützen, — Sie — Sie!

Hamilton (zu André).

Ein unwillkommenes Begegnen, wie es scheint!

Dorsy.

Warum? Mit etwas Philosophie läßt sich das Alles ertragen!

Hamilton.

Und mit allen neun Musen zu Trösterinnen! Schämen Sie sich! Muß ich Ihre Rolle übernehmen? (füllt sein Glas). —:

Was ist's weiter? Allons, meine Herrn!
Gram schadet Seelen und Leibern!
Füllen wir's Glas und bringen ein Hoch
Allen schönen und falschen Weibern!!

Seretry.

Bravo! (zu André) Sie trinken nicht mit? Nun, geben wir ihm Pardon! Er ist noch Neuling in der Erfahrung! (zu Apollonie) Schönste Mademoiselle Violetta —

Apollonie.

Lassen Sie mich!!

Seretry.

Meine Charmante, Sie sehen sich nach dem Herzog um; aber das nützt Ihnen nichts; hier gehören Sie gesetzlich dem, auf den die Würfel fallen!

Apollonie.

Lassen Sie mich!! —

Seretry (Würfel hervorziehend).

Fangen wir an!

André.

Gerechter Gott!

Seretry (würfelt).

Puh! eine Niete!

Hamilton (würfelt).

Diable! Nichts Besseres!

Dorsy (zu André).

Wenn Sie Glück haben, so kann die Dame Ihnen wieder zufallen!

André (mit Abscheu).

Ich um sie würfeln! (sie anstarrend) Und sie ist doch verändert!! —

Hamilton (ihn ansehend).

Der Wahnsinn der Musen hört bei unserm Freunde auf, hold zu sein! Heda, Marquis! (wirft einem der Cavaliere die Würfel zu; sie loosen weiter.)

Herzog

(kommt mit dem Regenten zurück; zu diesem, leise).

Sie wird dies junge Mädchen zweifellos für meine Schwester halten, und: — — wir sind also hier versammelt, um den bewußten Contrakt zu unterzeichnen!

Regent.

Ich habe Sie vollkommen verstanden! Sie kapitaler Freund! Lassen Sie sich für diese Idee umarmen!! —

Herzog.

Nur nichts verrathen! Setzen Sie sich jetzt zu Tisch! Ich werde mich bei der Thür aufhalten und sie empfangen!

Regent (triumphirend).

Ah, diese Stolze!! (tritt zu der Tafel) Wo ist mein Platz? Meine voreiligen Herren, diese Dame ist mein! (zu Apollonie) Wissen Sie, mein Kind, daß Sie auf's Haar der Frau von St. Lambert gleichen?

Apollonie.

Das thut mir leid.

Regent.

Warum? Ich bete das Ebenbild wie das Urbild an! (Er faßt sie um die Taille).

André (fährt auf).

Ungeheuer! (sinkt auf seinen Stuhl zurück).

Regent (zu Apollonie).

O, Du mußt Dich nicht sträuben! — Singen wir eins! Martigny! Das Lied, das Sie vorhin gedichtet! Das hübsche Trinklied! (Martigny steht auf und sucht sich zu fassen) Was Henker haben Sie denn, Martigny? Sie sehen aus, als ob Dorsy mit seinen sämmtlichen philosophischen Teufeln in Sie gefahren wär', oder als hätte Seretry Ihnen allen Wein ausgetrunken! (zu Apollonie) Sei gut! — sei gut! — Meine Damen! Herunter mit Ihren steifen Hauben! — Den Weinkranz an die Stelle! (er nimmt von einem Tafelaufsatz eine Menge Weinkränze und wirft sie den Cavalieren zu, welche ihre Damen damit bekränzen.) Jetzt! Singen wir eins! (er schenkt ein.) Bacchus sei unser unsterblicher Kapellmeister!

André (aufgestanden, mit Anstrengung).

Seid fröhlich! seid fröhlich!
Wir haben's verdient!
Macht neidisch die Götter
Auf ihrem Olymp!

Wir spotten der Römer
Beim Saft uns'rer Reben,
Doch ihre Götter
Sie wußten zu leben.
Sie übertreffen
Sei unser Streben!
Macht neidisch die Götter auf ihrem Olymp!

Alle (trinkend und lärmend).

Wir spotten der Römer beim Saft uns'rer Reben,
Doch ihre Götter, sie wußten zu leben!
Sie übertreffen sei unser Streben!
Macht neidisch die Götter auf ihrem Olymp!!! —

IV. Scene.

Vorige. Jeremienne (sehr einfach in Schwarz gekleidet, verhüllt, von rechts.) Ein Lakai (öffnet). Herzog (hinter den Pfeilern rechts, unweit der Thür).

Lakai (im Oeffnen).

Hierher, Madame!

Jeremienne.

Wo find' ich den Regenten?

Lakai (schließt die Thür).

Sie werden fragen müssen, Madame; mir ist der Eintritt verboten!

Herzog (vortretend).

Madame —

Jeremienne (bitter).

Sie hier, mein Herr von Rauzan, trotz der Schmach, die Sie in Ihrer Schwester trifft?

Herzog.

Um Ihretwillen, gnädige Frau!

Jeremienne.

O, Sie sind gütig. Nun — und der Contrakt?

Herzog.

Man wartet auf den Bräutigam!

Jeremienne (bebend).

Er wird also kommen?

Herzog.

Sie werden ihn sehen!

Jeremienne (wie oben).

Und Ihre Schwester? —

Herzog (zeigt).

Meine Schwester sitzt an jenem Tisch verschleiert. Ich hör', sie nennen sie hier Violetta!

Jeremienne.

O, unerhört!

Herzog.

Ich hoffe, Madame, Sie werden mich nicht verrathen!

Jeremienne.

O, fürchten Sie nichts. Ich bin aus freiem Willen hier, und werde Niemand compromittiren als mich selber!

Herzog.

Sie könnten hinter diesen Pfeilern unbemerkt —

Jeremienne.

Ich bin nicht gewohnt, meine Thaten zu verbergen. (sie tritt hinter dem Pfeiler hervor, auf den Regenten zu) Königliche Hoheit, Ihre Gastfreiheit rühmt ganz Paris!

Regent (wendet sich, springt auf).

Madame!!

Apollonie (erkennt sie, schmerzlich).

O, Jeremienne!

Alle (im Chor).

Die St. Leger!

Jeremienne (zum Regenten).

Ich hab' so viel von Ihren Soupers gehört, daß ich Lust bekam, einmal Zeuge ihrer vielgerühmten Heiterkeit zu sein. (Da der Regent nicht antwortet und Alles schweigt) Nun, meine Herrn und Damen, Sie schauen mir so bestürzt in's Gesicht, als sähen Sie ein Gespenst! Ich erblicke doch manche bekannte Physiognomie unter Ihnen! — — Wie geht es Ihnen, Herr von Seretry? Und Sie, Mylord Hamilton, und Sie, Herr André Martigny, den ich auch irgend wo anders als hier, wiederzusehen gedacht, — — wie gehts?

André (stammelnd).

Madame!

Jeremienne.

Sie scheinen verlegen, — — Warum? Wer sagt uns was besser sei, das Leben auszukosten wie einen berauschenden Kelch, oder elend zu sein mit einer einsamen Weisheit?

André (sich vordrängend).

Madame, gegen meinen Willen bin ich hier!

Jeremienne.

O pfui, ich würde mich schämen, das zu gestehen! Sehen Sie — ich kam hierher, — völlig aus freiem Willen!

Regent (verlegen).

Sie sind mir sehr willkommen, gnädige Frau!

Jeremienne.

Kaum scheint es so! (nach kurzer Pause um sich blickend, mit sich kämpfend) Und — ich will wieder gehen! Leidenschaft, die meiner Jugend vielleicht gestanden hätte, — die mich hierher führt — heut — — — zum ersten Mal, — paßt nicht für diese Stirn mehr! muß ich erröthen und mich schämen, weil ein Gefühl hinreißen mich gemußt zur Häßlichkeit, — als blieb' ein keusches Auge rein, wenn es Trotz bietet dem Anblick der Abscheulichkeit — (von plötzlicher Angst erfaßt) Nein, nein! — Ich kann nicht mehr hier bleiben! (sie will fort, begegnet dem Regenten, faßt plötzlich seine Hand) Sagen Sie mir, ob es wahr ist, daß Sie heut Nacht den Prin-

zen von Arvigliêres mit Frau von St. Lambert vermählen werden!! —?

Regent (bestürzt).

In der That, das ist meine Absicht gewesen, — gnädige Frau!

Jeremienne

(läßt ihn los, lehnt einen Augenblick am Pfeiler).

So hab' ich nichts mehr zu erfahren! (sie neigt ihr Haupt).

V. Scene.

Vorige. Prinz.

Prinz (auf den Regenten zu).

Königliche Hoheit, ich komme spät, doch früh genug — — (erblickt Jeremienne und prallt zurück) Heiliger Gott!!! An diesem Ort ein Weib — — mit — ihren Zügen!

Regent (etwas außer Fassung).

Sie meinen, lieber Vetter von Arvigliêres — —

Prinz (auf Jeremienne deutend).

Sie — sie! (tonlos) Fragt dieses Weib um ihren Namen!!

Jeremienne (ermannt sich)

Das ist zu viel! Das ist eine zu unwürdige Komödie! So bald verlernten Sie meine Züge zu kennen, mein Prinz? Und so ergreift Sie der Gedanke,

daß der Triumph, mich bis zuletzt zu täuschen, Ihnen vereitelt wird?

Prinz (außer sich).

So ist es wahr! Sie ist es selber! O!! — Was spricht sie? Was hat sie gesagt? — Will sie auch hier noch täuschen? — Nein! — Sie soll es nicht! — Bedauernswürdig ist das Laster, das uns unverhüllt entgegengrins't; aber infam ist es, wenn es sich mit einem Heiligenschein umgiebt! O Zufall, ich danke dir, der mir dies Weib enträthselt! (auf sie deutend) Hören Sie's Alle, die Sie hier versammelt sind: Das ist die wundervolle, geistbegabte, tugendhafte St. Leger! Das ist die Frau, vor der wir uns Alle in den Staub gebeugt! (Regent will ihn besänftigen) Wer hält mich? Sie? — — O Gott! was rede ich? Sie Sie kennen sie ja Alle, und ich allein bin der Narr! (bricht zusammen).

Jeremienne (bewegt).

Ich könnte das ertragen, wenn ich nicht beweinen müßte, daß mir nichts mehr daran gelegen ist! (will gehen).

Prinz.

Der Ton, der Ton!! Was sagte sie da eben? (er faßt sie bei den Händen) Wissen Sie nicht, wo Sie sind? Stehen dort nicht funfzig Menschen, deren Zeugniß Sie entlarvt, auch wenn Sie morgen sagen, daß ich heut geträumt habe? Reden Sie! — Wie kommen

Sie hierher? — — Wollen Sie nicht eine Lüge ersinnen? Was kann Ihnen darauf ankommen? Aber lassen Sie sich warnen! — Leicht hintergeht man das Vertrauen, aber die Verachtung hat ein schlummerloses Auge! — — Ich hab's Ihnen einmal schon gesagt, ich sag' es wieder! — Bei Gott und allem Heiligen auf Erden! Jetzt verachte ich Sie!

Jeremienne.

Diese gespielte Entrüstung —

Prinz.

Antworten Sie mir! Antworten Sie mir!

Jeremienne.

Lassen Sie mich los! Sie rasen!

Regent.

Arviglières, ich befehle Ihnen, diese Dame loszulassen!!

Prinz.

Befehlen? Was kümmert Sie mein Verhältniß zu dieser Frau! Ich (erblickt ein vom Herzog vorhin auf einem Tisch nebst Schreibzeug ausgebreitetes Papier und unterschreibt) heirathe Ihre Frau von St. Lambert; das genüge Ihnen!!

Regent (entrüstet).

Schweigen Sie! — Gestatten Sie mir, Madame, Sie zu rechtfertigen!

Jeremienne.

Mich rechtfertigen? Nein, Monseigneur! Ich müßte

Verachtung verdienen, wenn ich es gestattete. Mich strafen aber soll das letzte Wort, welches hier fällt! (hoch aufgerichtet) — Ich habe keine Beziehung zu diesem Mann, die mir eine Silbe der Erklärung zur Pflicht machte; aber nicht scheuen will ich mich zu sagen, weßhalb ich kam — weßhalb ich mich so sehr, so tief vergaß!! Ich — — ich — — glaubte an einen Mann, an die Liebe, die Fähigkeit eines Mannes für eine wahre vergeistigte Leidenschaft! Ich sträubte mich von diesem Glauben zu lassen! O ich verdiente die Lektion!! (mit Hoheit, trotz ungezügelter Bewegung) Verachten Sie mich, Mónseigneur! In meiner Verblendung habe ich Sie angebetet, ehe ich Sie verabscheuen lernte!! — (schnell ab).

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

I. Scene.

Saal im Hotel Arviglières.

Dulameau (im Schlafrock, einen Brief in der Hand). Violetta (in Hut und Mäntelchen). Auf einem Tische Schreibzeug, Papier und ein herabgebranntes Licht.

Violetta (ablegend).

Ja, was ich Ihnen gesagt habe, Onkel! Als ich hörte, daß Ihnen unwohl sei, erlaubte mir Madame St. Lambert sogleich, zu Ihnen zu gehen; aber Monseigneur von Rauzan, der dabei war, sagte, daß ich mich außer Ihnen vor Niemandem sehen lassen dürfte!

Dulameau (auf seinen Brief deutend).

Und mir schreibt er, ich dürfe Niemandem sagen, daß Du während der Nacht zu mir gekommen seiest; auch solle ich Dich nicht fragen, wo Du den Abend über gewesen!

Violetta (um ihren Onkel beschäftigt).

Nun, das begreif' ich nicht; ich war drüben den ganzen Abend allein in meinem Zimmer. Madame waren ausgegangen und Monseigneur desgleichen. Sie kamen aber Beide sehr verstört nach Haus, Madame weinte und Monseigneur sagte zu mir, daß an unserer Verschwiegenheit ein Staatsgeheimniß hänge!

Dulameau.

Ich wollte lieber sonst Etwas! Da drüben ist Etwas im Werk; der Henker weiß, was sie vorhaben! Es ist mir garnicht lieb, daß Du bei dieser galanten Madame St. Lambert Gesellschafterin geworden bist! Der Herr von Rauzan ist der Vetter meines gnädigen Herrn, aber er ist nicht der Gewissenhafteste. Was macht er sich aus dem guten Namen eines jungen

Mädchens wie Du! Ich wollte, Du wärst so häßlich wie eine Nachteule!

Violetta (bekreuzt sich).

Heilige Genoveva! Onkel, was für barbarische Wünsche Sie haben!

Dulameau.

Ach, was barbarisch! Höre Vernunft ehe es zu spät ist, und laß Dich warnen vor den Verführungen der Männer! Du siehst wie es dir nun schon mit diesem Herrn Martigny gegangen ist, der ja nach Deiner Meinung Dich sogar heirathen wollte!

Violetta.

Nun?

Dulameau.

Nun, daß er im Namen des Regenten der Frau von St. Lambert hofirt, und nebenbei für Frau von St. Leger, schwärmt und überhaupt ein trauriger mon cher ist, der Herr Federfuchser, der auf jede Schürze Sonnette macht!

Violetta.

Aber, liebster Onkel, Sie sagen mir da ja entsetzliche Dinge!

Dulameau.

Schlimm genug, daß Dein eigener Verstand sie Dir nicht sagt!

II. Scene.

Vorige. Louis. André.

André.

(Die Thür aufreißend, zu Louis der ihm den Eingang wehren will).

Zurück! sag' ich! Lassen Sie mich ein!

Louis.

Mein Herr, plagt Sie der Geier? —

André.

Man sagt mir im Hotel Rauzan, daß diese Dirne hier sei, — ich will sie finden!

Louis (kopfschüttelnd).

Herr Dulameau, dieser junge Mensch muß von Sinnen sein!

Violetta (erblickt ihn).

Heiliger Gott! André!

Dulameau.

Ist das nicht Monsieur Martigny?

André.

Ja wohl, Herr Dulameau! (zu Violetta, ohne auf Louis zu achten der neugierig an der Thüre stehen bleibt). Also hier kennt Madame mich wieder?

Violetta.

Mein Gott, wie haben Sie mich erschreckt!

André (lacht).

Ich glaube wohl! (Sie will sich ihm nähern). O bitte bleiben Sie nur da! — Sie sind doch Violetta?

Violetta.

Ob ich es bin? Großer Gott, was ist Ihnen, André?

André.

Nichts, was Sie beunruhigen könnte! (Dulameau will reden). Und Sie auch nicht Herr Dulameau. (zu Violetta). Sehen Sie mir einmal grade in die Augen!

Violetta.

André, Sie sind so entsetzlich aufgeregt —

André.

Und Sie sind so entsetzlich ruhig! Wohl, ich bin es auch! (Sie bei der Hand fassend). Violetta, mir träumte einst, daß ein Engel, der Deine Züge trug, mich liebte! —

Violetta (unschuldig).

Er liebt Dich noch!

André.

Meinst Du? Wenn ich Dir meinen Traum erzählen wollte — —

Violetta.

Nun?

André.

O pfui, das Ende ist garstig! Beantworte mir eine Frage! Wie, Du zitterst ja wohl gar? Sag' mir, seit wann — — Doch nein!! — Wenn Du es kannst so

weine, bis Deine Schmach in der Fluth Deiner Thränen ertränkt ist, — feile Dirne!

Violetta (bricht in Thränen aus).

Das ist zu viel!

André.

Siehst Du, ich habe Dich geliebt! Ich nehme den Himmel zum Zeugen! Ich habe sie geliebt!

Dulameau.

Aber, alle Wetter, mein Herr, erklären Sie mir endlich, was Sie wollen!

Violetta (weinend).

Sie wälzen auf mich eine Anklage, die Sie allein trifft, mein Herr! Sie haben mich verrathen!

Dulameau.

In der That, mein Herr, das glaube ich doch auch!

André.

Und ich erkläre hier vor Gott und meinem Gewissen, nein! Ich habe sie nie vergessen! Und scheint's, als hätt' ich's einen Augenblick gethan — es entschuldigt sie nicht! Ein Dichter muß auf den Höhen wie in den Tiefen des Lebens seine Ideale suchen; ein Weib taugt zu nichts als treu zu sein! Und sie verleugnete mich kalt! — Und ist es möglich, daß eine so himmlische Hülle soviel Bosheit decken kann! (heftig) Seit wann besteht das saubere Verhältniß? Wie bist Du dazu gekommen? Wie oft warst Du schon dort?

Antworte mir, oder bei Gott, ich werde dafür sorgen, daß Du keinen Menschen mehr belügen sollst!

Violetta.

Wen, wen soll ich kennen? Wo soll ich gewesen sein?

André.

O ewige Geduld! Bei dem Regenten, Madame, bei dem Regenten!

Violetta.

Ich beim Regenten!

Dulameau (entsetzt).

Um Gott, was sagen Sie da?

André.

Die Wahrheit! Bei dem Regenten hab' ich sie getroffen, wo man die Frauenzimmer verloos't wie —

Dulameau.

Heilige Magdalena! Mein Kind! Meine Violetta!

Violetta.

Onkel, Sie sehen ja, daß er von Sinnen ist! Wie käme ich zu dem Regenten?

André.

Bei Gott, das wird ergötzlich! Sind das meine Augen? Nun! — Am Arm des Herrn von Rauzan, bei dem Regenten, der mich zu sich befahl, hab' ich mit diesen Augen sie gesehen! —

Violetta.

Er wird mich mit der Frau von St. Lambert verwechselt haben —

André.

Ich sie verwechseln, die ich liebte — Lügen, verfluchte Lügen!

Dulameau.

Ich überleb' es nicht!

Violetta.

Frau von St. Lambert sieht mir ähnlich!

André.

O Madame, schweigen Sie doch, es ist das Einzige, was ich noch von Ihnen verlange! Scheinen Sie was Sie sind, nur heucheln Sie nicht länger diese Unschuldsmiene, die mich noch jetzt überführen will, daß ich Ihnen Unrecht thue! Was bleibt nun übrig als zu sterben? (er zieht ein Terzerol.) Und wenn ich's recht bedenke, wär' es nicht gerecht, (mit einem Blick auf Violetta) den Götzen mit mir zu zerstören?

Louis (an der Thür).

O weh, nun wird es unangenehm! (er wendet sich und läuft davon.)

Violetta.

Mich tödten! Ich Unglückliche! Erbarmen, André, Erbarmen!

Dulameau (ihn aufhaltend).

Junger Mann, Ihre Entrüstung treibt Sie zur Tollheit! Halten Sie ein!

André.

Sie haben Recht, Herr Dulameau! Ich danke Ihnen. (zu Violetta) Also auch feig! Nein! Du bist für den Tod zu schlecht! Erbe Dich, wer will! — (das Pistol einsteckend, kalt) Sie sind frei, Madame! Leben Sie glücklich! (ab.)

Violetta (aufspringend).

André, André!

Dulameau (gleichfalls abgehend).

Bete lieber, daß der Himmel Dir vergeben möge!

Violetta (klammert sich an ihn).

Onkel, es ist ein Irrthum! Wollen auch Sie mich verlassen?

Dulameau.

Laß mich los! Ich werde Dir morgen sagen, was ich von Dir zu halten gedenke. (ab.)

Violetta (allein).

Morgen! Morgen! O, bis Morgen würde ich ja wahnsinnig sein! (entschlossen) Nein, dagegen muß es noch ein Mittel geben! (ab.)

III. Scene.

Louis (mit einem Armleuchter). Prinz (im Mantel) durch die Mitte.

Prinz (den Mantel abwerfend).

Wie spät ist's, Louis?

Louis.

Eben schlug es drei.

Prinz.

Es thut mir leid, daß Ihr so lang' gewacht. (deutet auf den Tisch) Das Licht hierher! (Louis thut es und geht dann bis zur Thür zurück; Prinz wirft sich auf den Lehnstuhl am Tische und stützt den Kopf in die Hand). „Ich habe Sie angebetet, eh' ich Sie verabscheuen lernte!" Das war ihr Wort! Aber was ist ihr Wort? Daß sie nur mich verrathen hätte! Ich hätt' ihr jedes Unrecht verziehen, das sie an mir allein verübt, — — aber daß sie eine Lasterhafte sein soll, das drückt mich nieder!! — Und sie ist es ja!! — (Auffahrend, den Lakaien gewahrend) Noch hier?

Louis.

Ich wartete auf den Befehl, Monseigneur auskleiden zu helfen.

Prinz.

Ich werde Ihrer nicht bedürfen. (nach kurzer Pause) Wecken Sie Herrn Dulameau und bitten Sie ihn, hierher zu kommen.

Louis.

Ich eile! (links ab. Prinz schweigend hin und her. Dulameau kommt.

IV. Scene.

Prinz. Dulameau.

Prinz.

Ich ließ Sie ungern wecken — — Warum sehen denn Sie so verstört aus? Was ist geschehen?

Dulameau (weint).

O gnädiger Herr — sie haben — mein Kind, meine Violetta, auf ein Souper des Regenten gelockt! Nun sind meine alten Tage verwais't —

Prinz (bitter).

Und meine jungen Jahre!! — — Tröstet Euch, Alter! Ich habe mehr verloren auf diesem Abendessen als Ihr!

Dulameau.

Sie, gnädiger Herr?

Prinz.

Aber um zu vergessen, was ich nicht ändern kann, will ich noch diese Nacht Paris verlassen!

Dulameau.

Schon wieder, gnädiger Herr?

Prinz.

Ich weiß, daß ich diesmal meinen Vater betrübe, — — aber ich würde es nicht weniger thun, bliebe ich hier, von Schmerz zerrissen! — — Ich muß fort, — aus Paris, aus Frankreich! — Ich komme wieder!

— Gewiß, ich komme zurück! Sie werden das meinem Vater sagen, Dulameau, und machen, daß er mir verzeiht!

Dulameau.

Dieser Entschluß kommt so plötzlich —

Prinz.

Hören Sie mich an. Der langjährige Diener und Freund meines Vaters hat wohl ein Recht auf mein Vertrauen! Mein Vater wünschte, daß ich mich vermählen sollte. Ich kam hierher, um zu gehorchen und, — — habe ihm gehorcht!! — — — Ich habe heut Abend, im Beisein des Regenten ein Papier unterzeichnet, welches Madame Apollonie von St. Lambert das Recht giebt, sich, sobald sie will, Prinzessin von Arvigliéres zu nennen. Sagen Sie das meinem Vater! Er wird es leider nur zu bald erfahren, weshalb ich nach diesem Akt nicht in Frankreich bleiben kann; möge es ihn nicht tödten! — Doch genug und fort! Ordnen Sie schnell die nöthigsten Papiere, Dulameau; geben Sie Befehl, in einer Stunde Postpferde bereit zu halten, und bitten Sie meinen Vater, daß er mir nicht zürne! — Vielleicht ändert sich einst das Schicksal! — Ich lasse Ihnen ein Brief an ihn und komme zurück, — sobald ich kann!! — (setzt sich zum Schreiben).

V. Scene.

Vorige. Louis. Dann Apollonie.

Louis.

Monseigneur, eine Dame wünscht Sie zu sprechen.

Prinz (bestürzt).

Eine Dame, — mich??

Louis.

Sie will sich nicht abweisen lassen.

Prinz.

Eine Dame!!! — — Gehen Sie! Dulameau, sehen Sie, wer es ist!! (Er bleibt stehen, die Augen in äußerster Spannung auf die Thür geheftet; Dulameau geht der Thür zu; Apollonie tritt ein. Sie ist in denselben Mantel gehüllt, wie im vorigen Akt; jedoch in andern Kleidern. Der Schleier zurückgeschlagen.)

Apollonie.

Ich bin es, Philipp!

Prinz.

Sie!! (Er deutet in heftiger Bewegung und Bestürzung Dulameau und den Lakaien an, daß sie das Zimmer verlassen sollen. Beide ab; Dulameau links, Lakai durch die Mitte. Kurze Pause.)

VI. Scene.

Prinz. Apollonie. Zuletzt Dulameau.

Apollonie.

Vergeben Sie mir diese Ueberraschung, Arviglières!

Prinz (kalt und bitter).

Ich bitte. Sie haben ein Recht hierherzukommen,

und ich muß mich geschmeichelt fühlen, Madame, daß Sie dies Haus vor dem Palais-royal beehren!

Apollonie (sanft).

Wenn ich trotz diesem harten Wort bleibe, Vetter von Arviglières, so heißt das Ihnen sagen, daß keine Selbstsucht mich hierhergeführt! Sie werden mir danken, daß ich kam, und aufhören, mich zu hassen!

Prinz.

Sie treffen mich in einer Stunde, wo ich nicht ganz meiner Stimmung mächtig bin. Verzeihen Sie —

Apollonie.

Ich habe nichts zu verzeihen. Sie können nicht glauben, daß ich mir ein Recht auf Sie anmaßen will. Ich komme, um eine Pflicht zu erfüllen!

Prinz (bitter).

Gegen mich? —

Apollonie.

Gegen uns alle. Am meisten gegen Eine, deren Name Ihnen noch heute Morgen zu heilig für meine Lippe war. Sie haben Jeremienne von St. Leger geliebt —

Prinz (heftig).

Nichts von ihr, Madame! Ich habe ihren Namen zu den Todten geworfen!

Apollonie.

Nicht doch! An meinem Herzen fühl' ich, daß sie

nicht todt sein kann für Sie! — Ich liebte diese Frau, wie Sie! (entschlossen). Sie sind betrogen worden!

Prinz.

Betrogen? — —?

Apollonie.

Sie haben Frau von St. Leger bei dem Regenten gesehen und halten sie für schuldig. Aber sie ist es nicht!

Prinz.

Apollonie! — Beweise! Beweise!

Apollonie.

Sie kennen den Vertrag, der Sie im Interesse meines Bruders zum Deckmantel meiner verkauften Ehre macht —

Prinz.

Und den ich unterzeichnet habe!!

Apollonie.

Sie kennen also das Interesse, welches meinen Bruder wünschen ließ, Ihre Beziehungen zu Frau von St. Leger zu stören —

Prinz.

Weiter, weiter!

Apollonie.

So hat er sie denn, — Gott weiß durch welche Künste verlockt, — Ich wohnte ja Allem bei! Ich sah die Scene ja mit an! Ich war mit meinem Bru-

der dort, unter den falschen Namen Violetta, — —: Sie kam auf falsche Vorspiegelungen meines Bruders, um sich, wenn mich nicht Alles täuscht, von Ihrer Treue zu überzeugen, und ahnte nicht, daß er mit dem Regenten verschworen war, sie Ihnen zu verleiden!

Prinz.

Mit dem Regenten — — (schlägt sich vor die Stirn). O ich rasender Thor!

Apollonie.

Soll ich Ihnen sagen, daß sie mich zur Erkenntniß meiner selbst gebracht? Ich muß es; Sie werden es mir glauben; Sie müssen wissen, daß kein Mensch ihr nahe tritt, ohne einen Strahl ihrer Seelenschönheit aufzufangen! Mein Bruder fürchtete ihren Einfluß. Ich ahnte ein Complott, und beschloß es zu vereiteln! Verstellung half mir bis an's Ende es durchschauen! Ich folgte Rauzan auf's Souper, angeblich um mich über Jeremienne's Charakter zu belehren, folgte ihm scheinbar überzeugt und befriedigt zurück in unser Haus, und wartete, während er, ihr nach, ins Hotel St. Leger eilte, am Fenster Ihre Rückkehr ab, um Ihnen zu sagen, was ich gesagt! — Das Nähere mögen Sie von ihr selbst erfahren! (will ab.)

Prinz (hält sie).

Sie gehen, Apollonie! — Wohin?

Apollonie.

Zu ihr, um Sie zu melden!

Prinz.

Mich ihr zu melden! Wo gerathen Sie hin? Bei Gott, mir schwindelt, wenn ich daran denke! Erinnern Sie sich nicht des Blattes das ich unterzeichnet hab' in Ihrer Gegenwart, Apollonie — —

Apollonie.

Nun? Was bekümmert Sie dies Blatt und Ihre Unterschrift? Sie ist ja null, so lang' die meine fehlt! Und Sie kennen mich jetzt hoffentlich genug, um zu wissen, ob, oder ob nicht ich einem Plan mich leihen werde, der mich entehrt!

Prinz.

Sie sagen sich von dem Regenten los?

Apollonie.

Nun und immer!

Prinz.

O Apollonie, Apollonie! Wollte Gott, daß ich Sie lieben könnte!

Apollonie.

Lernen Sie mich wieder achten, das ist mir genug!

Prinz.

Ich werde Sie achten und ehren, und Ihnen danken, so lang' ein Lebensfunken in mir ist, daß Sie mich vor der Verzweiflung au menschlicher Tugend bewahrt haben! Vergessen Sie das nicht, und sagen Sie es der Frau von St. Leger, falls Sie jemals wagen

sollten, meines Namens in ihrer Gegenwart Erwähnung zu thun.

Apollonie (wiederholt).

In Ihrer Gegenwart — ich begreife Sie nicht! Sie sollten schon auf dem Wege zu ihr sein, um ihr das Glück zurückzugeben. Sie betete Sie an —

Prinz.

„Bevor sie mich verabscheuen lernte!" Das war ihr Wort! Sie sind gütig, Apollonie, aber ich gebe mich keiner Täuschung hin! Verzeihen wird sie dem Regenten, verzeihen Ihrem Bruder! — Was sind sie ihr, wer stünde hoch genug sie zu beleidigen? Mich liebte sie — mir schloß sie ihre Seele auf! Ich konnte sie verkennen, — das trennt auf ewig! Versöhnung zu erflehen, wär' eine Thorheit; ich ehre sie zu tief für solchen Versuch! Aber — (aufblitzend) was mir zu thun übrig bleibt, ist: von Ihrem Bruder Erklärung und Rechenschaft und Genugthuung zu fordern, und somit zu beweisen, daß ich bereit bin, für sie zu sterben, wie ich für sie gelebt haben würde! Er ist bei ihr, nicht wahr? (Apollonie bejaht) Wohl! (Er klingelt; Louis tritt herein). Meinen Wagen, sogleich! (Louis ab). O Himmel und Erde! Leben Sie glücklich, liebe Apollonie! Und da fällt mir noch Eins ein! (ruft aus der Thür links). Dulameau! (Dulameau erscheint). Sie haben vorhin geweint, alter Mann, weil Sie Ihre Nichte verloren glaubten! Aber ihre Nichte ist schuldlos, und

diese Dame, Frau von St. Lambert! wird Ihnen vielleicht das Nähere erklären! Gott sei gelobt, daß ich noch einen Menschen trösten kann!! (ab).

Dulameau

(mit erstaunten Blicken, von Apollonie auf den Prinzen und wieder zurück).

Herr Gott, er weint!

Apollonie.

Lassen Sie ihn weinen!! — Kommen Sie!! — Ich habe noch einen Gang zu thun; auf dem müssen Sie mich begleiten! Sie haben mir freilich auch einen Schmerz zu danken, aber ich hoffe, daß mir auch hier vergeben werden soll!

(Beide ab).

Verwandlung.

VII. Scene.

Toilettenzimmer der Frau von St. Leger. (Die Dekoration des zweiten Aktes.)

Eintreten durch die Mitte: Henri (die Thür öffnend). Felicie und der Herzog von Rauzan. Felicie trägt ein Licht, welches sie auf den Tisch setzt. Henri bleibt an der Schwelle stehen.

Herzog.

Also, Mademoiselle Felicie, Madame will die Güte haben, mich zu empfangen?

Felicie.

Ich glaube, ja! Wenn Sie gefälligst etwas warten wollten! Madame klagt über Kopfschmerz und wünscht sich umzukleiden. Es ist aber auch möglich, daß Madame sich im Namen geirrt hat. Sie schien etwas zerstreut.

Herzog.

So so, zerstreut!

Felicie (schnippisch).

Und da dürften Monseigneur, als ein so ungewohnter Besuch, und zu so ungewohnter Stunde obendrein, nicht zürnen, falls ich Sie vergebens warten ließe!

Herzog.

O, einem Engel wie Felicie, zürnt man nicht!

Felicie (sich zurückziehend).

O bitte, Herr von Rauzan! Henri! Etwas Licht! Man kann hier ja nicht Hand vor Augen sehen!

Herzog (für sich).

Der Ton der Zofe läßt nicht viel Gutes hoffen! Nun, wir werden ja sehen! (er wirft sich in den Fauteuil links und blättert in den auf dem danebenstehenden Tische befindlichen Büchern.)

Henri
(an der Mittelthür, zu Felicie, welche links abgeht).

Ja, aber, Mademoiselle Felicie —

Felicie (zurückkehrend).

Was giebt's denn noch?

Henri (halblaut).

Sie wissen wohl noch nicht, daß Ihre Cousine hier ist, Mademoiselle Felicie?

Felicie.

Meine Cousine Violetta?

Henri.

Ja, als ich vorhin im Auftrag der gnädigen Frau ausging, sah ich auf dem Pont-neuf ein junges Frauenzimmer hin und herlaufen. Ich konnte in der Eile nicht sehen, was sie vorhatte, und glaubte, sie wolle sich in die Seine stürzen. Ich wollte Anfangs der heiligen Jungfrau eine Kerze geloben, wenn sie sie von ihrem Vorhaben abbringen wollte, dachte aber, es möchte doch sicherer sein, es selbst zu thun.

Felicie.

Mein Gott, was sind Sie weitschweifig! Kommen Sie doch zur Sache!

Henri.

Ich ging auf sie zu und erschrak nicht wenig, als ich Ihre Cousine erkannte.

Felicie.

Wahrhaftig? Das arme Kind! Nun, und Sie haben sie mitgebracht? Das ist gescheidt! Halten Sie sie nur eine Minute fest; ich werde augenblicklich bei ihr sein. (Henri ab, Felicie geht links ab.) Das weiß der Himmel, was für ein Rabe diese Nacht gekrächzt hat. Aller Welt scheint ein Unglück passirt zu sein! (ab.)

VIII. Scene.

Herzog
(allein, hat Felicie's letztes Wort gehört).

Aller Welt —! (er lächelt) Hm! Und ob auch mir? — — Die Zofe scheint mich gänzlich aus ihrer Gunst verstoßen zu haben! Was wird die Herrin thun? (er fährt fort, in einem Buche zu blättern) Ah, diese unsterblichen Mystères du jour! Wenn es nur nicht so schwer wär', unsere Bücherweisheit im Leben zu verwerthen! (Er lies't) „Wem dran gelegen ist, Menschen zu beherrschen, der suche ihre Leidenschaften zu erregen; der kalte Mensch ist unbezwinglich, aber die Leidenschaft bildet selbst in dem Edelsten und Vollkommensten, eine Handhabe, an der ihn jeder Narr zu Boden reißen kann." (Er läßt das Buch sinken) Wie fein gesagt! O Madame St. Leger! Mit wieviel Scharfsinn erkannt, — und doch, wie schülerhaft befolgt!! — Wie wenig nahmen Sie sich in Acht, Frau Jeremienne von St. Leger, einen Beleg zu Ihren eigenen Worten zu liefern! — Ein Mann, den Sie durchschauen, und den Sie furchtlos verhöhnt und von sich gestoßen haben, fängt Sie mit all' Ihrem Geist in Ihren — kaum erregten — Leidenschaften! Nun! — Sie wird es mir nicht danken, aber — — (er lächelt wieder) sie wird es mir vielleicht verzeihn!! —

IX. Scene.

Herzog. Jeremienne (in einfachem Négligé, die Haare ohne Puder, in natürlichen Flechten aufgesteckt; Felicie folgt ihr mit einem Armleuchter, welchen sie auf den Tisch setzt, und geht dann über das Theater zur Mittelthür hinaus. Jeremienne bleibt einen Augenblick unfern der Thür stehen, wie um sich zu sammeln. Herzog steht auf und verbeugt sich tief.

Jeremienne.

Sie kommen sich nach mir umzusehen! Das ist doch liebenswürdig von Ihnen!

Herzog (küßt ihre Hand).

Ich danke Ihnen, daß Sie mich empfangen.

Jeremienne.

Danken? (sie zuckt die Achseln.) Rechnen Sie mir die Wirkungen meiner Gleichgültigkeit doch nicht als Theilnahme an! Was wollen Sie von mir?

Herzog (vorsichtig).

Madame, was sucht man denn bei Ihnen, als Sie selbst?

Jeremienne (kalt).

Man hat Beispiele, daß wenigstens die Gründe, um deretwillen man mich sucht, sehr zweideutig sind. Ich dächte, Sie erinnerten sich dessen!

Herzog.

Wenn für eine getäuschte Hoffnung die Anbetung der ganzen übrigen Welt Ersatz bieten kann — —

Jeremienne (bitter).

Anbetung!! — Lästern Sie das Wort doch nicht! Bei Euren Götzen verlernt man das! (Herzog will reden, sie unterbricht ihn ungeduldig) Nein, Herr von Rauzan! Versuchen Sie doch nicht wie ein schlechter Schauspieler, eine alte verpfuschte Rolle wieder aufzunehmen! Ich habe die Falschheit satt! — Machen Sie mich gesund durch ein wenig Aufrichtigkeit! Meinen Sie denn, ich wüßte nicht, daß Sie kommen, um über mich zu triumphiren? — Immerhin! — Ich hindere Sie nicht! — Ich habe Ihnen den Triumph sehr leicht gemacht! — Und ich verleugne ihn nicht; denn es giebt Umstände, unter denen es ehrenvoll ist, der Ueberwundene zu sein! — Und müßt' ich heute wählen als Unparteiischer, — — ich wählte meinen Fall, nicht Ihre Siege!

Herzog.

Sie fühlen Schmerz, und dieser Schmerz macht Sie ungerecht!

Jeremienne.

Ungerecht! Ich glaube kaum. Sie haben mir ein schmachvolles Complott entdeckt — das ist wahr; ich verkenne es nicht; aber — sehen Sie sich die Sache doch genauer an! Was hab' ich Ihnen nun zu danken? — Etwa die Rettung meiner Ehre? Nicht doch, Herr Herzog! — Von mir ist meine Ehre nicht zu trennen, und es giebt für mich keine dieser Gefah-

ren, vor denen Andere zittern mögen! Sie thaten nichts, als daß Sie, — nun, warum es nicht gestehen? Sie thaten nichts, als daß Sie, früher als nöthig, mich einer Täuschung beraubten, in der ich glücklich war!

Herzog.

Ich weiß, daß jede Frau den Ankläger Ihres Geliebten mehr haßt, als den, der sie betrog, —

Jeremienne.

Nicht doch! Sie irren auch da! Ich, Monseigneur, ich hasse Niemand! Aber, (mit Feinheit, ihn fixirend) ich leugne nicht, daß seit dieser Stunde ein seltsamer Gedanke in mir aufgestiegen ist! — Wenn meine bloße Erscheinung an jenem Ort den Prinzen, Ihren Vetter täuschen konnte, warum kann ich nicht auch noch die Getäuschte sein? — Es giebt oft seltsame und seltsam unterstützte Zufälle! — Wenn nun Ihr Vetter nicht so schuldig wäre, als er schien? Wenn er vielleicht gezwungen — doch was weiß ich? — Wenn er die Frau von St. Lambert auch heirathet, — warum muß denn das Ende Ihrer Geschichte wahr sein? Ich habe den Prinzen, Ihren Vetter, nicht gehört, so wenig wie er mich! — Sie müßten mein Leben durchlebt haben, Monseigneur, um zu wissen, wie schwer es ist, den Glauben an einen Menschen nach dem andern aufzugeben, und wie ich glücklich sein würde, brauchte ich ihn nicht zu verurtheilen, wie ich gethan!

Herzog (kalt).

So sprechen Sie mit ihm, Madame! Ich habe nur diesen Rath!

Jeremienne (ihn immer fixirend).

Weil Sie zu wissen glauben, daß ich ihn nicht befolgen werde, — nicht? Und doch! Sie könnten noch einmal irren! Ich pflege mich so wenig an Herkömmliches zu binden, daß mein Herz durch die Etikette keine Gefahr der Beschränkung läuft. Was einzig mich daran verhindert, haben Sie nicht erkannt! Ihr Prinz war doch vielleicht aufrichtiger als Sie meinen! Es giebt eine Sprache des Herzens, die nicht gänzlich erlogen werden kann! Und da der Prinz, Ihr Vetter, sich vermählt, mit einer Frau, die jung und schön und fähig ist zu lieben, — so will ich meinerseits dem Prinzen meine Unschuld nicht erklären, weil die Entdeckung den Keim eines Glückes zerstören möchte, das ihm hinfort noch blühen kann!

Herzog (aufspringend).

Jeremienne! Er triumphirt, — — und ich werd' der Betrog'ne sein!

Jeremienne.

Wenn Sie sich selber nicht betrogen, von mir haben Sie nichts zu fürchten. Für mich ist morgen diese Sache todt!

X. Scene.

Vorige. Henri.

Henri.

Verzeihen gnädige Frau —

Jeremienne.

Was giebt es, Henri?

Henri.

Es ist da Jemand, der den Herrn von Rauzan sprechen will. (zum Herzog leise) Der Prinz gab mir für Sie allein die Karte!

Herzog (nimmt die Karte).

Er!! — Nein, nein! Sagen Sie dem Herrn, ich würde ihm zu jeder andern Stunde zu Diensten stehen. (Henri ab). Es ist nichts von Bedeutung, Madame. Eine Geschäftssache.

Henri (tritt wieder ein).

Um Vergebung, Madame — (zum Herzog) Ich habe dem Herrn Ihre Antwort gemeldet, aber er will sich nicht abweisen lassen. (giebt dem Herzog ein beschriebenes Blatt Papier.)

Herzog (gezwungen).

Eine seltsame Zudringlichkeit! (nimmt das Billet und lies't.) „„Mein Vetter, ich verlasse Paris — — heute früh — — bei Ihrer Ehre — —""

Jeremienne (während er lies't, ihn fixirend).

Er wird blaß!! — Um Gott! — (sinkt auf einen Stuhl) Mein Herz schlägt zum Zerspringen!

Herzog (lesend).

„„Ich weiß, Sie werden kommen!““ — Ja, gewiß! (das Billet zusammenfaltend) Also dahin hat uns dies Weib gebracht! (wendet sich zu Jeremienne) Madame, die Sache scheint doch dringlicher zu sein, als ich geglaubt; ich will mich also Ihrer Gnade empfehlen!

Jeremienne (aufspringend).

Ich bitt' Sie, bleiben Sie! — Meine Ahnung! — o Gott!! — Sie werden bleiben, sag' ich Ihnen!

Herzog (höhnisch).

Ah! Angst um Ihren Geliebten! Nein, Madame! Wer mich bei meiner Ehre ruft, thut's nicht umsonst! (wirft ihr das Billet zu) Lesen Sie, wenn Sie wollen! Ich sage Ihnen Lebewohl, und wer Sie liebt, der wird nicht wünschen, daß wir uns wiedersehen!

Jeremienne

(das Billet entfaltend, athemlos lesend).

„„Mein Vetter, ich verlasse heut früh Paris. Ihre Wünsche sind erfüllt; mein Wort in Bezug auf Frau von St. Lambert — — ist gelös't; doch erheischt meine Ruhe noch eine Erklärung, die nur Sie mir geben können; bei Ihrer Ehre bitt' ich Sie daher, mir unverzüglich in's Bois de Boulogne zu folgen wo jede Antwort Ihrerseits““ — (sie bricht ab). O, das

gilt mir und ich durchschaue Alles! Sie werden nicht gehen, Herr von Rauzan! Ich will vor dieser Tollheit Sie bewahren!

Herzog (schäumend, auf die Thür zu).

O, Madame, Sie verkennen doch, dünkt mich, Ihre Befugniß —

Jeremienne (ihm in den Weg).

Verkennen oder nicht, — ich will doch sehen, ob Sie meinem Befehl zu widerstehen vermögen!

Herzog (festgebannt).

Können Sie von einem Mann das Opfer seiner Ehre fordern?

Jeremienne.

Nein! Niemals! Aber Sie sollen sich hier erklären, hier, in meiner Gegenwart! (zu Henri) Bitten Sie Herrn von Arviglières, einzutreten! Bitten Sie ihn! (Henri ab). Sie sehen mich verwundert an, Herr Herzog, — — (indem sie ihm das Billet des Prinzen zurückgiebt, mit zurückgedrängten Thränen) Ich frage Sie, warum sollte ich es nicht thun? —

XI. Scene.

Vorige, ohne Henri. Prinz.

Prinz (hereinstürzend).

Ist's möglich? Ist es wahr? Sie rufen mich, o Himmel!

Jeremienne (nach Fassung ringend).

Ich habe Sie gerufen und hätte gewünscht, Sie ruhiger zu sehen! (wendet sich ab nud geht mehrmals auf und ab. Pause, während welcher der Prinz und der Herzog einander mit glühenden Blicken fixiren).

Jeremienne (zum Prinzen gefaßt).

Sie haben Herrn von Rauzan zu einer Erklärung nach dem Bois de Boulogne beschieden, und Herr von Rauzan selbst hat die Vermuthung nicht geleugnet, daß dieser Wunsch sich auf die Vorfälle des vergangenen Abends bezieht. Ich sehe nicht ein, wozu Sie einen so weiten Weg, eines Wortes halber machen wollen, das eben so gut auch hier gesprochen werden kann, zumal da Herr von Rauzan nichts als die Erklärung zu bestätigen vermag, daß ich aus freier Entschließung das Souper des Regenten besuchte, und Niemand als ich selbst meine Handlungen zu verantworten hat!

Herzog (bestürzt und bewegt).

Gnädige Frau, — mein Vetter, —

Jeremienne (zum Prinzen).

Ich hoffe also, daß Sie gerecht genug sind von Ihrem Vorhaben abzustehen — (zum Herzog, der sie unterbrechen will, gebieterisch). Schweigen Sie, Herr von Rauzan!!

Prinz.

Doch wenn er schweigen soll, so reden Sie um

meiner Ruhe willen ein Wort. Wenn Sie aus freier Entschließung an diesen Ort des Lasters kamen, so hatten Sie einen Grund, der Ihr Beginnen heiligte!

Jeremienne (sanft).

Mein Prinz, wer blind den Handlungen seiner Freunde mißtraut, den werden ihre Gründe nicht überzeugen! Meine Handlungen verberg' ich Niemanden; meine Gründe gehören mir. Jedoch — — (man ist schwach!) — — und so will ich Ihnen dann sagen: daß nicht Gewohnheit noch Vergnügen, sondern Gott weiß welche Anwandlung von Neugier nach dem Palais=royal mich trieb, um zu erfahren, ob Sie im Stande seien, unter den Berauschungen eines solchen Festes Ihre Hochzeit zu feiern! Ich ging, — nun, und ich hab' erfahren was ich wollte. Und nun leben Sie wohl, mein Prinz! -- und bitten Sie Herrn von Rauzan um Verzeihung, daß ihn vielleicht ein ungerechter Verdacht gekränkt!

Herzog (ausbrechend).

Gott, dieses Weib ist himmlisch! Arviglières! Ich sehe ein, daß Sie mich hassen müssen!

Jeremienne.

Sie sind von Sinnen, Herzog! Hören Sie ihn nicht an. Ich sagte Ihnen Wahrheit und will mich freuen, wenn ich gerechtfertigt von Ihnen scheide!

Prinz (zu Boden starrend).

Scheiden und denken, daß Sie als einen Elenden

mich verachten werden! (sich losreißend). Leben Sie denn wohl! (Er blickt auf und faßt sie in's Auge) Wie? Thränen — Thränen auf ihrem Gesicht? (zu ihren Füßen). Jeremienne, bei Ihrem Leben, lassen Sie mich flehen mir zu verzeih'n!! —

XII. Scene.

Vorige. Regent (tritt ein, während der Prinz die letzten Worte spricht). Apollonie und Dulameau (folgen). Letzterer bleibt ganz im Hintergrunde an der Thür).

Regent.

Und mir, Madame, gestatten Sie, diese Bitte zu unterstützen!

Jeremienne. Herzog.

Se. Königliche Hoheit!! —

Prinz (aufgesprungen).

Hör' ich recht?

Regent.

Ganz recht! — Ich selbst! — und, (zu Jeremienne) gegen meine Grundsätze brauche ich heut mein souveraines Ansehen, um eine Zudringlichkeit zu bemänteln! — Madame, seien Sie großmüthig genug, meinem Namensvetter von Arvigliéres zu vergeben, ohne weiter dem Zusammenhange eines Vorfalls nachzuspähen,

dessen wir (auf den Herzog deutend) uns mehr als er zu schämen haben!

Jeremienne.

Ich richte Niemand!

Regent.

Desto besser für uns!! — Jedoch um meine Rolle als deus ex machina mit Glanz zu Ende zu führen, gestatten Sie mir, diese schöne Hand, die wohl zuweilen etwas zu derbe Schläge ausgetheilt, hinfort der Hut meines Namensvetters von Arviglières anzuvertrauen! (Bewegung. Regent zieht ein Papier hervor). Hier, dies Papier, was Sie beirren könnte, und zu dessen Unterzeichnung Herr von Arviglières so unbewußt wie ein Schulkind kam, das zum ersten Mal seinen Namen schreibt, darf Sie hinfort nicht stören! Denn Frau von St. Lambert giebt Herrn von Arviglières ein Wort zurück, welches sie nie von ihm verlangt. (Er zerreißt das Blatt). Und — (indem er Apollonie vorführt) Ehre, dem Ehre gebührt! Auf Bitten dieser Dame, die in Begleitung jenes guten alten Mannes (in oft erflehter Gegenwart!) vor einer Stunde zu mir kam, bin ich jetzt hier; und so schön hat sie sich bei dieser Sache benommen, daß selbst Sie, Madame, (zu Jeremienne) mit Neid ausrufen müssen: — Wär' ich nicht Jeremienne von St. Leger, — ich möchte Apollonie St. Lambert sein!!

XIII. Scene.

Vorige. Felicie.

Felicie.

Madame, Herr André Martigny ist draußen. Soll ich ihn abweisen?

Regent.

O, unser armer Dichter, den wir heut Abend auch so decontenancirt! Ich dächte, Madame, Sie erlaubten ihm zu kommen! Wenn dieser Augenblick ihm keine neue Weihe giebt, so ist er hoffnungslos verloren! (zu Apollonie) Was sagten Sie mir doch, Madame, und Sie, mein lieber Dulameau, von einem Mädchen, die der junge Musensohn mit Ihnen verwechselt hätte? · Da wir im Zuge sind, glücklich zu sein, und glücklich zu machen, so dächte ich, wir ließen ihn kommen und klärten ihn auf!

Felicie.

Mon dieu, das kann ich ja wohl gleich meiner Cousine mittheilen? —

Regent.

Ist sie hier? Nun freilich! Lassen Sie das hübsche Ebenbild dieser schönen Dame mit herein!

Jeremienne.

Wie Sie befehlen. (Felicie ab.) Doch vor Allem

Königliche Hoheit, nehmen Sie meinen wärmsten, tiefgefühltesten Dank! (Giebt dem Regenten beide Hände.) Und Sie, mein Herr von Rauzan, lassen Sie mich, als einzige Strafe, Ihnen die Warnung wiederholen, daß die Diplomatie, zur Unzeit angewandt, in seltnen Fällen mehr vermag, als, — wie es hier beinah geschehen wär', — (fast unhörbar) ein treues Herz zu brechen!

Herzog.

Madame, ich stehe so beschämt vor Ihnen, daß ich nicht versuchen möchte, diese Warnung zum zweiten Mal zu mißachten!

Regent.

Und ich, Madame, versprech' unaufgefordert, ein Gleiches zu thun! (heiter) Die größeste Schuld haben, und doch statt Vorwürfe, nur Dank zu erndten, — — Nun sage mir Einer, ob es nicht hübsch ist, Regent zu sein!! —

XIV. Scene.

Vorige. André. Violetta. Felicie.

André (etwas betreten).

Ich höre, gnädige Frau, daß ich Ihnen Glück zu Ihrer Verlobung wünschen darf!

Jeremienne (auf Violetta deutend).

Und ich, mein Herr, höre, daß ich diesen Glückwunsch zurückgeben kann!

André.

Wenn Violetta mir verzeihen will, — — (wendet sich zu ihr) Theure Violetta!

Violetta (halb weinend).

Ach, gehen Sie! Wer war vor einer Stunde noch für den Tod zu schlecht? — Sie sind frei, Monsieur! Leben Sie glücklich!

Regent (lacht).

Sie braucht da Repressalien, wie es scheint! Bravissimo, schöne Kleine!

Jeremienne.

Warum dem Beifall klatschen? (An der Hand des Prinzen, zu André und Violetta) Genug, genug! Sein Sie glücklich, — — ich bin es auch!!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.



Der Todtentanz.

Novelle.

Erstes Kapitel.

I.

Die Weltmode, wie sie durch die verschiedenen Cultur-Epochen in Sitten und Gebräuchen, materiellen wie geistigen Liebhabereien und Gewohnheiten deutlich hervortritt, knüpft sich wie der schnell wechselnde Cult, den der Schneider vertritt, weder an das genaue Bedürfniß wie an die bloße Laune des Zufalls. Was wir den Zeitgeschmack nennen, — der physiognomische Zug, der durch die Erscheinugen der Literatur, Kunst und Geselligkeit gebieterisch geht und ungefähr mit jedem Jahrzehent wechselt, — ist mehr oder weniger ein Ergebniß des inneren Gesundheitszustandes der Völker und wird, je nachdem dieser befriedigend oder unbefriedigend ist, mehr oder weniger naturgemäß sein. Heroische Zeiten haben die einfachsten Formen; das Alterthum kannte nur ganz edel- und schön gegliederte, gleichsam organische Gestaltungen des bürgerlichen Lebens, und seine Kunst war das verklärte Abbild davon. Mit seinem Verfall begannen in jeglichem Gebiet die Auswüchse, welche sich später zu jeder Zeit, wo das Völ-

kerleben künstlich sich selbst und seinen eigensten Zwecken entfremdet ward, bis zur vollendeten Mißgestalt und Unnatur wiederholt haben. Der Zeitgeschmack, wie er in Literatur, Kunst und Geselligkeit auftritt, ist deshalb ein Barometer der Freiheit; die schöne, zwanglose und einfache Erscheinung gedeiht nur in heller Sommeratmosphäre; der Luftdruck hingegen erzeugt Nebelgebilde und Miasmen.

So war zur Zeit der dreißiger, vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, wo der in künstlicher Absperrung gährende politische Stoff die Welt in einer unbestimmten, ausweglosen Aufregung unterhielt, in der, ihres natürlichen Bethätigungsfeldes beraubten Gesellschaft, ein eigenthümlich kranker Geschmack eingerissen. Um nicht zu gefallen, brauchte ein Mensch oder ein Ding nur gesund zu sein; Fröhlichkeit, Frische und Lebensmuth waren als plebejisch und uninteressant bei der Gesellschaft in förmlichen Verruf gekommen. Bildung sollte man haben, aber nicht die der Geschichte, Naturwissenschaft und Lebenserfahrung, sondern die der spekulativen Philosophie, die von allem Ersinnlichen, — nur nicht von etwas wirklich Daseiendem, — handelt. Am schlimmsten fuhren, wie in jedem blasirten Zeitalter, Sittlichkeit und Kunst; jene kann, wo das Leben keinen Inhalt hat, überhaupt nicht bestehen; diese versinkt in ein hohles aufgetriebenes Wesen; die Gestaltungskraft, das eigentlich Schöpferische, versiegt; und

nur das Virtuosenthum, die mehr oder minder geistlose Reproduktion, findet in dem überall herrschenden Halbdunkel ein Feld und eine passende Beleuchtung, um sich phantastisch und anmaßlich zu spreizen.

Unter den durch die Welt rasselnden musikalischen Triumphwägen gehörte zu Ausgang dieser Epoche der am meisten berühmte einem Violinspieler und Componisten Franz Chandos, der nicht in seinen, auf jedem Pult anzutreffenden Musiken allein, sondern auch im Leben alle Requisiten besaß, um das damalige Interesse zu fesseln. Wenn gleich eine einseitige Düsterniß seiner Compositionen die älteren und mit der neuen Richtung unzufriedenen Musiker an seinem siegenden Genius zweifeln ließ, so hatte der Ruf dagegen festgestellt, daß diese nämliche Eigenschaft seinem Spiel den unglaublichsten Zauber verleihe. Die sehnsüchtige Geige, dies Instrument der Elegien und Liebesklagen, mit ihren schluchzenden Tremolo's in der höchsten Höhe, da, wo die Töne anfangen, einen unirdischen Schwung zu versinnlichen, war, — so versicherte man, in der Hand Franz Chandos zur siegenden Nebenbuhlerei der orpheischen Lyra geworden. Amerika hatte ihn gesehen, Europa ihm gelauscht; seine außerordentlichen Erfolge hatten ihn auf die Höhe des Decennii gehoben. Nicht weniger als seine Künstlerschaft aber hatte ihn der Ruf einer räthselhaften Zurückhaltung genützt; denn über seine Person hatte, in

allen Städten wo er gespielt und gelebt, Niemand je Etwas erfahren, außer, daß er einen regellosen Hang zum Wandern besitze, mit Niemanden verkehre, und ohne Angehörige sei; — und dieses absolute Geheimniß hatte um ihn, wie weiland um seinen großen Vorgänger Paganini, eine der gemeinen Neugier höchst imponirende, düstere Glorie gebreitet.

In einer der größeren norddeutschen Residenzen, die eben von der Bahn dieses Nebelsternes berührt, bis jetzt doch noch von keinem Concert-Strahl desselben beschienen worden war, bildete, wie überall, der geheimnißvolle Name und die gespannte Erwartung des ersten Auftretens den Haupt-Gesprächsgegenstand, selbst auf der Höhe des Carnevals mit seinen anderweitigen Belustigungen. Der Tag, an welchem unsere Erzählung beginnt, war ein Wintertag mitten in der frischesten Hälfte der Saison, und ein besonders schöner; denn es hatte geschneit, und fror leicht, so daß beim Erwachen die Damen und Herren, die in der glücklichen Lage sind, ihren Lebenszweck im Vergnügen zu sehen, sich durch den Anblick einer bezaubernden Schlittenbahn überrascht fanden, die noch im jungfräulichsten Weiß das blaßstrahlende Bildniß der Wintersonne in Milliarden glitzernder Funken wiedergab. Den ganzen Tag über waren demzufolge die Klingelglocken der leichten russischen Schlitten mit dem Schneeschirm und den schnelltrabenden Rossen, unter dem Peitschenknallen der

Kutscher und dem silbernen Lachen verschleierter, in elegante Zobel- und Chinchillamäntel gehüllter Gestalten die Straßen auf- und abgeflogen. Aber selbst unter dieser laut anmuthigen Ergötzlichkeit spielte das Interesse für die in Aller Gehirn spukende Virtuosenpersönlichkeit fort; man sprach von Chandosschlitten, Chandosschleiern, bewarf sich gegenseitig mit Chandosbonbons, und fand es keck, daß ein junger brillanter Klavierspieler der Stadt, Herr Silbermann, der seiner blonden Haare und dämonischen Saloncompositionen halber bis dahin Glück gemacht, es gewagt habe, in dieser allgemeinen Gespanntheit auf Chandos, seinerseits ein Concert anzukündigen.

Besagter Herr Silbermann, einer der solideren Unglücklichen, die es als Lehrer zu etwas bringen wollen, fuhr mittlerweile, selbst am Vorabend seines Concertes seiner Lehrerpflicht nachgehend, bis zu den späteren Abendstunden in der Stadt umher, aus Furcht: eine mit künstlerischen Aengsten glücklich unbekannte Kundschaft zu verletzen. Er hielt etwa um acht Uhr vor einem stattlichen Gebäude im Renaissancegeschmack, belegen in einem ci-devant fashionablen Stadtviertel, welches in Folge außerordentlicher Neubauten vor den Thoren seit zwanzig Jahren aus der Mode gekommen war, ein Umstand, — unter dem gedachtes Haus jedoch nicht gelitten, da es in der ganzen Straße allein, täglich Alles was sich unter den Individuenmasse als ausgezeichnet hervorhebt, über seine Schwelle, die Treppe

hinauf, in die seit dreißig Jahren behauptete Wohnung des berühmten Geheimrath von Müller lockte. Genannte Größe der Residenz, ein Mann im „grünen Alter" von siebenzig Jahren, war eine, als Schriftsteller und ehemaliger Diplomat ausgezeichnete Persönlichkeit, die das neuerdings nicht seltene Geschick gehabt, durch Unglück, Glück zu machen. — Er war nämlich in späteren Jahren der liberalen Richtung beigetreten, darüber in Ungnade gefallen, seines Gesandtschaftspostens, den er an einem kleinen Hofe bekleidet, ohne Entschädigung entsetzt, — und nun als Träger eines fashionablen Märtyrerthums, welches das Mitleid Anderer nicht in Contribution setzt, — (er hatte nämlich etwas Vermögen!) den Huldigungen des ganzen gebildeten Europa verfallen. Als kinderloser Wittwer einer sehr geliebten Frau hatte er seine Häuslichkeit mit einer jungen Nichte getheilt, die unter seinen Augen zu einer lieblichen Mädchengestalt aufgeblüht war und nicht verfehlt hatte, im Umgang mit dem berühmten geistreichen und schönen alten Mann eine durchaus ideale Richtung zu nehmen. Ihr zu Gefallen, wie aus eigener Neigung kultivirte der Geheimrath die Geselligkeit, und in ihr den Witz, die Grazie, den geistreichen Scherz, die pikante, — nicht immer ganz unschuldige — Satyre. Er war deshalb gefürchtet; denn die Gewandtheit in Handhabung just *dieser* Waffen ist selten und schwer; und sonderbar zu sagen, unterliegen die meisten Menschen lieber in ernsten Dingen, als in frivolen.

In seinem Wohnzimmer saß Herr von Müller im Lehnstuhl, die Füße auf einem Tigerfell, die Knie mit einer leichten seidenen Decke überdeckt, etwas hustend, (wie denn seine schwache Seite Erkältungen waren, an denen er fast chronisch litt); — die Augen in lebendiger Aufmerksamkeit auf ein Schachbrett geheftet, an welchem seine Nichte ihm sekundirte. An einem Nebentisch bereitete eine wohlgepflegte Haushälterin den Thee, während der Diener (ein Erbstück wie sie) mit Tassen, Kuchenkörben und Zuckerdose, je nach Bedürfniß der Herrschaft, geduldig hin- und hertrippelte. Die Lampe schien hell auf das Gesicht des Mädchens, das, wesentlich zart, heute leicht von einem frischen Lufttton geröthet war. Herr von Müller, Schachspieler aus Gewohnheit, doch nicht so leidenschaftlich, daß er über irgend einem strategischen Plan nicht jeden Augenblick die Brücke zu irgend welchem beliebigen Gedankenrückzug gefunden hätte, richtete sich auch jetzt, den Theeganymed herbeiwinkend, auf; häufte Kuchen und Brödchen auf den neben ihm stehenden Stuhl, und sagte in munterem Ton: — „Du siehst gut aus, Albina!“

Albina antwortete nicht auf das Compliment, das aus diesem Munde jede andere Dame wahrscheinlich sehr eitel gemacht hätte. Herr von Müller, seltsam zu sagen, kein großer Kenner, weil nie ein großer Liebhaber von Frauen, wunderte sich oft über den un-

weiblichen Typus Albina's, der von der hergebrachten, koketten, schwatzhaften, putzsüchtigen, auf der Possenbühne gangbaren weiblichen Physiognomie völlig abwich; indeß hatte sie ihn, trotzdem er sie liebte, zu keiner weiteren Untersuchung ihrer Natur angeregt, wie in der That keine Frau, außer der einzigen, die ihm je interessant gewesen und die er verloren.

„Du hast Dich amüsirt; so ein Tag unter Schlittengeläut in frischer Winterluft ist ein gar anmuthiger Portraitmaler!" — fuhr der Geheimrath fort; „Du hast mir ja aber noch garnichts erzählt; wohin ist denn die Reise eigentlich gegangen?" Der alte Herr streckte sich bei diesen Worten aufs Sopha, schlürfte seinen Thee, indem er Albina's Bericht zuhörte, und fragte zum Schlusse: — „Nun, und Du selber? — hast Du Dich wieder mit Clara gezankt? oder seid ihr nicht dazu gekommen, da ja Graf Adlersparre Euch fuhr, welcher, wenn ich nicht irre, häufig die Ehre hat, Gegenstand Eurer freundschaftlichen Erörterungen zu sein?"

„Graf Adlersparre?" wiederholte Albina, — „verzeihen Sie, lieber Onkel, ich wüßte nicht, daß ich mich je seinetwegen gestritten. Er fuhr uns und war wie immer, ein liebenswürdiger Cavalier; ich sage Ihnen das, da Sie ihn doch unter Ihre besondere Protektion genommen haben."

„Ich glaube, er ist glücklich genug, meiner Protektion nicht zu bedürfen!" sagte der alte Diplomat,

und sah Albina an; jedoch sei's Absicht oder Zufall, sie stand mit einer Bewegung auf, die ihm ihr Antlitz entzog, während der lange Nonnenärmel ihres Kleides am Schachbrett vorbeistrich, so daß die Figuren zusammenfielen. Albina erschrak; der Geheimrath that einen Ausruf leichten Bedauerns, stand jedoch, als das junge Mädchen hastig versicherte, daß sie den Stand der Figuren im Gedächtniß habe, und wiederherstellen werde, mit dem Bemerken auf: „Laß, laß! — Du liebst das Schachspiel nicht; ich habe mir so schon Vorwürfe gemacht, Dich so oft und lange daran gefesselt zu haben."

Albina hätte für ihr Leben gern eine Gegenversicherung gegeben, fand aber nicht gleich das Wort; Herr von Müller ergriff die Abendzeitung, blätterte darin, trank seinen Thee aus und sagte dann, das Licht nehmend, und seinem Arbeitszimmer zuschreitend: — „Mein Kind, ich nehme Dir Deine Abneigung gegen eine Aufgabe, der Du Dich stets mit musterhafter Geduld unterzogst, in keiner Weise übel! Im Gegentheil, sie bekundet Deinen richtigen Sinn; — wie sollt Ihr Jüngeren Genuß finden an einer Spielberechnung, — schwer, wie die eines Astronomen und Mathematikers, bloß um einer elfenbeinernen Puppe willen? — Euch locken andere Dinge; Alles liegt vor Euch! Mit uns Alten, die wir das Lebensschachspiel hinter uns haben, ist's etwas anderes! Uns freut der symbolische Brettkampf, nach-

dem uns die Wahrheit ermüdet; wir bedürfen ihrer nicht mehr, bis auf eine, — die noch kommt. Du aber hast ganz Recht, keine einzige Stunde an dies nutzlose Turnierspiel des Denkens zu wenden, — eine Ungeduld, Albina, die viel berechtigter ist, als die scheinbare Ueberlegenheit, mit welcher ein Greis, wie ich, seine paar noch übrigen Lebensstunden verzehrt."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Geheimrath; mit einem schnellen Aufblick legte sich über sein Gesicht eine heitere Glätte. Albina, weniger gewandt, fuhr mit dem Tuch übers Gesicht.

„Herr Silbermann! So spät? — Sie wollen meiner Nichte doch keine Stunde geben? — Sie werden sie schlecht vorbereitet finden, denn ich habe sie den Tag über faullenzen geschickt."

„Ich hoffe, daß sich das Fräulein auf der Schlittenparthie amüsirt hat, — und sie hätte mir auch aus Rücksicht für mein morgendes Concert heut die Stunde erlassen!" — versetzte der Lehrer; „ich komme deßhalb auch nur zu Ihnen, Herr Geheimrath, und in der stolzen Hoffnung, Ihnen ein Vergnügen zu machen."

„Sie sind unendlich liebenswürdig; und was haben Sie mir denn zugedacht?" — versetzte Herr von Müller, — „a propos — schicken Sie mir doch für den General H. zwölf Billets! — und nun, was giebt es? — Ah, einen Autographen für meine Sammlung! — Wahrhaftig, eine Notenzeile des Virtuosen Chandos! —

des unvermeidlichen Unsichtbaren, dem man jetzt überall begegnet, wie einem Gespenst, — in den Köpfen der Leute! Und woher haben Sie dieses gewiß seltene Blatt?"

„Durch einen einfachen Zufall; — in meinem Concert spiele ich morgen mit Andern sein neuestes Quintett; — eben gedruckt; und ich habe dies Stück Manuskript von dem Verleger. Er gab es mir für Sie, — nicht ohne Eigennutz, wie ich wohl merkte; denn er fragte — (sicher im Auftrag des Herrn Chandos) — ob Sie nicht im Besitz gewisser alter Manuskripte von Valicella seien, und ob Sie sich nicht dazu verstehen würden, dieselben auf einen Tag an Herrn Chandos zu borgen?"

„Warum nicht?" — versetzte der Geheimrath; — „indeß, das ist ein Umstand, den ich mir zu Nutzen machen werde! Die Valicella'schen Manuscripte stehen Herrn Chandos zur Einsicht frei; ich geb' sie aber nicht aus dem Haus; und will Herr Chandos sie sehen, so mag er mich besuchen!"

„Ich wills bestellen," versetzte Silbermann; „habe jedoch wenig Hoffnung, es müßte denn sein, daß der, die ganze Stadt schon erfüllende Künstlerruf des Fräuleins das Wunder zuwege brächte, den menschenscheuen Sonderling in ein fremdes Haus zu locken." — Er verbeugte sich gegen das junge Mädchen. Der Geheimrath lächelte, Albina blickte zu Boden. Der harmlose Herr Silbermann jedoch verließ den Saal,

mit seinem Compliment an seine talentvollste Schülerin sehr zufrieden, und ohne eine Ahnung sowohl des Verstoßes gegen den Geheimrath, als der Wunde, die sein scheinbar so unschuldiges Wort dem Mädchen, — (wir werden gleich sehen warum!) in's Herz geschlagen hatte.

II.

Albina Tharand war als Tochter eines nicht besonders vermögenden Gutsbesitzers in einer entlegenen Provinz, bis zu ihrem zwölften Jahre auf dem Lande erzogen; — dann aber von ihrer Mutter, in der Ueberzeugung, daß Kenntnisse unter allen Umständen die beste Mitgabe fürs Leben seien, zu ihrer Ausbildung in eine Pensionsanstalt der Hauptstadt gebracht worden. Frau Tharand starb, bevor Albina's Erziehung beendet, und dieser herbe Verlust gab dem Gemüth des Kindes einen so harten Schlag, daß die Verödung, in der ihr Vaterhaus hinfort sich ihr darstellte, sie mit Grauen erfüllte. Gewöhnt an geistige Beschäftigung, ängstigte sie sich so sehr vor der Rückkehr aufs Land und dem Alleinsein mit ihrem, ihr ganz fremd gewordenen, und nur mit Landwirthschaft beschäftigten Vater, daß sie im Gegensatz dazu die zärtlichste Anhänglichkeit an die Erziehungsanstalt faßte. Mit größtem Eifer lag sie in der kurzen, ihr noch übrigen Zeit namentlich der Ausbildung ihres musikalischen

Talentes ob; und als sie endlich herzzerrissen und stumm der geliebten Anstalt Lebewohl gesagt und nach zweitägiger Postreise über eiskahle Felder durchs väterliche Hofthor rasselte, wo niemand, als der im Schnee heulende Hund ihr entgegenkam — (ihr Vater hatte unerwartet in Kirchspielsangelegenheiten einen Tag sich entfernen müssen!) — da kam es ihr vor, als sei die Welt hinter ihr zu, als sei es auf immer für sie im Leben zu Ende. Sie weinte nicht, klagte auch nicht; sie stand fast den ganzen Tag lang am Fenster und sah auf die Schneeflächen der Brachfelder hinaus, die unabsehbar, hier und da von Gestrüpp überragt, in's Weite verschwammen. Sie ging durch das Haus, das sie kaum noch kannte; ihren Vater sah sie am folgenden Morgen, aber auch er kam ihr fremd vor, so wie sie ihm; — und die Natur, die in Sommerpracht und heiliger Schönheit wohl Vater und Kind vielleicht weicher und glücklicher zu stimmen vermocht hätte, lag — in der Einöde, die einzige Vermittlerin! — todt, kalt, in starrem Winter um ihre sich fremd gewordenen Herzen.

Ein Jahr ging hin, während dessen Albina alle bittern Schmerzen der Jugend litt, indem sie zwischen sich und ein glühend umfaßtes Lebensziel, unverrückbare Hemmnisse in Gestalt der natürlichen Verhältnisse, in der tödtenden Gewißheit sah, sie nie durchbrechen zu dürfen. Albina hatte in der Hauptstadt Concerte besucht; ihre jungen Augen hatten an Erscheinungen ge-

hangen, die auf erhöheten Estraden, unter Blumen- und Lorbeerspenden des Enthusiasmus, und bestrahlt von dem rieselnden Feuer der Lüsters, Flügel oder Harfe gerührt. In der Zaghaftigkeit ihres jungen, gleichsam noch nicht flügge gewordenen Talents hatte sie bei diesen Passagen und Trillern, die ihr mehr Ausstrahlungen unirdischer Inspiration, als Fertigkeiten zu sein schienen, gezittert, geweint, und in ihr Zimmerchen gelangt, sich ungesehen von aller Welt, auf den Boden geworfen und ausgerufen: „Ich werde nie ein Künstler!“ — Jetzt lag das Alles, selbst dieser Schmerz hinter ihr wie im Traum. Wohl übte sie auf ihrem alten Klavier, tagelang, wild, zu kopfschüttelndem Erstaunen ihres, — ihr Wesen bei hundert Meilen nicht begreifenden Vaters; — doch ohne allen Erfolg, weil ohne Leitung! — in den unerträglichen Winterabenden, wenn sie, je länger die klanglosen Saiten nervös unter ihren Fingern gebebt, heißer und heißer in glühendes, ach! — fruchtloses Wollen versank, machte sie in thörichtem Aberglauben sich selbst Orakel aus den alltäglichen Vorkommnissen ihrer Umgebung, — „wenn der Erste, der jetzt eintritt, mein Vater ist,“ sagte sie zu sich selbst, so will ich es als ein gutes Omen betrachten!“ — Traf es nicht zu, so drang es ihr, trotz der Pensionats-Freigeisterei mit der sie dann über sich selbst zu lächeln suchte, wie eine lange scharfe Dolchschneide in's Herz. In dem Widerspruch mit jedem ihr begegnenden Lebendigen,

deren Keiner es unterließ, über die „Stadterziehung" irgend eine mehr oder weniger mißbilligende Bemerkung zu machen, war sie nahe daran, krank zu werden; so ging der Winter, der Frühling und Sommer hin, — da plötzlich im Herbst, ungeahnt, starb auf der Jagd Albina's Vater. Furchtbar zu sagen: — im ersten Augenblick wo die Nachricht sie traf, durchzuckte sie blitzhaft ein Gefühl, wie von Freiheit! — worauf lange Bewußtlosigkeit, laut jammernder Schmerz, — dann, Monate lang tödtende Gewissensbisse folgten. Nachdem das Begräbniß vorüber, das Testament gelesen, das für Albina ein unbedeutendes Erbtheil ergab, nachdem das Gericht in der Person eines Verwandten einen Curator und Vormund bestellt, der sofort Anstalt traf, das Mädchen in einer Familie zur Erlernung der Wirthschaft unterzubringen, sah das nervös zarte Geschöpf im Widerstreit so vieler Gefühle und so herber Nothwendigkeit bereits seinen Untergang vor Augen, als ein Brief des Geheimrath von Müller der Sache plötzlich eine andere Wendung gab, indem er erklärte, kinderlos wie er sei, die elternlose Nichte fortan zu sich nehmen zu wollen; in Folge dieses Briefes kam Albina zurück in die Residenz.

Die Sphäre, in welcher sie sich nun bewegte, die Berühmtheit ihres Onkels, von der ein Abglanz auch auf sie mit fiel, — gefiel ihr wie eine für sie geeignete Luft; trotzdem fragte sie sich, weßhalb sie inmitten alles geistigen Ueberflusses sich immer noch dar-

ben fühle. Ihr hatte seit zwei Jahren Alles zu Gebote gestanden, was sie gewünscht; sie war dahingeschwommen im vollen Strom geistigen Genießens. In musikalischer Hinsicht hatte sie zwischen den ersten Lehrern der Stadt wählen gedurft; — war also im Stand gewesen, nicht nur eine hohe Stufe virtuoser Fähigkeit, sondern selbst die Beherrschung des Generalbaßes und Contrapunkts zu erreichen. Sie ward wegen ihres Talents in den ersten Kreisen gefeiert; jedoch unter den Schmeicheleien der Alten und der Bewunderung der Jungen entdeckte sie, daß sie keine Eitelkeit habe. Je weiter sie vorschritt, je deutlicher glaubte sie zu erkennen, daß ihr Ziel so wenig in den Salons ihres Onkels, als auf den Ackerfeldern ihres Vaters liege; an der Quelle aller Befriedigungen verzehrte sie immer noch derselbe künstlerische Hunger und Durst.

„Du glaubst, daß Silbermann heut keinen Erfolg haben wird?“ — sagte am andern Tag ihre Freundin Clara zu der müßig am Flügel Sitzenden; „das sollte mir leid thun; aber ich denke es nicht; er führt ein Quintett des räthselhaften Herrn Chandos auf; alle Welt spricht davon; ich komme nämlich eben von einem Dutzend Visiten. Was ziehst Du denn an? — ach, weiß mit Fuchsien!! — aber da fehlen ein Paar Zweige! — gieb mir eine Nadel! — Du wirst reizend aussehen; heut Abend zum Concert hol' ich Dich ab, denn wie ich höre, ist Dein Onkel leicht erkältet und kann Dich nicht begleiten. Wie, wenn wir Herrn

Chandos sähen? — vielleicht wohnt er der Aufführung seines Quintetts bei: die ganze Stadt ist in Aufregung bei dem Gedanken! Uebrigens ist er nicht so vollkommen menschenscheu, wie man sagt, denn er kennt Frau von Dazinska, mindestens kennt sie seine Violine!"

„Wie so?" — rief Albina; und Clara fuhr fort: — „Die Violine hab' ich bei ihr gesehen; ja, ja, Du musikalische Romanheldin Du, ich war bei Frau von Dazinska heute recht früh, um einen Auftrag meiner Mama zu bestellen. Da es etwas lange dauerte, bis sie erschien, blätterte ich in ihren Büchern, und besah mir ein Album, lauter mythologische Kupferstiche, wie: Venus im Bade, Venus und Mars, die Toilette der Grazien, und so weiter. An der Wand hing Helena und Paris. Ich wollte hingehen und stolperte über eine Violine am Boden. Zum Glück war sie nicht entzwei. Ich hob sie auf und las auf dem Grund inkrustirt den Namen Chandos. Ich hatte das Ding kaum aus der Hand gelegt, als die Dazinska kam. Sie trug ein köstliches Morgenkleid, über und über mit englischer Stickerei, aber sie hatte geweint."

„Geweint?" — wiederholte Albina, und ein Stich von Eifersucht durchfuhr ihr Herz, — Eifersucht für einen Gegenstand, den sie nicht einmal vom Ansehen kannte! — Glühend wie sich Albina emporsehnte zu Allem was, gleich wie im Aether über ihr dahinwandelte, hatte es nicht fehlen können, daß diese seltsame, selbst

ihrem Onkel unzugängliche Berühmtheit ihre junge Phantasie beschäftigt; und daß ihn Frau von Dazinska kennen sollte, erregte ihren Neid und that ihr sonderbar weh, denn diese Dame, Wittwe eines Generals, war schön wie eine Odaliske und geistreich wie Ninon, — wenigstens wenn man den Männern glauben sollte, die ihren vorzüglichen Umgang bildeten, und die den Geist bei Frauen gern mit einer gewissen brillanten Launenhaftigkeit und etwas Anderem noch verwechseln, — wovon Albina allerdings nichts wußte. Doch hatte sie ein Gefühl bei dieser schönen Frau, die auch der Geheimrath von Müller bisweilen sah und mit einer gewissen leichtfertigen Distinktion behandelte, als habe sie Etwas an sich, das sie für sie zu einer unpassenden Gesellschaft mache. Albina war schwärmerisch, aber rein; im Mondlicht an Abgründen zu straucheln war eine für sie naheliegende Gefahr; ohne alle Verlockung hingegen war ihr das offene oder selbst halbverschleierte Spiel der Verführung im dreisten Lichte des Tages.

Am Abend fuhr sie mit Clara in's Concert, — aufgeregt und berauscht, ohne eigentlich Anlaß dazu zu haben. Sie sah sehr schön aus; wie purpurrothe Blutstropfen hingen die feingeformten Fuchsienblüthen an ihrem weißen Gazekleid und um ihr Gesicht. Sie suchte mit den Augen Frau von Dazinska, die sie nicht fand, hörte das Quintett, ein unklares Stück von wildem, wehthuendem Reiz, das die Nerven mit jener

Macht aufregte, die nicht aus den heitern Regionen des echten Genius stammt, sondern der verwirrenden Sinnenwelt angehört, welche das Halbgenie für ein nothwendiges Requisit des Künstlerthums hält; doch unter dem blendenden Licht und den wilden Rhythmen fühlte sie: „daß sie an dem Allen Theil haben, — daß es anders, daß es Ernst werden müsse mit ihrem Leben!“ — Sie machte sich von Clara los, fuhr nach Haus, warf sich an ihren Flügel, und sang improvisirend, halb unbewußt, und mit einem Gefühl von tausend springenden Saiten —:

„Oft, wenn mir's wild im Busen dröhnt,
Da kann ich's nicht bezwingen!
Dann möcht' ich, wenn die Saite tönt,
Mich in die Wolken schwingen!
Stumm muß ich tragen Leid und Weh,
Darf nur in Tönen klagen!
O Glück, die Menschen wissen's nicht
Was Melodien sagen! —

Ich hab' gefühlt, was keine Brust
Vermag mir nachzufühlen!
Möcht' mit Verzweiflung Schmerz und Lust
In Tönen schwelgend spielen!
Ich hätte genug, ich hätte genug,
Könnt ich nur das erwerben!
O laßt mich sterben mit Musik,
Und ich will jubelnd sterben!!“ —

III.

Graf Adlersparre war ein Offizier von schwedischer Abkunft, namhaftem Vermögen und vollendeter geselliger Liebenswürdigkeit, der sich seit einem Jahr zur Verwunderung Aller, die dem kleinen Landmädchen die Parthie beneideten, um die Hand Albina's beworben hatte. Die wenige Ermuthigung, die ihm zu Theil geworden, hatte ihn nicht abgeschreckt, und seine Beharrlichkeit ihm das Wohlwollen des Geheimraths erworben. Die ganze Stadt war gespannt auf den Ausgang, und nur die Anwesenheit Chandos' hatte das Interesse für diese Geschichte einigermaßen in den Hintergrund gedrängt.

An einem Morgen, wo unser Liebhaber zwei Meilen durch den Schnee geritten war, um in irgend einem Treibhaus einen Strauß für seine Coeur-Dame aufzutreiben, stieg er beim Rückweg in einer Modestraße ab, um Frau von Dazinska seine Aufwartung zu machen. Henriette saß, üppig gekleidet, vor einem Spiegel, den sie beim Eintritt des jungen Cavaliers nicht verließ; und fuhr fort ein Netz von Goldfäden über ihre armdicken Flechten zu ziehen, ohne sich in der Unterhaltung stören zu lassen.

„Sie haben da prächtige Blumen; bringen Sie sie mir?" sagte sie scherzend, eine Haarnadel zwischen den Lippen.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau; diese meine armen Rosen möchten sich nicht gern von Ihren Wangen beschämen lassen!“ — erwiederte der Offizier; „befehlen Sie indeß, so will ich dem Gärtner sagen lassen, Ihnen den Rest zu schicken.“ — „O, danke!“ — antwortete Henriette; — „ich finde es übrigens ein schlechtes Compliment, daß mich der Verlobte des Fräulein Tharand ganz so unvorsichtig besucht, — als sei nicht immer noch eine gewisse, abschüssige Stelle vor meiner Thüre!“ —

„Ich weiß davon nichts!“ — lachte der Graf. „Sie sind sehr gütig mich zu warnen; übrigens bin ich noch nicht der Verlobte des Fräulein Tharand, hoffe es indeß zu werden.“ Er begegnete bei diesem Wort einem Blick sonderbarer Verwunderung und Geringschätzung in Henrittens Augen; dann stand sie auf, schlug einen Thürvorhang zurück, hinter welchem ihr, in rothem Damast tapeziertes Schlafgemach sichtbar ward, nahm einen Gegenstand von ihrer Toilette, kehrte damit zurück und sagte: „Sehen Sie, Herr Graf, wie gefällt Ihnen dieser Dolch?“

„Er ist hübsch!“ erwiederte der Offizier, die aus einem Griff von eingelegtem Rosenholz springende, kurze Damascenerklinge ins Auge fassend. „Und wissen Sie, daß der Violinspieler Chandos mich gestern damit erstechen gewollt?“ — rief Henriette; „ja wahrhaftig, — beinahe hätte, daß ich mich unterfing ihm zu sagen, er sei ein Narr, — mich das Leben gekostet! Glücklicherweise

aber bin ich ziemlich gewandt, gewandt genug wenigstens, um einen — — Musiker zu entwaffnen! Sie sehen aber, daß dieser Dolch bestimmt ist, eine Geschichte zu haben, — nicht wahr?"

„Ich höre aus dem Allen, daß Sie Herrn Chandos kennen!" versetzte der Graf.

„Ein seltnes Vorrecht, aber ein trauriges! das versichere ich Sie!" — rief Henriette lachend, doch mit einer gewissen Unsicherheit in der Stimme. „Ein Narr! sagte ich Ihnen, wie nur je einer das Echo von Kellerlöchern und — Hohlköpfen weckte; aber von Herrn Chandos habe ich nicht mit Ihnen reden wollen; ich zeigte Ihnen vielmehr den Dolch, um Sie zu fragen: ob Sie versprechen wollen, zu thun was Herr Chandos nicht zu Stande gebracht; d. h. mich mit diesem Dolch zu erstechen, wenn Fräulein Albina Ihnen einen Korb gegeben haben wird?"

„Welch wahnsinniges Weib!" murmelte Adlersparre; dann aufblickend und ihre leopardenhaft biegsame Gestalt, in weichster, doch keckster Linie auf den Stuhl neben sich hingegossen erblickend, (so kokett, daß es ihn ärgerte!) rief er: — „Warum nicht, gnädige Frau?" — Erstaunt sah sie ihn an; er zuckte die Achseln, zum Zeichen, daß es ihn nicht rühre, so daß ihr nichts übrig blieb als aufzulachen; sie steckte also den Dolch in die Scheide, besah ihn noch einen Augenblick, schloß ihn dann in ein Schubfach zu Häupten ihres im

Nebenzimmer befindlichen Bettes, und rief: „Sie müssen Ihrer Sache erstaunlich gewiß sein, Herr Graf! So wünsche ich Ihnen denn Glück! — Uebrigens," fügte sie plötzlich hinzu, — „bin ich zu einem Gegendienst erbötig, falls es Ihnen beliebte, ihn zu verlangen!"

„Wenn Sie die Sphynx spielen, so will ich Ihnen nicht aus dem Wege gehen!" — erwiederte der Graf. „In der That können Sie mir einen Gefallen erweisen. Da Sie das Monopol der Bekanntschaft des Herrn Chandos nicht sehr zu schätzen scheinen, der Geheimrath von Müller und Albina aber einigermaßen begierig darauf sind, so würden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir Gelegenheit schafften, ihn ihnen zuzuführen."

„Sehr gern!" versetzte Henriette, und ihr stechender Ton überraschte ihn. Er sah, wie sie mit einer schlangenhaften Bewegung ihres bezaubernden Körpers aufstand, an einem Schreibtisch stehend eine Zeile schrieb, faltete, und einem eintretenden Diener zur Besorgung überreichte. „Und nun noch dies!" rief sie, ein zweites Blatt bekritzelnd, — „Shylocks-Schein, Herr Graf, den müssen Sie unterschreiben!" — Er las und schrieb. Die Tollheit des Scherzes reizte ihn wider Willen. Verdrossen darüber ergriff er seinen Hut, verabschiedete sich, schleuderte, auf Henriettens Bemerkung, daß er seine Rosen vergesse, die Blumen durch's Fenster auf die Straße, und ritt, ohne zu sehen, daß

die schöne Person am Reflektor des Fensters seinem die Straße heruntergaloppirendem Pferde nachspähete, Gott weiß, mit welchem Gefühl, — verstimmt und unzufrieden mit sich selbst, — zum Haus des Geheimrath von Müller.

Der Geheimrath saß, etwas erkältet, in seinem stark geheizten Arbeitskabinet vor einem großen Tisch mit seiner Autographensammlung beschäftigt. „Sie kommen zu rechter Zeit!“ rief er ihm entgegen; „Sie wünschten immer, diese Sammlung zu sehen! Man wundert sich, daß diese Zettel mich interessiren. Und doch ist die Handschrift der Menschen ein ganz intimes Zeugniß ihres Selbst; denn ihre Bildung geschieht zwanglos! Die Hand ist überhaupt der unbewachteste und darum merkwürdigste Verräther des Menschen. Das Gesicht beherrscht man; die Hand nie; eben so wenig die Schrift!“

„Als Diplomat scheinen Sie hiernach also Ihre Schrift kontrollirt zu haben!“ versetzte Graf Adlersparre. „Ich sah nie eine schönere und ruhigere Hand.“

„Ich leugne es nicht!“ erwiederte Herr von Müller. „Meiner Natur gefällt ein gewisser Selbstzwang, denn alle Beherrschung ist ästhetisch. Sie blicken nach jenem Blatt; — das ist Kants Handschrift; — hier Schiller's; — hier Mirabeau's! Und hier meine neueste Erwerbung, die Handschrift Chandos, des Virtuosen!“

„Chandos!" wiederholte Graf Adlersparre. Er nahm das Blatt und betrachtete die Schrift. Ob die Bemerkung des Geheimraths richtig war, ob nicht, — in diesen leserlichen, trotzdem zerrissenen Schriftzügen lag etwas Qualvolles, das sich dem Beschauer mittheilte.

„Ich glaubte immer, er würde kommen und sich Valicella's Manuscript ansehen!" versetzte der Geheimrath.

„Vielleicht bringt eine anziehende Lebende ihn dazu eher, als die Reliquie eines todten Componisten!" erwiederte der Graf. „Frau von Dazinska, die ihn kennt, hat mir versprochen, ihn herzuschicken; — a propos, besucht Fräulein Tharand diese Dame zuweilen? Ich glaube, sie thut nicht gut daran!"

Der geistreiche alte Herr zuckte leichthin die Achseln. Es würde ihm leid gethan haben um einen Rigorismus, der ihn selbst von Zeit zu Zeit um die Gesellschaft der schönen und kecken Frau gebracht haben würde. „Mein lieber Graf," sagte er nach einer Weile, — „dem schönen Gesicht der Dazinska gegenüber habe ich zu diesem Bruch wirklich nicht den Muth; aber, wie Sie schon wissen, habe ich nichts dagegen, Albina aus meiner Vormundschaft in die Ihrige übergehen zu lassen."

„Sie haben mich dessen versichert; aber mein Schick-

sal ist heut noch unentschieden;“ unterbrach der Graf nervös; „die Prüfung ist hart und lange.“

„Es ist wahr!“ erwiederte Herr v. Müller. „Schreiben Sie ihr, — oder besser, schreiben Sie ihr nicht; ich will mit ihr reden.“

Der Graf drückte dem Geheimrath die Hand und verließ ihn. Der alte Herr schellte und befahl, seine Nichte zu rufen. Er ging, sie erwartend, in ein anstoßendes Gemach, aus Furcht, seine geliebten Autographen den verheerenden langen „Besenärmeln“ des jungen Mädchens, wie er sie nannte, auszusetzen. Ein Augenblick und Albina trat ein. Sie schien erregt, ihr Onkel fragte sie um die Ursach; sie wollte ausweichen.

„Ich bin mit meinem Musiklehrer unzufrieden!“ sagte sie endlich leidenschaftlicher, als der Geheimrath für möglich gehalten hatte. „Herr Silbermann ist Alles, was man sich an Pünktlichkeit, Gründlichkeit, Fertigkeit, Aufmerksamkeit wünschen kann, aber, —“

„Albina!“ unterbrach der Geheimrath, — „es scheint mir: Du nimmst Dein Herz für Dein Clavier und Dein Clavier für Dein Herz! Du hast Talent, Du hast Bildung. Aber, — was Du an knöchernen Schachpuppen vermissest, wirst Du auch in elfenbeinernen Tasten nicht finden. — — Graf Adlersparre war hier.“

Albina schwieg. Sie verstand die Wendung. Sie

kämpfte einen Augenblick lang mit sich, und sagte dann leise: „Ich habe — nichts gegen ihn, aber mich ängstigt die Kette! Warum drängen Sie mich, zu heirathen? — ich bin Ihnen nicht lieb geworden; ich habe nicht entdeckt, wie man das macht!"

„Albina, dies ist nicht vernünftig!" erwiederte der Geheimrath. „Du weißt, daß ich Dein Hiersein wie ein theures Opfer Deiner Jugend betrachtet habe." Indem er so sprach, überfiel ihn ein Husten; erschreckt flog Albina auf nach der Thür; der Geheimrath aber nahm ein Bonbon; allmälig beruhigte er sich.

„Ich erinnere mich," sagte er nach einer Pause — „eines denkwürdigen Wortes meiner Frau, — es war dies: — „„In dem Labyrinth des weiblichen Fühlens giebt es krumme, gewundene Gänge, wohin der Ariadnefaden der Liebe nicht drang; — Gänge, wie in Granit gesprengt, voll tückischer Wasser und Spalten, Felsschlangen und Eidechsen, die die unbeschützten Füße zu stechen drohen. In diesen taglosen Schlupfwinkeln sucht das Weib Selbstständigkeit; aber ihrer Entdeckungslust droht Gefahr! wer sie aus diesen Irrgängen befreit, erhält ihr das Leben!"

Albina hörte es, aber antwortete nichts. Der Geheimrath aber trat an einen Tisch und schrieb auf ein Blatt: — „Albina sagt, daß sie nichts gegen Sie hat, jedoch „sie fürchtet die Kette." Kommen Sie wieder; sprechen Sie für sich selbst; ich gebe Ihnen auf eigene

Hand Hoffnung, — damit Sie wenigstens dies Autograph nicht mißachten!!" —

IV.

Man kann behaupten, daß Gott Amor nicht Jedem hold ist, der unter seinen Zeichen opfert; denn als Graf Adlersparre am nächsten Tag mit dem Entschluß erschien, nunmehr das Jawort zu vernehmen, fand er Albina an einer in der Stadt epidemisch herrschenden Grippe krank. Sie lag im Bett; der Arzt hatte verboten, sie durch irgend Etwas aufzuregen. Der Graf fand sich also mit allem Feuer und Bangen der Erwartung auf den Geheimrath angewiesen, den er ebenfalls hustend, doch ziemlich munter in seinem Arbeitszimmer fand. Er war am Morgen ausgefahren, bei der Dazinska gewesen, hatte sie an ihr gegebenes Versprechen wegen Chandos erinnert und war um Mittag außerordentlich überrascht worden durch ein sehr artiges, seinen Besuch für den Abend ansagendes Billet des Virtuosen.

Man ist im Ganzen so sehr zum Glauben an das Phantastische geneigt, daß selbst der, von dem unaufhörlichen Geschwätz über die Räthselhaftigkeit des neuen Paganini bestochene Geheimrath ganz erstaunt war, ein so vernünftiges und verbindliches Billet desselben zu lesen. Er zeigte es Adlersparre mit unverhohle-

ner Befriedigung, denn er war höchst empfänglich gegen gesellige Auszeichnungen; und das Alter, das eben so oft frivoler als ernster macht, hatte diesen durchaus weltlichen Mann in keiner Weise den kleinen Rivalitäten und Eitelkeitskämpfen der sogenannten guten Gesellschaft entfremdet.

Der Geheimrath, nachdem er sich seinen Lehnstuhl an den Kamin rollen, die Füße sammt Wärmflasche in ein großes langhaariges Bärenfell wickeln und die Knie mit seiner gewöhnlichen Steppdecke bedecken lassen, wie es der Arzt für die Abendstunden ein für allemal angeordnet, forderte den Grafen zum Bleiben auf, höchst vergnügt, — Jemanden zu haben, mit dem er seine verschiedenen Ideen und kleinen boshaften bon mots über die Dazinska austauschen konnte, diese: „schöne Frau, die einzig von allen Menschen die Macht besaß, den lichtscheuen Orpheus, im Gegensatz zum antiken, auf die Oberwelt zu sprengen.“ — Um acht Uhr klingelte es; der Bediente meldete Herrn Chandos und der Virtuose trat ein. Der Geheimrath empfing ihn unter verbindlichster Wendung mit der Entschuldigung, daß er nicht aufstehe. Der Graf, die Cigarre weglegend, die er geraucht, den Ellbogen auf den Kaminsims gestützt und neugierig, was sich nunmehr begeben werde, heftete den Blick auf die Gestalt des Menschen, der seit vier Monaten in der Stadt so

viel von sich reden gemacht. Er war ein Mann von anziehender Gestalt, wenig über mittlere Größe, von ursprünglich muskulösem Gliederbau, den jedoch eine abwechselnd unstäte, dann wieder unter nervöser Anspannung sitzende Lebensweise zu keiner vollen Ausbildung hatte gelangen lassen. Er hatte sehr schöne Hände, der Kopf war äußerst bleich, das Haar schwarz und schlicht, die Augen mit einer gewissen Aengstlichkeit auf den Boden geheftet.

Der Geheimrath reichte dem Virtuosen die Hand, welcher sie nahm, ohne jedoch den Blick zu erheben, und stellte ihn dann dem Grafen vor, welcher ihm einen Stuhl an das Feuer rollte. Der Virtuose nahm den ihm gebotenen Platz, rückte etwas nach rechts, so daß zwischen ihm und den Gesichtern seiner Wirthe die Lampe und ein den Geheimrath beschattender Lichtschirm blieb, athmete dann plötzlich auf und erhob nun auch die Augen.

Er verstieg sich mit dem Geheimrath bald in eine fesselnde Unterhaltung von scheinbar umfassender Bildung, einer jedenfalls tiefen Erfahrung, und der wider Willen hervorbrechenden Phantastik eines einsamen Lebens und wilder Wanderung ohne anderen Gefährten als den Wind der Wüste und das Rauschen des Regens, — so wie jener nervösen Erregtheit, der man die durchspielten, durchwachten, in dem aufregendsten Studium verbrachten Nächte, (dem des Tons!) anhörte, das, wie

der höhlende Tropfensturz auf Felsen, so auf die härteste Gesundheit zerstörend fällt. In seinem Aussehen und Benehmen verrieth er sonst weiter nichts Besonderes, als eine auffallende Scheu, einem der Anwesenden in's Gesicht zu sehen, während selbst angesehen zu werden, ihn durchaus nicht befangen machte. Der Graf, der ihn von ferne beobachtete, und genannte Eigenthümlichkeit auf Rechnung einer Affektation zu schieben geneigt war, fühlte sich durch die ganze Erscheinung entschieden abgestoßen, während der Geheimrath, durch den eigensinnigen Rückzug hinter den Lichtschirm gleichfalls vexirt, aber erregt und angesprochen, äußerst lebhaft ward, und nach einigem Umherirren das Gespräch auf Musik wandte, wozu ihm eine auf dem Tisch liegende Amati-Geige den Anlaß gab, die Albina bei ihren Compositionsversuchen zum Instrumentiren brauchte.

„Künstlerschaft! — Huldigung!“ versetzte Chandos nach einer Weile, Worte des Geheimraths wiederholend, — „ich bitte Sie, lassen wir diese Art von Gespräch, das Sie Ihrer Artigkeit, nicht mir zu Gefallen führen! Ich war sehr jung als ich Musik zu treiben begann, sagte er dann plötzlich, als ob er vorher wisse, daß man ihn über seine Lebensschicksale befragen werde; mein Vater war Musiker, meine Mutter eine Sängerin, meine einzige Schwester Nonne und Orgelspielerin in einem Kloster, — ich selbst eine Waise seit meinem zwölften Jahr. Ich sang in der Welt herum mit

einem Leierkasten und einer Geige, die ich aus meines Vaters Nachlaß — — gestohlen, da er mehr Gläubiger als Habseligkeiten hinterließ; ich stand Tags im Sonnenbrand an der Landstraße, meinen Leierkasten drehend, Nachts geigend in Schenken, — oder im Thau, auf freiem Feld, im Haidekraut, obdachlos, geigend wenn ich nicht schlief, daß es durchs stille Feld hallte, durch die Aehren, im Mondschein; — so trieb ich's bis in's funfzehnte Jahr; dann floh ich aus der Gegend, allwo, — — doch, doch," unterbrach er sich plötzlich, dies führt uns zu weit! Ich höre, Herr Geheimrath," sagte er dann in verändertem Ton, „daß Sie ein Manuscript besitzen, das ich gern sähe; auch, daß Sie sich musikalisch-wissenschaftlich beschäftigt und namentlich ein interressantes Antiphonar, eine Sammlung von kirchlichen Wechselgesängen herausgegeben haben, — leider ist mir dies interressante Werk noch nicht zu Gesicht gekommen!"

„Ich werde Ihnen ein Exemplar zu Füßen legen; ich habe auch ein paar Abhandlungen über das Organum des Hucbald und Guido von Arezzo, so wie die Entstehung der Notenschrift geschrieben, und mir dadurch manchen Dank erworben, obgleich ich eigentlich der archäologischen Forschung, auf welchem Gebiet es auch sei, abhold bin!" versetzte der Geheimrath; „mich interressirt, was den Tag bewegt und entzückt! Daß ich entdeckt, wer die erste brevis und semibrevis

schrieb, hat auch nicht eine Note Beethovens meinem Verständniß näher gebracht, und ich bin überzeugt, daß Sie selbst gegeigt, gesungen und komponirt haben, ohne sich im Mindesten darum zu bekümmern, wer z. B. zuerst den Tritonus anwandte oder wer die Mensuralmusik und den Ochetus erfand!"

„Ich glaube doch, daß Sie hier irren! versetzte der Virtuose, —: „im Studium dieser längst überlebten Dinge liegt für den Künstler eine ebenso heiligende Kraft, als in der tiefen Andacht des Pilgers vor einem Reliquienschrein, der auf Ueberreste eines längst Vergangenen, — aber eines der Martyrien enthält, die für ihn mit die Segnung des Glaubens errangen, in dem er lebt und selig zu werden hofft. Die Hucbald, die Beda und Moravia, die ihr Leben daran setzten, einen Rhythmus, eine Pause, einen Anfang der Harmonie zu entdecken, sind die Märtyrer unserer Kunst, auf deren Schultern wir stiegen, um in den offenen Himmel zu sehen, hineinzugreifen in seine blaue Unermeßlichkeit; — Leichtfertige Epigonen die wir sind, — was sollte in diesem Himmel aus uns werden, hätten wir nie zuvor auf der Erde erfahren, wie schwer er zu erringen war? So geht man durch Grabgewölbe in einem heiligen Dom, zwischen uralten Sarkophagen mit dem Gedanken: daß all diese Todten, alle die Maler, die Bildhauer, die das Heiligthum schmückten, jeder Maurer, der einen Stein dazu trug, leben, seine Arbeit thun

und wieder sterben mußte, um heut in uns die Empfindung zu schaffen, die an der Stätte uns durchzieht wie Weihrauch, oder wie Orgelklang, wunderbar wie Geheimniß!! — Das jetzige Geschlecht ist kalt. O Gott, wie groß standen oft unsere Kunstväter vor mir, die ein Leben voll heiliger Geduld in der Finsterniß hämmerten, sicher, durch Inbrunst Gestalten aus des Gedankens hartem Stein zu schlagen! — durch Inbrunst zu finden, was das Dunkel der Zeiten ihrem ungeschulten Gehör noch verbarg! Denn sie sahen inwendige Lichter, sie hörten inwendige Symphonien! — Ich ließ mir eines Tages in der Kirche ein Organum des Hucbald spielen! — „Tu patris sempiternus es filius!“ — schlug es im rythmuslosen Cantus planus, ohne alle melodische Bewegung der Oberstimme, in gräßlichem Quartenfortschritt vom Baß begleitet, barbarisch mir in die Ohren! Und doch sind mir dabei die Thränen aus den Augen gestürzt! — denn diese großartige Mißtönigkeit herausgerungen aus Urweltsdunkel, — — dies Klagen, Schluchzen, Weinen zerschlagener Brüste, zerrissener Herzen, aus bloßem Schmerz: so viel zu ahnen, und nichts zu sehen!! — das war ein großer Eindruck, und ich habe geweint!! — habe in der Kirche gesessen, die Mitternacht kommen sehen und gefühlt; — daß auch auf uns noch Offenbarungen harren, größeren Abstands von uns, als die gesammte entdeckte Harmonie von Hucbalds (tragischen!) Quar-

ten!“ — Er schwieg einen Augenblick. „Damals,“ fuhr er dann ruhiger fort, „habe ich mich übrigens überzeugt, daß Hucbald wirklich der Erste war, der's mit der Harmonie versuchte. Vor diesen Quartenfolgen kann wirklich nichts existirt haben, wogegen sie als Fortschritt denkbar wären. Ich spreche nicht von den durch Vitalian 300 Jahre früher eingeführten Pueris symphonicis, denn diese haben die Oberstimmen wahrscheinlich nur in der Consonanz der Oktave begleitet!“

„Doch“, sagte plötzlich die Stimme des Geheimraths dicht zur Linken des Virtuosen, — „hat man nach Sethus Calvisius sehr früh die Mixtur der Terz gebraucht; freilich ist die Jahreszahl nicht anzugeben!“

Der Virtuose, der, während er selbst gesprochen, ins Licht gestarrt, fuhr bei dem Laut der Stimme dicht neben ihm jach zusammen. Sein Kopf wandte sich um, er sah dem Geheimrath ins Gesicht, — sein Auge hing gläsern einen Augenblick lang an seinen Zügen, — dann fuhr er mit einem Laut des Schauders, so unwillkürlich, so unwiderleglich, so unerklärlich, — die Augen schließend, zurück, daß beide Männer, entsetzt, vorstürzten; aber Chandos, — der eine Minute lang wie zerbrochen, abgewandt dagestanden, hatte sich wieder gefaßt; in demselben Augenblick öffnete sich die Thür dem mit Theebrett und Kuchenkorb eintretenden Bedienten.

„Um Gotteswillen," rief der Geheimrath, — „was ist Ihnen, was ficht Sie an?"

Nichts, nichts!" — versetzte Chandos. — „Sie sehen, es ist nichts." Er blickte den Geheimrath, so wie den Grafen jetzt plötzlich fest an, als ob es, nun er sich einmal überwunden, ihm nicht mehr schwer falle.

„Hätte ich ahnen können," rief der Geheimrath, daß ich Sie so erschrecken würde, — ich würde nie aufgestanden sein! — ich bitte Sie, verzeihen Sie mir! Der Lichtschirm stand zwischen uns, die Lampe auch; ich hatte den natürlichen Wunsch, Sie anzusehen, während Sie sprachen, — Aber Sie sind furchtbar nervös, Herr Chandos! Ich bitte Sie, consultiren Sie einen Arzt."

„O, ich! — versetzte Chandos — „meine Gesundheit ist gut." — Er stand auf und reichte dem Geheimrath eine Hand, die zitterte. „Ich bin leider diesen Anfällen von Schreckhaftigkeit unterworfen, um deretwillen ich mich selten aus meinen vier Mauern wage. Indessen hoffe ich, Sie werden mir gestatten, Sie wiederzusehen. Ich werde Ihnen an einem Abend meine Geige bringen. Adieu!" — — Er nahm seinen Hut und verließ hastig das Zimmer.

V.

Albina war noch nicht ganz genesen, als ihr Bewerber, der ihre Krankheit mit größerer Ungeduld als

sie selber ertrug, in Dienstangelegenheiten auf kurze Zeit aus der Stadt wegkommandirt ward, ohne sie wiedergesehen zu haben. Der Geheimrath, der sich an ihn gewöhnt, empfand seine Abwesenheit als Lücke; und da er der Geselligkeit überhaupt bedurfte, beschloß er, als Albina endlich hergestellt war, mancherlei Pflichten halber eine Soirée zu geben und zu derselben auch Chandos zu laden. Trotzdem er den Virtuosen nicht wiedergesehen, ihn auch eben nicht als einen erfreulichen Gast kennen gelernt, überwog doch der Wunsch, seinen übrigen Bekannten etwas Besonderes zu bieten, die ihm wegen seines sonderbaren Benehmens aufstoßenden Bedenken. Er machte sich auf wiederholte Weigerungen gefaßt; zu seiner Ueberraschung jedoch nahm Chandos die Einladung an; und Frau von Dazinska, die der Geheimrath einmal in diesen Tagen sprach, äußerte: daß, — da er sich endlich doch entschließen werde ein Concert zu geben, — er sich allmälig an menschliche Gesichter gewöhnen müsse, und deßhalb geselliger werde.

Der Gesellschaftsabend erschien; die Räume des Geheimraths nahmen nach und nach die Elite der Hauptstadt auf; das Piano stand aufgeschlagen; Albina's Amati-Geige lag in ihrem mit Perlmutter ausgelegtem Futteral auf einem Marmortisch. — Die Gäste, die in der Idee gekommen waren, durch Albina's lang erwartete Verlobung mit Adlersparre über-

rascht zu werden, fanden eine musikalische Soirée und ein mit dem Geklirr der Theetassen wetteifernd sich erhebendes Geflüster: daß man Chandos erwarte. Die vorhin muthmaßliche Königin des Abends, Albina, blieb unbeachtet unter dem Sturm dieser Erwartung in einer Ecke sitzen, woselbst sie zerstreut und von der allgemeinen Erregung mit angefaßt, den Albernheiten einiger jungen Herren zuhörte, die von dem Geheimrath diplomatische Empfehlungen haben wollten und dafür seiner Nichte den Hof machten, — als plötzlich ein eigenes Geräusch, weit durch die Gemächer fluthend, erscholl, — andeutend; daß der eintretende Mann mit dem musikalisch-nervösem Gesicht jedenfalls der berühmte Violinspieler sein müsse.

Albina sah ihn an, und indem sie es that, empfand sie ein sonderbares, leeres Gefühl, — ein Gefühl des Ausgelöschtseins aus dem Leben, oder auch vollkommner Vergessenheit: daß etwas für sie bis jetzt da gewesen, außer diesem Gesicht, von dem sie sich nicht etwa fragte, ob es schön oder geistreich sei, oder ob es ihr überhaupt gefalle. Aus der Uebertriebenheit des Gerüchts heraus kam es ihr vor, als sei diese Gestalt der Inbegriff ihrer vergötterten Kunst; und hätte man sie gefragt, und hätte sie ehrlich antworten wollen, so würde sie erwiedert haben: daß ihr hinfort nichts übrig sei, als dieser Gestalt zu folgen, wohin es sei, — „durch alle Klüfte!“ — wie sie gesagt haben

würde; — (denn daß das Räthselhafte seines Lebens Abgründe und Tiefen verdecke, war ihr gewiß; obgleich sie natürlich nicht die leiseste positive Idee hatte, in was diese interessanten „Abgründe" denn eigentlich bestünden.) Sie starrte ihn eine Weile an, während er, mit herabgesenkten Augen, vor dem Geheimrath stand, — blickte im Kreis umher, wo sie lauter starr an ihm haftenden Blicken begegnete, und sah dann endlich auch seine Augen, aufgeschlagen und einem Blick begegnend, — aber nicht dem ihres Onkels, sondern dem der schönen Henriette Dazinska, die, — wundervoll anzusehen, in einem simplen braunseidenen Kleid mit einer einzigen Rose im Haar, alle Brillanten und Spitzen umher weit in die Flucht schlug, aus dem vernichtenden Strahlenkreis weg, den ihre Schönheit, wie die Sonne am Firmament, um sie breitete. Bei diesem Anblick legte sich um Albina's junges Herz ein Gefühl wie Dunkelheit und Kälte. Sie stand plötzlich auf, in der unbestimmten Furcht, ihr Onkel könne sie suchen und ihr den Virtuosen vorstellen wollen. Scheu jede Anrede vermeidend, schlüpfte sie durch den dichtesten Strom, bis in den hintersten Saal, wo sie mit einer alten Dame in ein Gespräch über die Vorzüge gestrickter oder gewebter Strümpfe gerieth, das sie mit seltsamer Gluth auszuspinnen strebte. Und da es ihr überraschend gelang die alte Dame zu fesseln, saß sie wohl eine Stunde lang mit dieser interressanten Erörte-

rung beschäftigt, als plötzlich in einiger Entfernung die Stimme ihres Onkels erscholl, der sie rief. Sie fuhr auf, folgte — und stand im nächsten Moment am Clavier, wo sie zwei fremde Männerhände ein Notenheft auf's Pult legen sah, das sie mechanisch ansah, — — es war ein ihr bekanntes Concert von Beriot, das eine fremde Stimme von weichem traurigem Klang sie bat, „doch zu begleiten." Es war die Stimme des Virtuosen! sie antwortete nicht; das Blut schoß ihr in's Gesicht, sie hatte einen Augenblick lang einen Nebel vor den Augen. Dann, ohne aufzublicken, faßte sie die Noten, um das Gefühl ihrer Finger zu beleben; ja wirklich! — sie saß neben dem berühmten Chandos, ihn zu begleiten! — sie! — seltsames Geschick!! — Sie begann, seine Geige fiel ein; völlig bewußtlos vor Angst, aber mit der unbeschreiblichen somnambulen Macht musikalisch-erregter Nerven, die aus der geübten Hand am sichersten die Saiten der Seele erklingen läßt, brachte sie ihren Part durch; sie hatte von Chandos' Spiel natürlich nicht das mindeste gehört, und als sie zu Ende war und aufstand, war sie blaß wie eine Leiche.

Sie hörte ein Gesummse; war es Beifall, war es Entzücken? — sie wußte es nicht. Sie wollte fort, als eine Stimme sie hemmte: — „Mir ward nie schöner begleitet!" sagte der Virtuos, und in elektrischem Aufblick begegnete sie seinem Gesicht; — „sind Sie eine Künst-

lerin, Fräulein? doch ja, Sie sind es!" — fuhr er fort, und indem das Wort an ihr Ohr klang, stürzten Thränen ihr aus den Augen; sie schüttelte heftig den Kopf, wandte sich ab, und sah nur kurz darauf noch von fern, wie der Virtuos der in einem weißen Cachemir gehüllten Frau von Dazinska folgend, früher als die übrigen Gäste dem Saal den Rücken wandte.

VI.

Albina erwachte am nächsten Morgen mit starkem Kopfschmerz, so daß Clara, die sie früh zu besuchen kam, ihr rieth, Heilung in der sehr milden und doch frischen Winterluft zu suchen. Sie erklärte ihr, daß sie reizend gespielt habe, daß Chandos entzückt gewesen sei, daß Frau von Dazinska, mit der er notorisch ein Liebesverhältniß habe, und mit der er auch gestern fortgefahren sei, sich darüber zu Tode ärgere, und schlug ihr einen Morgenbesuch bei dieser Dame vor, um sich an ihrem Verdrusse zu weiden.

Der menschenfreundliche Vorschlag Clara's erweckte in Albina den unbestimmten Reiz, die Zimmer zu betreten, in denen der Virtuos vielleicht alle Zauber der Schönheit empfand, — (sicher, ohne in einem einzigen Gefühl verstanden zu werden!) — sie zog sich also an und folgte Clara zu ihrer Feindin, wie sie sich heimlich sagte, herzklopfend und aufgeregt. Die schöne Frau saß in ihrem Schlafzimmer auf einer mit Journalen

und Novellen bedeckten Ottomane gegenüber einem großen Spiegel, und spielte mit einem neben ihr auf einer Marmorplatte liegenden Dolch.

Die Atmosphäre von Ueppigkeit, Sinnlichkeit, Eitelkeit in diesen parfümirten Gemächern kam plötzlich über Albina mit so gräßlicher Ahnungsgewalt in Bezug auf das Verhältniß, dessen man den Virtuosen zieh, daß sie sich den äußersten Zwang anthun mußte, um Clara's boshafte Plaudereien anzuhören, denen Henriette übermüthig genug secundirte. Zum ersten Mal hörte sie Anekdoten und Geschichten aus Chandos' Privatleben, sämmtlich mysteriöser und zweideutiger Natur; — „doch," fügte die schöne Kokette gegen Albina hinzu, — „dies Alles ist nur vom Hörensagen; ich kenne ihn als einen schwärmerischen, stets zwischen Selbstmord und Genußsucht schwankenden Charlatan, der trotz dieses Charakters nicht mit sich einig ist, ob seine Sehnsucht auf die Unsterblichkeit oder ein Liebesidyll à la Damon geht. — Sie, liebe Albina, wären gewiß eine Person, gänzlich gemacht, ihn zu entzücken! — zart unter jedem Windhauch wie ein weißes Pfingstmaiglöckchen, und hinschwebend in ätherischer Unschuld wie ein verschwimmender musikalischer Ton!"

Albina erwiederte nichts; ein Gelächter Clara's überhob sie der Nöthigung; ihr glühendes Erröthen jedoch entging Henrietten nicht, und schien sie mit

besonderer Befriedigung zu füllen; denn sie ward plötzlich liebenswürdig. „Wir Frauen sind unglücklich daran!" sagte sie plötzlich, ohne scheinbaren Zusammenhang, — „unser Loos ist: ohne Wahl im Leben zu stehen! Was nützt es uns zu erkennen, wer oder was für uns paßt?" — Sie steckte bei diesen Worten den Dolch, mit dem sie gespielt, ohne Scheide zu Häupten ihres Bettes.

Albina stand auf, und ohne eigentlich zu wissen warum, drückte sie Henrietten die Hand, — sie hatte aus ihrer Seele gesprochen; auf Chandos war Henriette nicht eifersüchtig, das fühlte sie klar, — und ob sie gleich nicht begriff: welcher Art denn das Verhältniß zwischen ihnen sein könne? — fühlte sie doch eine gewisse Erleichterung, als sie im Hausflur sowohl ihr, als Clara, die einen Gang zu einer Putzmacherin zu haben behauptete, Adieu sagte. Da es noch früh am Vormittage war, schritt sie, ihren Kopfschmerz zu vertreiben, im Pelz und Schleier gehüllt in den, um diese Tageszeit selten von Spaziergängern besuchten Park, und verlor sich in raschem Schritt bis tief hinein zu einer Stelle, welche meist nur Reiter anzog, die hier für ihre Bewegung zwei Doppelreihen langer Alleen fanden. Albina war hier öfters mit Adlersparre geritten, und sei es Erinnerung an ihn, — sie blieb an einem Flecke stehen, wo er im vorigen Jahre zuerst ihr seine Hoffnungen gestanden. — Es

war unter einem dicken, mit hundertjährigen Wurzeln prangenden Baum; und ohne zu bemerken, daß durch die bis dahin menschenleeren Anlagen auf dem leicht gefrornen Boden allmälig Pferdegetrappel hörbar zu werden begann, schritt sie plötzlich vor, in den Weg hinein; hier aber wäre bald ein Unglück geschehen. Denn, indem sie abwesend, — wie sie dagestanden, den breiten Baumstamm verließ, der sie ihrerseits verdeckt, fand sie sich dicht vor den Pferdefüßen eines die Allee entlang trabenden Reiters und würde unfehlbar übergeritten worden sein, hätte nicht ein von hinten erscheinender Fußgänger sie am Arm zurückgerissen und festgehalten, bis der erschreckte Reiter sich wieder gefaßt, entschuldigt und die Stelle verlassen.

In der Betäubung des Kopfschmerzes im ersten Augenblick mehr über die unerwartete Rettung, als die kaum inne gewordene Gefahr erschreckt, blieb Albina herzklopfend stehen. Ihr unsicherer Fuß suchte den stützenden Baum; indem sie sich an denselben lehnte, blickte sie ihrem Retter ins Gesicht. — es war Chandos! — Sie war ihm begegnet und hatte es vorher geahnt! — Sie sah ihn an und fühlte sich plötzlich ruhig. Er trug einen leichten spanischen Mantel; seine Hände waren ohne Handschuhe, in der Rechten hielt er ein Buch; dies kam ihr sonderbar vor; und unwillkürlich fragte sie, ohne ihm noch ein anderes Wort, etwa des Dankes, gesagt zu haben: — „Wie, Sie le-

sen Winters im Freien?" — Er nickte; blickte wie Jemand, der gegen Temperatur und Jahreszeit unempfindlich ist und dies auch bei Andern voraussetzt, auf das zwischen seinen Fingern geöffnete Buch, und wieder in ihr Gesicht, so daß ihre Augen sich senkten; und sagte mit seiner weichen Stimme: — „Wie unvorsichtig Sie sind!" — Sie antwortete nicht; er faßte sie unter den Arm, bog mit ihr seitwärts in einen Fußpfad, nahm im Gehen das Buch und las, noch zu ihr hingebeugt, aus demselben, wie folgt: —

Warum, wenn mein Blick Dich suchet
Senkst Du scheu die Augenlieder?
Ach, auf Deinem Angesichte
Laß ihn schweifen hin und wieder!
Wie im Dom die ew'ge Lampe,
Birgt Dein Aug' ein heilig Feuer;
Denn Dein Antlitz trägt die Züge
Einer Todten, die mir theuer!

Ja, Du hast das dunkle Auge
Mit dem Zauber, den sie übte!
Hast dieselbe blonde Stirne
Die ich küßte, die ich liebte!
Hast dieselben goldnen Haare
Und dieselben Schmeichellaute,
Denen einmal ich im Leben
Meine Seele anvertraute!

Furchtbar ist's, gestorbenen Herzens
Sich nach einer Thräne bangen!
In der trostlos dunklen Leere
Das vergebliche Verlangen: — „

Daß ein lebend Aug' versuchte
Aus den Aschen, die sie decken
Einen Funken jener Gluthen
Mir im Herzen zu erwecken!"

Er schwieg. Er sah sie an. Sie flog an seinem Arm.

„Liebst Du mich?" murmelte er.

Sie antwortete nicht. Er umfaßte sie. Kein Mensch war in der Nähe. In den Zweigen der Bäume, von denen in der Mittagssonne der Reif in Tropfen herabzuthauen begann, zirpten die Spatzen. Es war still, wie wenn hundert Meilen zwischen dem Platz und der lärmenden Stadt lägen, wo gewiß hundert Zungen an diesem Morgen ihre beiden Namen nannten. „Liebst Du mich auch?" — wiederholte er und küßte sie; und sie ließ es geschehen.

Ein Wagen, der vorbei rollte, machte, daß Albina in dem Gedanken, daß Jemand sie erkennen könne, aufflog; er verstand sie; ihn jedoch schien diese Furcht nicht zu rühren. Er faßte die willenlos Folgende wieder an und ging mit ihr weiter. „Ich weiß, daß Du mich liebst; murmelte er, — „leugne es nicht; ich kenne Euch Menschen." — „Und — Frau von Dazinska?" stammelte Albina völlig unbewußt. „Frau von Dazinska?" wiederholte der Virtuose und lachte. „O Kind, nicht auf sie sei eifersüchtig! — mein Schicksal, das Du nicht kennst, weis't mich auf wenige Men-

schen an und diese wenigen genieß' ich! — — Du siehst, ich spreche zu Dir wie ein Mensch, der leidet und fühlt, — ohne die Verhüllungen der Salons; Dir aber hab' ich gesagt, daß ich dich liebte, und so ist's!"

Sie antwortete nicht. Das achtlose Geständniß machte sie beben. Zwar ihre Sinne sträubten sich wider eine Vorstellungsart, die gänzlich über die von ihr selbst mehr geahnte als gewußte Sittengrenze hinauslag; jedoch der Reiz des sich entfaltenden Lebensgeheimnisses wirkte zu mächtig; auch empfand sie den ihr eingeräumten Vorzug zu schmeichelhaft, um sich von ihm zu wenden; ihr ganzes vergangenes Leben lag im Gegentheil plötzlich in ungemessener Ferne hinter ihr, unter ihr; sie fragte nicht, weshalb er sie liebe; sie fragte nicht, was morgen werden solle. Ihr war nur, als sehe sie plötzlich, wozu sie in der Welt aufgespart worden. All' ihre Träume von Kunst und einem Leben in Licht und Musik schlugen in eine Lohe zusammen mit dieser berauschenden Liebe, von der sie fühlte, daß sie ihr Schicksal sei, gleichviel, ob Verklärung, ob Untergang ihrer harre. Es war unterdeß Mittag geworden. Trotz ihres Entrücktseins kam ihr der Gedanke: daß sie nach Haus müsse, um ihren Onkel nicht zu beunruhigen oder durch ihr Ausbleiben Verdacht zu erregen und ergriff deßhalb die erste Pause in seinen abgerissenen, rhythmisch geschwungenen Worten, um ihm

zu sagen: „daß sie jetzt schleunig zurück und deshalb einen Wagen suchen müsse.“ Sie nannte dabei den Namen ihres Onkels und ihr Haus.

„Du bist die Nichte des Geheimrath von Müller?“ — rief Chandos, — „hast keine Eltern?“ — Sie verneinte, und sah, indem sie es that, in seinem Gesicht eine sonderbare Freude aufzucken, während er sagte: „Also Du stehst allein!“ — Er faßte sie bei diesen Worten heftiger denn zuvor am Arm und zog, statt sie gehen zu lassen, sie tiefer in den Wald. Ihr ward bange. Zum ersten Mal versuchte sie ein Sträuben. Er achtete nicht darauf; die Muskulatur seiner scheinbar so feinen Hand umspannte ihren Arm wie ein Eisen. Mit einem plötzlichen Angstschrei stemmte sich das Mädchen gegen einen Baumstumpf: — „Sie wollen mich doch nicht umbringen?“ — rief sie; alle phantastischen Geschichten, die sie jemals gehört, strömten in ihr Gedächtniß zurück! Ein abermaliges kurzes Lachen des Virtuosen war die Antwort. „Wollte ich Dich todt sehen, so hätte ich Dich vorhin nicht von dem Reiter errettet!“ sagte er, und beugte sich über die angstvoll hingegossene, in ihrem unschuldigen Jugendreiz unbeschreiblich liebliche Mädchengestalt hin.

„Ergieb Dich mir!“ murmelte er und preßte die Lippen auf ihren Mund. „Wen hast du zu schonen? — Dein Onkel wird Dich nicht lang' mehr beschützen; denke an mich wenn es geschieht, — und bereue dann,

mich nicht glücklich gemacht und durch mich das Glück nicht empfangen zu haben!" — Sie hörte ihn nicht. Mit dem Gefühl ihrer Gefahr fand sie in ihren zarten Händen Kraft genug, um wenigstens die Hände des Virtuosen zu bewältigen, die sie am Schreien verhinderten. Von ihrem lautschallenden Angstruf gelockt, zeigten sich in der Ferne zwischen den Baumstämmen auftauchend, menschliche Gestalten. Bei diesem Anblick ließ Chandos sie los, und schritt mit ihr stadtwärts, als sei nichts geschehen, gelassen an den Herbeieilenden vorüber, und in unbeschreiblicher Erleichterung athmete Albina auf, als sie die Häuser der Parkstraßen und die erste Fiakerreihe gewahrte. Halb bewußtlos stieg sie in einen der Wagen; der Virtuose folgte ihr nicht; ohne Abschied von ihm genommen zu haben, rollte sie von hinnen.

Es war ziemlich spät am Mittag, als sie nach Haus kam; ihr ungewöhnliches Aussehen fiel dem Geheimrath auf. Sie entschuldigte sich mit andauerndem Kopfschmerz und begab sich gleich nach Tische wieder auf ihr Zimmer. Der an diese Klage in ihrem Befinden gewöhnte Geheimrath vermißte sie nicht. Er empfing zwei, drei Besuche, — Bekanntschaften aus seiner diplomatischen Zeit, mit denen er lange und außerordentlich lebhaft sprach, und in Erinnerungen an seine Jugend und Glanzzeit sein ganzes Leben mit allen Schatten und Lichtern gleichsam in einem far-

benvollen Epilog durchlief, — nicht ohne Wehmuth, nicht ohne Wunsch noch Reue in einzelnen Fällen, doch mit Befriedigung im Allgemeinen, und dem Geständniß: „daß er im Leben zu den Glücklichen gehört habe." Der alte Spruch, daß Niemand vor dem Tode glücklich zu preisen, fiel ihm dabei ein; aber er bewegte ihn nicht. Es war ihm zu Muth, als werde hinfort nichts mehr kommen. Als sein Besuch ihn verließ, hatte der Diener noch nicht die Lampen gebracht; es war ihn angenehm und er blieb in der Dämmerung sitzen. Die Wand gegenüber zierte eine Büste seiner Frau. — Die weißen Umrisse zogen in dem Halblicht seine Blicke an, und sein, mit der hereinbrechenden Dunkelheit sich schärfendes Auge unterschied deutlich die so geliebten Züge. Näher denn je mit ihr vereint in der Erinnerung und im Geist, fand er sich unangenehm geblendet, als um die Theestunde Albina mit der Lampe erschien. Sie war gefaßter und weniger roth als am Mittag; bemühte sich auch, ein Gespräch anzuknüpfen; indeß er antwortete nur einsilbig, lehnte den Thee wie die Schachparthie ab, und verlangte nur ein Glas Limonade, da er sich erhitzt fühle. Langsam das verlangte Getränk schlürfend, las er die Abendzeitung, legte sie dann weg, und sagte plötzlich, Albina's Gegenwart gedenkend und in natürlicher Gedankenfolge von seiner Vergangenheit gleichsam auf ihre Zukunft überspringend: „er habe einen Brief des Grafen Adler-

sparre erhalten, welcher in 14 Tagen zurückzukehren gedenke; und wünsche er, daß sie sich endlich über ihr Verhältniß zu ihm entscheide." — Albina fühlte bei diesen Worten ihre mühsame Fassung wanken, doch nahm sie sich gegen den vordringenden Thränenstrom zusammen, und entgegnete, daß sie bis zur Zeit der Ankunft des Grafen mit sich im Reinen zu sein gedenke. Der Geheimrath erwiederte hierauf nicht in Worten. Der Brief des Grafen lag auf dem Fenstersims; er mochte für gut befinden, ihn ihr zu geben, denn er stand auf um ihn zu holen, als ein plötzlicher Husten ihr nöthigte, still zu stehen. Es war dies bei ihm eine häufige Erscheinung, und Albina achtete nicht weiter darauf, als daß sie schnell eine stark gesüßte Tasse Thee eingoß und sie dem Geheimrath reichte. Indeß der Husten verringerte sich nicht; die Tasse entfiel ihm, und erschrocken über dies Zeichen von Unmächtigkeit seiner selbst bei dem, auch im gewöhnlichen Leben und in seinem eigenen Hause höchst formvollen alten Mann sprang Albina herbei, leitete ihn zu seinem mit Decken belegten Stuhl und rief über ihn gebeugt: „ob sie nach einem Arzt schicken solle?" — worauf der Geheimrath heftig und unter Husten hervorstieß: „es solle geschehen."

Plötzliche Ereignisse wirken meist um so gewaltsamer, je weniger die Seele einen bestimmten anderweitigen, augenblicklichen Inhalt hat; — in diesem

Fall jedoch war es anders; denn, indem Albina mit dem Schuldbewußtsein ihrer jungen befleckten Phantasie, über die fliegende Brust ihres Onkels gebeugt, in vergeblicher Anwendung von Hausmitteln ihren Scharfsinn erschöpfte, durchflog der Gedanke sie wie ein Speer, daß am Morgen der unheimliche Virtuos über den alten Mann ein dunkles Räthselwort ausgestoßen, dem, Niemand weiß welche That, gefolgt sein konnte, von deren Beschaffenheit sie sich zwar keine Rechenschaft gab, jedoch unter dem Husten vor ihrem Ohr fortwährend wie ein Geläut summsen hörte: — „er wird dich nicht lang' mehr bewachen; denke an mich, wenn es geschieht!“ Eine halbe Stunde verging, ehe der Arzt erschien; es war ein Fremder, indem, wie der Bediente entschuldigend angab, die Botschaft von der Erkrankung des Herrn dessen Hausarzt nicht in seinem Haus anwesend getroffen. Mittlerweile hörte der Husten plötzlich auf; der Doctor, der blitzschnell die Scene überblickt, faßte mit der Linken das Licht, mit der Rechten den Puls des Geheimraths, leuchtete ihn über das Gesicht und sagte, nach einer Minute sein schreckliches: „Zu spät,“ — — er ist hinüber.

VII.

In einem Wahn, über den sie sich keine Rechenschaft gab, verlangte Albina am nächsten Tag die

Section ihres Onkels. Die Aerzte versicherten, daß es unnöthig sei, indem der Tod zweifellos durch Lungenschlag eingetreten sei, und das Mädchen ergab sich dem Ausspruch der Wissenschaft, finster schweigend. Die schmachbedeckte Erinnerung an den letzten Lebenstag des Todten, — die empörende Verachtung, die sie erfahren müssen und zu der sie geschwiegen, stachelten sie zu einer gleichsam unnatürlichen Fassung, in dem Gefühl, als ob sie eine unermeßliche Schande auszulöschen habe. Sie ordnete deshalb die Bestattungsfeier mit einer für ihre Jugend bewunderswürdigen Fassung an; aber je näher der Augenblick rückte, wo selbst die schützende Leiche sie verlassen werde, desto grenzenloser griff Aufregung in ihr Platz, — Grauen vor dem drohenden Alleinsein, Sehnsucht und Haß! — alles wie ein wilder Februarschauer durcheinander stürmend in ihrem jungen Herzen!

Die Aufregung in der Stadt war groß; der Zudrang zum Trauerhaus ungeheuer. In seinem Arbeitszimmer, wenig im Tode verändert, lag der gefeierte alte Mann, dem die halbe Residenz nunmehr die letzte Ehre zu erweisen sich anschickte. Albina's Unglück, ihre Zukunft, waren nicht minder der Gegenstand des Gesprächs; die Meisten meinten natürlich, daß sie nun doch gewiß den jungen schwedischen Grafen heirathen werde. Auch sie dachte daran, als an die natürlichste Lösung ihres umdrängten Geschicks;

selbst als einen Akt der Pietät gegen den letzten Wunsch des Verewigten. In ihrem vernachlässigten, seit drei Tagen kaum gelüfteten Zimmer lag auch schon ein begonnener Brief an den Grafen; jedoch daneben lagen auch wilde Verse, — Strophen an Chandos, —

„Ich hab' so tief für dich gefühlt
„Und du hast schlecht von mir gedacht!! — —

und während diese abgerissen liegen geblieben, hatte sie ebensowenig den Muth gefunden, jenen zu beenden.

Am vierten Morgen erschien in zahllosen Wagenreihen das Leichengefolge, erschienen die Geistlichen, erschienen die Todtenträger. Von acht Uhr in der Frühe an hielt vor dem Hause der Leichenwagen — ein, von reichem schwarzen Tuch-Faltenwurf umwalltes Gerüst, mit frei an Stangen schwebenden grünen Guirlanden. Der geschlossene Sarg sollte unverhüllt, frei in der Mitte desselben stehen, bedeckt mit Blumen, — Freundesspenden, die in Körben aus jeder Gegend der Stadt geschickt, das ganze Haus mit Duft anfüllend, auf allen Treppenstufen bis zur Schwelle hinunter standen. Die langhallenden Akkorde eines vom Domchor gesungenen Trauerpsalms scholl die Straße entlang, wo an allen Fenstern, gedankenlos wie immer, — doch mit jenem gewissen tragischen Interesse, das der Tod immer erregt, die Gaffer standen. Albina, in tiefer Trauer, schien ausnehmend gefaßt; und nur als die Todtenträger den Sarg faßten, um die nun willen-

lose Hülle emporzuheben, die so lange in diesen Räumen gewohnt und geherrscht, machte sie eine Bewegung, als ob sie die Leute aufhalten wolle, besann sich jedoch und wandte sich ab, um nicht zu sehen, was ihrer Macht entrückt, hinfort für sie verloren, nunmehr ihrem Bereich entschwand. Das Wetter war schlecht. Ein heftiger Wind wehete; das Zimmer blieb angefüllt von Trauergästen, die den Transport der Leiche auf den Wagen abwarteten, um nicht unnöthig lange zwischen den zugigen Wagenfenstern ihrer respektiven Equipagen, sich der Erkältung auszusetzen. Als Wirthin blieb Albina mit oben; am Fenster stehend, zuweilen hinauslehnend. Die Sache ging in ziemlicher Ordnung von Statten, nur der Sturm schleuderte die an den Stangen zu den vier Ecken des Leichenwagens über dem Sarg schwebenden Kränze hin und her, und die Töne eines von einem umherstehenden Musik-Chor angestimmten Chorals verhallten unordentlich im Winde. Die Kränze und Sträuße, mit denen der alte Diener schluchzend, aus den nicht enden wollenden und noch immer von allen Seiten ankommenden Blumenkörben den Sarg bedeckte, flogen zum Theil unter der Unbill des Elements wieder auf die Straße herab. Um diesen Uebelstand abzuhelfen, ergriff ein Arbeiter eine Handvoll Nägel und hämmerte einen Theil der Gewinde auf dem Sargdeckel am Fußende fest, während ein anderer, dem Beispiel folgend, dasselbe am Kopfende

vollführte. Bei diesen Hammerschlägen fuhr Albina zusammen, in einem Gefühl, als hämmere eine leblose Gewalt die Nägel durch den Kopf des Todten bis in ihr Herz; sie wandte sich um, die Treppe hinabzufliegen und die Fortsetzung dieses barbarischen Auskunftsmittels zu verbieten, als sie beim Anblick einer Gestalt anhielt, die sie hier nicht erwartet, — es war Chandos, der mit Trauerflören um Hut und Arm, auf dem untersten Treppenabsatz stand und ihr entgegenstarrte. Er sah sehr elend aus; sein Blick war kalt, doch seine Lider waren geröthet; als er Albina gewahrte, winkte er ihr herunter zu kommen, — und ohne einen Rest Farbe auf den Wangen gehorchte sie, willenlos fast! Neben ihm angelangt, hielt sie an, stieren Blickes, stillstehenden Herzens. „Du zürnst und schweigst!“ murmelte er. „Du kehrst Dein Antlitz weg! — ich hab' Dir gesagt, was kommen würde, — — — er ist todt; was hast Du nun beschlossen?“ — Sie antwortete nicht. „Bei Gott und Allem, was lebt!“ — fuhr er fort — „gieb eine Minute Gehör mir, eh' noch der Leichenwagen fortfährt, und Du ihm nach mußt! — — was murmelst Du von Verachtung? — Verachtung Dir? — ich betete Dich an! — doch was ich anbete, muß mir gehören; — geh mir voran! — wohin Du mich führst, folg' ich Dir nach.“ — Sie wandte sich bei Anhörung dieser Worte, mit einem Zeichen der Ge-

währung, zu einem Zimmer im Erdgeschoß, rechts von der Treppe. Der Virtuose folgte ihr. Es war ihr Zimmer. Es sah wüst bei ihr aus; die Tastatur des offenstehenden Flügels bedeckte dicker Staub; der Violinkasten lag umgestürzt unter dem Clavier; schwarze Trauerkleider und eine Menge Musikalien lagen auf Stühlen und Sophalehnen, wie auch am Boden. Sie schloß die Thür. „Ich gehe weg von hier, morgen!" — murmelte er; — „gehst Du mit mir, Albina?" — „Wohin?" — antwortete sie. — „Was fragst Du, wohin?" wiederholte er; „ist Dir's nicht gleich viel? Hast Du nicht auch mich geliebt, vom ersten Augenblick an? — willst Du aus müßiger Menschenfurcht an die Stätte Dich klammern, wo ein Todter geweilt? Entschließ' Dich!" fuhr er dann fort; „folt're mich nicht; ich muß Dich besitzen! — Fürchte Dich nicht vor Entbehrung! — so lange ich lebe, bin ich reich genug für uns Beide; und was Dich betrifft, Du bist Künstler, wie ich; — Du bedarfst keines Erbes, keines Goldes, Du bedarfst nur Leidenschaft, Liebe, um Dich in Deinem Beruf zu vollenden!"

„Du sagst es!" rief sie, und in ihren Augen flammte durch feuchte Schleier die Gluth des Enthusiasmus empor; sie stürzte ihm in die Arme. Seufzer und Schluchzen, halb Lust, halb Weh athmend, mischten sich in schmerzvoller, betäubter Selbstvergessenheit mit der beginnenden, Alles verschlingenden Leidenschaft, die

er, — kalt für ihren erlittenen Schmerz, seinerseits wollüstig betrachtete und in sich trank, wie glühendes Metall den Wassertropfen verzehrt, der darauf niederfällt, zischend, unersättlich, und fruchtlos, — ein Bild der Begier, die nur empfängt, um zu zerstören. Ein Klopfen an der Thür und die Stimme des alten Dieners erst machten sie auffahren. Sie strich das Haar aus der Stirn; es war Zeit! — der Todte forderte den letzten Dienst von den Lebenden und er fand sie bereit; — jedoch das Gefühl des Verlustes den sie erlitten, lag ausgelöscht hinter ihr, und vermochte nicht wieder lebendig zu werden in ihr, selbst als sie den Trauerwagen bestieg, und indem sie langsam dicht hinter dem Katafalk die Straßen entlang bis zum Kirchhofthor rollte. — Drei Dinge giebt es, die nicht schlafen: — nämlich Unglück, Gewissen, und Verleumdung. Während der Ceremonie bemerkte das Leichengefolge, daß Albina in tiefer Zerstreutheit, trockenen Auges, von Minute zu Minute beinah die schwarzen, dicht herabgelassenen Fensterblenden eines am Kirchhofsgitter haltenden Wagens suchte, in den einige schnelläugige Beobachter vor der Thür des Verstorbenen Niemand anders als den seltsamen Virtuosen steigen gesehen. Sie selbst ertappte sich zwei-, dreimal, wie sie, durch die Worte des Predigers, das Glockengeläut und das Schollern der Erde auf dem eingesenkten Sarg, in ihrer Phantasie Triller und

Geigenstriche vernahm und es ihr vorkam, als gälten die rings auf der gefrornen Erde liegenden und die Gruft über dem Sarg in dichten Haufen ausfüllenden Blumen und Lorberzweige ihr selbst und einem zweiten, bleichen, todtbleichen und wüsten, — für ihr Auge jedoch mehr dem Lichte der Sphären, als dem Leiden, der Leidenschaft und überhaupt dem Irdischen angehörigen Haupt.

VIII.

Auf dem Grabhügel des Geheimraths lag der Schnee von drei Tagen, als Graf Adlersparre, der unter seinen feurig betriebenen Dienstgeschäften nichts von dem Trauerfall gehört, in aller Ungeduld der Liebe am Hause seiner präsumptiven Braut erschien, hoffend, sie endlich als solche zu begrüßen. Der alte Diener öffnete; der junge Offizier stutzte beim Anblick des ganz gefurchten und gerunzelten alten Gesichts. Seiner hastigen Frage nach seiner Herrschaft antwortete ein Strom von Thränen, und die nach vielen Ansätzen mühselig gestammelte Trauerkunde, unter dem echoartig begleitenden Refrain: — „Zu schnell! — zu schnell!"

„Und Fräulein Albina?" — fiel Adlersparre ein. „Das Fräulein ist verreis't!" antwortete der Diener. „Zwei Tage nach dem Begräbniß; — ich weiß nicht, wohin."

„Verreiſ't? — allein?“ — — „Ich glaube, zuſammen mit einem Herrn, Herr Graf; — es holte ſie wenigſtens Jemand am Morgen ab; ein blaſſer, Schlanker, der den Herrn in der letzten Zeit zweimal beſucht hatte.“

„Verreiſ't? — Albina! — mit einem fremden Mann?“ — Es wollte den Grafen nicht ein; der Tod des Geheimraths ging über dem Nachſinnen faſt ſeinem Bewußtſein verloren. In äußerſter Trauer und Unruhe verweilte er in der verödeten Wohnung bis ſpät in die Nacht, nach Allem fragend, und immer befremdeter, als er erfuhr: daß Albina nicht einmal das Teſtament ihres Onkels geleſen, ſondern Alles im Stich gelaſſen und auf und davon gefahren ſei; — zwang ſich jedoch, nach langer Ueberlegung gerade in dieſem Umſtand eine Bürgſchaft ihrer baldigen Rückkehr zu ſehen.

Am nächſten Morgen überreichte ihm ſein Burſche ein Päckchen mit einer Karte der Frau von Dazinska und ihrem Dolch. Dieſe Sendung erinnerte ihn an das verrückte Verſprechen, das er der Kokette gethan, und kam ihm vor wie ein unheimliches Omen. Jedenfalls war es eine Bosheit; indeß ſchien ihm damit ein Weg angedeutet, um vielleicht Etwas zu erfahren; er eilte alſo zur früheſten Beſuchsſtunde zu der ſchönen Frau, und fand ſie mit einem Kruzifix in der Hand, in einem ſonderbaren langen Aufzug von weißer Lein=

wand, fast wie ein Leichenhemd anzusehen; und trotz seiner Stimmung mußte er über die Maskerade lachen, die sie sich mit dem Tod vorspielte, auf welchen sie, wie sie in ihrer Erscheinung zu verstehen gab, sich gerüstet.

„Sie sehen, ich bin bereit!“ sagte sie.

„Wozu bereit?“ erwiederte er, im zweiten Augenblick von dem Spiel angewidert; — „ich komme, Sie zu fragen, weshalb Sie mir Ihren Dolch schicken, den ich Ihnen hiermit gehorsamst wieder überreiche.“

„Damit Sie mir den versprochenen Todesstich geben! — weshalb denn sonst? —“ erwiederte sie; — „denn daß Sie trotz aller mittelalterlichen Ergebenheit und ritterlicher Hoffnungsstärke die Flucht Albina's mit Chandos für einen Korb ansehen, darf ich wohl nicht bezweifeln; — — was stehen Sie so versteinert? — wissen Sie denn nicht, was geschehen?“

„Mit Chandos?“ — murmelte der Graf; — „wie denn so?“ — Er konnte ihre Worte wirklich nicht sogleich fassen.

„Mit Chandos!“ wiederholte Henriette ungeduldig; — „ich sage Ihnen ja, daß sie mit Chandos, der sich in sie verliebt hat, die Stadt verlassen! — jetzt, Arwed,“ — rief sie, biegsam wie eine Schlange sich emporringelnd, — „jetzt, geben Sie mir den versprochenen Stoß in's Herz, hier — — — oder — —“ Sie

schloß die Augen, beugte sich ihm entgegen und endigte nicht.

Der Graf trat einen Schritt zurück. „Sie mögen," antwortete er, „Gelegenheit genug gehabt haben, die Männer als Wüstlinge kennen zu lernen, die sie meist sind; aber ich schmeichle mir, eine Ausnahme zu sein. Ich habe das Fräulein Tharand geliebt. Es würde mich schmerzen, hätte sie das Unglück gehabt, einem phantastischen und wahrscheinlich gewissenlosen Menschen zum Opfer zu fallen; — indessen ist das Zeugniß einer Dame, die von je das Vorrecht genoß, jeder Phantasie zu fröhnen, kein Beweis wider ein mir bis zu diesem Tag als tadellos bekanntes junges Mädchen, dem ich in ihrem, mehr noch als in meinen Interesse wünschen muß, daß Sie die Unwahrheit sagen, gnädige Frau! — Leben Sie wohl."

Die peinvolle Ungewißheit, in die der Graf sich nach diesem Vorfall zurückversetzt fand, und der er aus Furcht, Albina's Ruf zu schaden, selbst nicht durch Erkundigungen zu Hülfe zu kommen wagte, ward nach einigen Wochen in gewissem Maße durch einen Brief mit dem Poststempel London gehoben; — derselbe war von Albina, und enthielt nebst einer zarten Berührung ihres früheren Verhältnisses und Dank für sein schönes und stetiges Werben die Bitte, ihrer hinfort nicht mehr zu gedenken, da neue und unvorhergesehene Pflichten sie bänden, — sodann den Wunsch,

der Testamentsvollstrecker ihres Onkels zu sein, und, falls sie etwa in seinem letzten Willen genannt sei, zu beliebiger Verfügung über die Hinterlassenschaft desselben an ihre Stelle treten zu wollen, da sie das drückende Gefühl habe, dem letzten Willen des Verewigten nicht entsprochen zu haben. „Ihn, so schloß sie, hoffe sie dereinst wiederzusehen; hoffe auch, daß, wenn es einen Zusammenhang zwischen Todten und Lebenden gebe, der Verewigte ihr aus dem Himmel herab nicht grolle.“ — Der Brief war nur mit: „Albina“ unterzeichnet, enthielt keine weiteren Angaben, und ließ also völlig im Dunkel was eigentlich aus ihr geworden. Der Styl jedoch athmete eine gewisse Freiheit und hochfliegende Sicherheit, wie Jemand empfindet, der sich bewußt ist, trotz Menschentadel und verdammendem Schein das Rechte getroffen zu haben; — und kurz darauf meldeten englische und in Folge dessen auch heimische Zeitungen, daß der berühmte Violinist Chandos in London Triumphe feiere, die seine junge und reizende Frau, Mrs. Albina, die ihm gewöhnlich im Concert acompagnire und auch bereits selbstständig unter großem Beifall gespielt, mit ihm theile.

Dem Grafen blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als Albina und das gewünschte Lebensglück mit ihr verloren zu geben. Es schmerzte ihn, daß Henriette Wahrheit gesprochen; — es kränkte ihn, daß ein Anderer vermocht, was er vergeblich erstrebt!

Aber er faßte sich wie ein Mann; er tadelte sie nicht, weil es ihm schien als ob sie trotz allem Liebes- und Ruhmesrausch mehr noch als er zu beklagen, und als wahrscheinliches Opfer einer wilden Leidenschaft mehr noch ein Gegenstand des Mitleids als der Mißbilligung sei. Betreffs des Testaments ehrte er ihren Wunsch, in sofern er die Lesung veranlaßte, und für das ihr zugefallene Vermögen einen zuverlässigen Rechtsschutz bestellte, um es bis zu dem Augenblicke zu verwalten, wo sie kommen würde um es in Anspruch zu nehmen. Daß dies geschehen werde, bezweifelte er nicht, denn in seiner Abneigung gegen den Gegenstand ihrer Wahl, war er sicher, sie nach nicht allzu langer Zeit in jedem erdenklichen Kampf mit dem Leben zu sehen. Und im Vergleich mit den Empfindungen, die man gewöhnlich bei abgewiesenen Liebhabern sieht, muß man es ihm zur Ehre rechnen, daß er nicht im Voraus darüber triumphirte.

Zweites Kapitel.

I.

„„Wenn in den Seelen derer, welche ihr Leben dem „Dienst der Kunst geweiht haben, jemals ein Be„dauern über die getroffene Wahl entstehen könnte, „dann wäre die Kunst nicht was sie ist, — das Gött„liche auf der Welt, die Verkörperung geheimnißvoller „Anklänge einer überirdischen Schönheit, welche das „sehnende Gemüth, die gefesselte Psyche in glücklichen „Augenblicken durch Thränen des Verlangens schim„mern sieht. Sie ist das Ergebniß des Seelenlebens, „das bis zur Gottesahnung flammt; der allmächtigen „Sehnsucht des Herzens zu etwas Höherem als die „unvollkommene Erde. Nur wer schwer gerungen, „nur wer, selbst unverstanden, in harten Kampf nach „dem Verständniß des Daseins gestrebt, kann in dem „tiefdurchackerten Boden die Blüthe der Kunst erzeugen, „wenn der Sonnenschein glücklicher Begabung seiner „Geburt geleuchtet. Doch weil er schaffend, Frucht und „Samen weiter zu verbreiten berufen, ist das Loos

„des Künstlers ein gutes und großes; denn nicht nur
„ist es geheiligt, als ein fortwährender Gottesdienst
„an den Altären der Kunst, welche da ist die Trägerin
„des Göttlichen auf der Erde; es häuft auch auf
„sein eigenes beglücktes Haupt die Dankbarkeit der
„Menschen; — und die gemeine Klage des Irdischen,
„Enttäuschung! — berührt ihr nicht, indem er,
„in ewigem Sehnen und Streben nach Verwirklichung
„eines Ideals befangen, das unerreichbar ist, —
„den Fluch des Ueberdrusses nicht kennen lernt, unter
„dem andere leiden.““

Beschäftigt, die obigen, gewiß sehr schönen Worte eines berühmten musikalischen Theoretikers mit zierlicher Handschrift in ein rothsammtnes Album zu schreiben, saß mehrere Jahre später in einem Gasthof einer der größeren Provinzialstädte der Monarchie eine junge Frau. Sie hatte, indem sie schrieb, den Kopf in die Linke gestützt, als ob er schmerze; ihrem schwarzen Anzug von kostbarem Stoff sah man an, daß sie ihn lange getragen, und um ihr feines Gesicht spielte trotz seiner Jugend ein Anhauch von Gram.

Es war Albina, die nach mehrjähriger Künstlerlaufbahn im Ausland heimgekehrt war, um in Gemeinschaft mit Chandos nun auch im Vaterlande Concerte zu geben.

Zu jener Zeit jedoch, — kurz bevor die jüngste französische Umwälzung dem Welttheil einen weittragen-

den Umschwung gab, wehete in Deutschland im Gebiet des Geistes eine eigene schneidende Luft. Die zu Anfang unserer Erzählung gezeichnete Periode war im Abblassen begriffen; es lag auf den Verhältnissen wie kühles Tagesgrauen, für phantastische Beleuchtungen in keiner Weise geeignet. Die Kunstgestalten, die, wie der Virtuos, mit einem Fuß im Leben, mit dem andern über ihm stehen sollen, fanden, verwöhnt wie sie waren, den Augenblick schwierig und vertrösteten sich in einstweiliger Zurückgezogenheit auf eine bessere Zeit. Diejenigen, welche ihre Verhältnisse zum Erwerb zwangen, mieden die Hauptstädte, um in Orten zweiten Ranges Geld und Glück zu suchen, — Orten wo ein gewisses geistiges Dämmerlicht jener Art künstlerischer Anschauung noch günstig war, die ihren Ruhm nicht sowohl darin sucht, eine besonders tüchtige Spezialität zu sein, als vor allen Dingen irgend ein geheimnißvolles Wesen höherer Art darzustellen.

Auch der es in dieser Beziehung fraglos am weitesten gebracht, auch Chandos, fand sich, von England zurückkehrend, wo ihm das Glück gelacht, in veränderter Lage. Seine Concerte blieben leer; doch concertirte er fort selbst auf Albina's Rath, die abgesehen von materieller Nöthigung, zu ihrem Erstaunen entdeckt, daß er außer dem Concertsaal nichts mit sich anzufangen wisse. Hätte sie ihre eigenen Wünsche befragen dürfen, so würde sie gern wieder einmal sich selbst gelebt

haben. Denn Jahre lang war sie nun von Stadt zu Stadt, von Produktion zu Prodoktion meist der nämlichen Aufgaben geflogen, da in dem Sturm des Concertlebens wenig Zeit geblieben war, an das Studium neuer Werke zu denken. Mit einem Sprung in dies Treiben geschleudert, hatte sie allerdings die Früchte früheren Fleißes geerndtet, die ihr zu ihrer eigenen Verwunderung gestattet, mit Chandos dem Publikum gegenüber fast gleichen Schritt zu halten. Seitdem aber war ein eigentliches Fortschreiten, außer etwa im Aplomb des Auftretens, in der Hast und Eile des Lebens ihr nicht mehr möglich gewesen, und ob sie gleich in Atlas und Spitzen, Blumen und Edelsteinen unter dem Licht der Lampen und Kronen, Beifall, Bravo's und Kranzspenden selbst von gekrönten Häuptern empfangen, so hatte sie dennoch, inmitten all' dieser Huldigungen gestanden, sie habe sich das Kunstleben und das Stehen auf diesen beneideten Tribünen früher anders gedacht.

Die Welt in ihrer Geschäftigkeit, ihrer doppelt und dreifach geschichteten Grundlage von Nothwendigkeiten, Mühen und Sorgen gefällt der Jugend nicht, die nach dem Unwirklichen jagt, die das Nützliche gern als gemein verachtet, und der es dünkt, als wohne das Ideal in jenen unwirklichen Existenzen, die über die breite alltägliche Erde wie flüchtige Sommerfäden in blauer Luft flattern. Schauspieler und Virtuosen

sind es, die ihr vorschweben, — Anbeter der Eitelkeit, des Luxus und Ueberflusses, Anbeter des vergänglichen Ruhms, in keinem Bedürfniß wurzelnd, als dem: der Menge sich selbst als Etwas Besonderes, Berechtigtes aufzudrängen. Man könnte sagen, sie seien nothwendig, um den Menschen die Schöpfungen des Geistes in vollendeter Darstellung zur Anschauung zu bringen; in dieser Nothwendigkeit liege ihr sittlicher Gehalt. Da aber Erfahrung lehrt, daß dies Ziel den Meisten unter den Händen verschwindet um einer phantastischen Selbstvergötterung Platz zu machen, so hat allmälig an den weihelos gewordenen Beruf sich von Seiten des Publikums die genußsüchtige Gedankenlosigkeit gekettet, während der gesundere Sinn und der reifere Geist sich abgewandt hat von ihren Personen, wie von ihrer Kunst. Das musikalische Virtuosenthum insbesondere hat gar keinen eigentlich geistigen noch sittlichen Werth. Der größte Taugenichts, der größte Dummkopf kann noch ein guter Klavierspieler sein, und, — weil er letzteres ist, sich einbilden, das Obige sei entweder gar nicht der Fall, oder ihm in Rücksicht seines wunderbaren Talents gänzlich zu Gute zu halten.

Albina, die im Hause ihres Onkels an ein zu geistiges Leben gewöhnt war, um nicht den Unterschied ihres jetzigen und früheren Lebens bald zu empfinden, erkannte kurz nach dem ersten Einblick die Inhaltlosigkeit des in solcher Verklärung geschauten Daseins „im Vor=

beer," der bald nach ihrer Rückkehr nach Deutschland hart auf ihrem Scheitel zu drücken begann. Hatte sie in England hauptsächlich die Ueberstürzung ihres in fliegender Hast fern von allen andern Lebenskreisen dahinsausenden Daseins peinlich empfunden, so hatte doch das Gelingen im Verein mit der Jugend und anfänglichen Begeisterung sie mit einem gewissen Triumphgefühl hindurchgetragen, das sich in den lähmenden Künstlerverhältnissen Deutschlands nunmehr verlor. Sie fand sich mehr als bisher auf ihr persönliches Verhältniß mit Chandos angewiesen; und während sie in den zwei Jahren in England eigentlich nichts von ihm gesehen, als den bewunderten Spieler und ihr gegenüber leidenschaftlich verliebten Mann, so fand sie sich jetzt plötzlich in der Abfälligkeit des augenblicklichen Nichterfolgs und der größeren Leere ihrer Tage einem ganz andern Menschen gegenüber. In Mißmuth versunken, erblickte sie ihn, todt für die Anregung ihrer Gesellschaft, abgespannt durch die lange nervöse Anstrengung der letzten Jahre, unlustig zu jeder Erweiterung seines Repertoires, wie zum geistigen Schaffen. Die anscheinende Wissenschaftlichkeit, womit er Anfangs in musikalischen Dingen sowohl sie als ihren Onkel geblendet, erwies sich als hohl. Sein Temperament verschlechterte sich zusehends; die sonderbare Angst, Menschen zu begegnen, faßte ihn in alter Stärke wieder an; gegen Albina benahm er sich un-

freundlich und rauh; für Lektüre behauptete er zu unruhig zu sein; und nur gegen die Nacht hin wachte seine musikalische Befähigung auf, und veranlaßte ihn dann regelmäßig, Stundenlang bis zur frühen Morgenzeit nervös und regellos zu musiciren.

Der Drang des Lebens, der nicht beleidigt in gewöhnlicher, bürgerlich-arbeitsamer Existenz, thut es in einem Dasein, voll idealischer Ansprüche. Menschen, die, wie Albina, sich einbilden: Künstler seien ewig begeisterte, in Licht, Huldigung und Duft schwimmende, über aller irdischen Bedürftigkeit erhabene, feenhafte Wesen, kommt es hart an, wenn sie erfahren, daß hinter jedem Punkt dieses schönen Scheins eine Reihe höchst unidealer Wirklichkeiten steht, von denen das genießende Publikum zwar nichts erfährt, die aber dem mit seiner Aufgabe schon genug beschäftigten Künstler höchlich zur Last fallen. Zänkereien mit Arbeitern, unverschämten Gastwirthen, groben gierigen maliciösen Zeitungsschreibern, deren Begeisterung sich vor den Augen des Wissenden in Gold- und Silberklang auflöst, — bettelhaften Kunstgenossen, die Geld haben wollen und mit Skandal oder Verleumdungen drohen, Alles das stimmt die Inspiration und die Ideen von einer beständigen Apotheose bedeutend herab; ja sie werden zur quälendsten und schreiendsten Anomalie, sobald einmal der äußerliche Enthusiasmus des Publikums erschlafft, der es allein möglich macht,

ein nur auf ihn berechnetes, unwahres und geistloses Dasein überhaupt zu ertragen.

Albina hatte aus Liebe und auch aus guter Erziehung Anfangs versucht, den mißmuthigen Virtuosen von dem Verdruß über seine neuerlich häufigen Nicht-Erfolge auf höhere Zielpunkte zu lenken und seine Launen geduldig zu tragen. Sie erreichte damit seinerseits eine gewisse Anerkennung für sich, weiter aber nichts; im Gegentheil nahm sie wahr, daß er mehr und mehr in den Rausch einer düstern Verzweiflungsstimmung und ein wüstes Wesen verfiel, welches ihn, ihren Bitten und dem Einfluß ihres zarten Reizes zum Trotz, zu brutalen Ausfällen und Ausschweifungen brachte. Das unschöne Bedürfniß der Männer, an ihren Frauen Vertraute ihrer Ausschreitungen zu haben, machte, daß sie tagtäglich von Erzählungen geschehener Dinge litt, vor denen sie Tages zuvor hatte zittern müssen. Materielle Sorgen, die, da Chandos ohne alles Vermögen und Albina in einem thörichten Schamgefühl sich bis dahin geweigert, die Erbschaft ihres Onkels in Anspruch zu nehmen, so wie überhaupt in der Stadt, wo sie ehemals unter soviel Auszeichnung gelebt, wieder zu erscheinen, — materielle Sorgen schlichen heran, zur äußersten Sparsamkeit und Albina zu allen möglichen Dienstleistungen zwingend. Im Drange dieser Lage befiel sie ein an ihrer Gesundheit zehrender Gram, nicht sowohl aus Liebesenttäuschnng als aus

dem Ueberdruß an den Verhältnissen überhaupt, — so wenigstens schien es, nach dem Heldenmuth zu urtheilen, mit dem sie im Vergleich zu andern Evastöchtern das Geheimniß von Chandos' seltsamer Schwermuth ertrug, als ob sie dies nichts anginge. Es giebt Frauen, die um keinen Preis dulden, daß ihre Männer Freimaurer werden, — König Blaubarts Weiber starben an ihrer Neugier und selbst Psyche mußte eines indiskreten Lampenstrahls halber ihren Gatten beweinen; Albina im Gegentheil ertrug das ihr dunkel Gebliebene mit einer, vielleicht aus der Furcht entspringenden Philosophie, irgend einer zu großen Qual in's Angesicht zu sehen, und fand es am bittersten, sich im Grunde zu gestehen, daß hinter dieser Gelassenheit nichts mehr und nichts weniger als beginnende Gleichgültigkeit liege.

II.

Der Ort, welcher seit einigen Tagen das Künstlerpaar aufgenommen, war eine wohlhabende Stadt mittlerer Größe mit einer im Vaterlande vielgelesenen Zeitung, — Umstände, die zusammengenommen Chandos auf den Gedanken gebracht, hier zu concertiren. Er hatte seine Ankunft vorläufig in der Presse gemeldet, und Albina empfing mit eintretender Dämmerung den Associé der Billet-debitirenden Musikhand-

lung, um für den einzuhaltenden Operationsplan vorläufig einige Anknüpfungspunkte zu gewinnen.

Der Associé, der offenbar von Albina noch nichts gehört und sehr erstaunt war, den menschenscheuen Violinspieler in so anmuthiger Gesellschaft zu finden, fragte, nachdem er vernommen, daß der Virtuos nicht zu sprechen und sie seine Bevollmächtigte sei, wieviel Concerte er zu geben gedächte. Auf Albina's Gegenfrage: „zu was er rathe?" — erwiederte er: — „Zu garnichts, gnädige Frau! Sie wissen wohl, die Städte sind verschieden. Man kann sie nicht nach der Schablone behandeln. Unser gutes Nest zeichnet sich leider nur durch Theilnahmlosigkeit aus. Haben Sie Empfehlungen?"

„Keine einzige!"

„Das ist nicht günstig. Die Leute lassen es hier nämlich sehr an sich kommen. Man hat zwei Kreise, Kaufleute, — und einen exklusiven Adel — höchst unzugänglich! — Um Subskriptionen zu machen, muß man eingeführt sein."

„Kennen Sie eine Baronin Velten?"

„Baronin Velten? — gewiß! — Die erste Dame der Stadt, erst kurze Zeit hier, jung verheirathet und eine Kunst-Mäcenin. Wenn Sie die Protektion der Frau von Velten erlangen, so haben Sie allerdings die ganze Stadt."

„Wir sind," versetzte Albina, „das Bitten um

Protektion freilich nicht gewohnt; auch weiß dies Frau von Velten vielleicht, denn sie ist mir durch Uebersendung eines Album zur Inschrift einer Erinnerungszeile taktvoll entgegengekommen."

„Meine gnädige Frau," erwiederte der Associé halb vertraulich, halb kalt, — „mit Stolz macht der Künstler heutzutage in Deutschland nichts; ich sage Ihnen das, um Ihnen zu nützen! Ihr Herr Gemahl ist freilich so berühmt und Sie so reizend, daß es Ihnen schwer ankommen mag, keinen zu haben. Indeß, — nach der zu kurzen Decke streckt nur der Dumme sich nicht."

„Sie prophezeihen also keinen Erfolg?" —

„Das sage ich nicht; — aber Sie müssen Einführungen haben!"

„Ich weiß keine zu bekommen."

„So versuchen Sie's auf den Ruf hin; ich will Ihnen einen erfahrenen Concertdiener schicken." — Er empfahl sich in dem Bewußtsein, ihr etwas Unangenehmes gesagt zu haben und folglich in feindseliger Stimmung. Im Nebenzimmer saß Chandos mit einem Musiker, der ihn aufgesucht, im Finstern, wie dies seit einiger Zeit seine Gewohnheit war und wie es Albina ihm angerathen, um ihn doch zuweilen durch fremde Unterhaltung zu zerstreuen.

Am nächsten Morgen erschien der Concertdiener und bestätigte im Allgemeinen, was der Associé ge-

sagt, übernahm aber die Colportage der Subskriptionsliste und versprach seine beste Mühe, sobald die bestimmte Absicht, zu concertiren, in den Blättern gestanden haben würde.

An einem der folgenden Abende kam der Concertdiener, über seine Resultate zu berichten. Sie waren schlecht. Da er das Künstlerpaar, wie häufig, im Finstern fand, bemerkte er weder Albina's Thränen, noch Chandos' Fäusteballen, und fügte hinzu: — „es gehe hier Allen so, die keine Empfehlungen hätten."

„So mußt Du welche schaffen!" — rief Chandos heftig. „Warum besuchst Du die Frau von Velten nicht?" —

„Die Frau von Velten, o, wenn Sie die kennen, so wird's schon gehen!" fiel der Concertdiener ein; — „die schafft Ihnen, wenn sie will, im Umsehen einen vollen Saal."

Die Concertliste anzusehen, zündete Albina ein Licht an; ihr vorgreifend, nahm Chandos die Liste, las die Namensunterschriften, schleuderte das Blatt auf den Boden, starrte dann dem Concertdiener in die Augen und rief starr zurückweichend: — „Wie könnt denn Ihr aber auch Glück haben mit Eurem Todtengesicht, das Ihr den Leuten in's Haus tragt? Ihr seht ja aus wie der Tod in eigener Person! — Ihr seid entweder ein Todeskandidat oder habt an diesem Tage Jemanden begraben!"

„Ich habe meine Frau begraben!" antwortete der Mann mit trübem Ton, durch das ein Erstaunen klang, wie der fremde Künstler dies wissen könne.

„So packt Euch zum Teufel und kommt mir nicht wieder auf die Stube!" rief Chandos, ihm ein Stück Geld hinwerfend; — „Moder will ich nicht riechen! — Schert Euch hinaus!"

Der Mensch wich rückwärts und, wie man denken kann, ziemlich bestürzt aus der Thür; Albina folgte ihm, und flüsterte ihm draußen die Bitte zu: von diesem Unfall Niemanden Etwas zu erzählen. „Kommen Sie morgen wieder; ich bin dann allein!" sagte sie. „Herr Chandos leidet an den Nerven; Sie wissen gewiß, wie sonderbar die Künstler alle sind!"

Der Concertdiener nickte. Er warf auf das sanfte und etwas leidende Gesicht Albina's einen mitleidigen Blick und sagte: — „Von meinetwegen sollen Sie, liebe junge Dame, nicht verlassen werden! Es ist eine schlimme Zeit, aber wenn Sie die Frau von Velten gewinnen, so wird sich schon Etwas machen; denn seit dem Winter, daß sie hier ist, giebt sie den Ton an, wenn man auch sonst nicht zum Besten über sie spricht, — ihr Mann an der Spitze!"

Albina hörte dies kaum; entsetzt und nicht fassend, was Chandos plötzlich wieder angekommen, ging sie in's Zimmer zurück, woselbst sie ihn in heftiger Aufregung auf- und abgehend fand. Sie hörte ihn fluchen,

auf die Tische schlagen, gegen das Publikum wüthen, das alles Kunstinteresse verloren habe; „man wisse nicht mehr, wie man sich benehmen solle; es ziehe nichts mehr; man möchte lieber Holz hauen als Künstler sein und vor Freibilletten spielen, — und **sie**" — schloß er endlich, zu Albina gewandt, — „sei Schuld an Allem, denn ihr habe er seine Existenz zum Opfer gebracht; durch seine Heirath mit ihr habe er das Interesse für seine Person untergraben; für einen Mann, der mit einer Frau umherziehe, die noch dazu in seinen Concerten mitspiele, könne sich natürlich Niemand begeistern."

In langer Gewohnheit des Ertragens unterdrückte Albina die Thränen, die ihr in die Augen stiegen. Chandos achtete nicht darauf; im Gegentheil, ungeduldig, daß sie nicht mehr, wie Anfangs, wo er diesen Ton angeschlagen, in Heftigkeit fiel und ihm dadurch Anlaß zu Maßlosigkeiten gab, faßte er sie bei den Schultern, warf ihr Gleichgültigkeit vor, küßte sie dann wieder plötzlich und erklärte ihr: dies Leben nicht länger führen zu wollen; es gelte jetzt, durchzukommen, — eine Summe zu schaffen, um dieses Deutschland verlassen zu können und nach Amerika zu gehen, allwo ein neues Leben des Glücks und der Triumphe beginnen werde. Nur schade sie ihm künstlerisch, denn die Aufmerksamkeit des Publikums werde durch sie getheilt: — sie solle deshalb selbst-

ständig garnicht mehr spielen. Wenn sie ihn begleite, solle sie Knabentracht anziehen, damit Niemand auf sie persönlich mehr achte;" und als Albina hierauf bemerkte, daß sie zu letzterem Ansinnen sich nicht verstehen könne, ward er heftig, beschuldigte sie der Eitelkeit, Unfügsamkeit und Prüderie, ergriff die Violine, fing an zu geigen, daß fast die Seiten rissen, und stieß Albina, die ihm Vorstellungen machen wollte, zur Thüre hinaus.

Gewöhnt an diese Art von Behandlung wie sie war, konnte sie doch nicht umhin, die Entwürdigung zu fühlen. Ehedem hatte sie, am Boden liegend, geschluchzt; jetzt empfand sie Zorn, und wenn nicht Begier, zu trotzen, wenigstens den Wunsch, auf Minuten der Erinnerung zu entfliehen. Es war gegen die abendliche Besuchsstunde. Arm an Freuden, wie ihr Leben geworden, hatte der eben verflossene Tag ihr doch eine gebracht! Ihre frühere Freundin Clara war nach dieser Stadt her verheirathet, hatte, von ihrer Anwesenheit vernehmend, sie aufgesucht, nicht zu Hause gefunden und ihre Karte nebst Adresse und Bitte um baldige Erwiederung zurück gelassen. Seltsam zu sagen, Albina fühlte sich durch diesen Vorfall geschmeichelt. Es war ihr Etwas, daß ein Mensch, der sie in ihren früheren Verhältnissen gekannt, sie in den jetzigen nicht verleugnete. Und da sie in diesem Augenblick, durch Chandos' Mißhandlung sich von

ihm befreit fühlte, faßte sie Muth, auf eigene Gefahr Etwas zu wagen; nämlich ihr Shawl umzubinden und Clara's Besuch zu erwiedern, die sie, inmitten eines anmuthigen Familienkreises, äußerst herzlich empfing.

Die beiden Freundinnen fanden sich verändert, — Clara sehr vortheilhaft, indem ihre medisante Schwatzhaftigkeit einem liebenswürdigen Wesen gewichen war, das sich ihrer Häuslichkeit mittheilte. Ihre Einrichtung war elegant und einfach, die Unterhaltung belebt. Man sprach in gebildeter Weise über Ereignisse der Politik, Literatur und Geschäftswelt, in dem Ton von Menschen, die sich noch für etwas Anderes, außer sich selbst interessiren. Ueberall in Clara's hübschem Haus wehte ein Geist der Ordnung und des bürgerlichen Comforts, den Albina früher auch gekannt, in ihrer jungen, nach Stürmen sehnsüchtigen Schwärmerei indeß nicht geachtet hatte. Sie bat Clara, ihr ihre ganze Wohnnng zu zeigen; und in dem sich hierbei ergebenden tête-à-tête, wo über Clara's frohe Lippen Geständnisse in Bezug auf ihr häusliches und eheliches Leben sich drängten, offenbarte sich der ganze traurige Abstand zwischen Beider Geschick.

Die arme Albina, angeweht wie von Wohlsein, gab sich demselben mit der Elasticität der Jugend, halb in der schwärmenden Ahnung hin: daß, wenn es denn doch beglücktere Existenzen gebe, ihr ja auch noch

bessere Tage blühen könnten. Bei Tische ward sie sogar sehr heiter, rief: „sie komme sich sechs Jahre jünger vor als in dem Augenblick, wo sie eingetreten sei;“ — küßte endlich zum Abschied die Kinder, bat Clara, sie lieb zu behalten, versprach, so oft sie könne, wiederzukommen, äußerte jedoch, schon wieder von der Eisluft ihres, daheim winkenden Eidechsendaseins angeweht: „daß dies Können allerdings sehr beschränkt sein würde.“

„Du spielst nun also wohl immer?“ fragte Clara, während Albina ihren Hut aufsetzte.

„Ja und nein; ich spiele die Begleitungen zu meines Mannes Violinstücken und einige Paradesachen, die ich in den Concerten ausführe; zu viel Weiterem ist nicht zu kommen.“

„Das scheint mir nicht sehr amüsant. Hat denn Dein Mann schon seine alte Flamme, die schöne Henriette, gesehen?“

„Ist sie hier?“ rief Albina.

„Ja wohl; d. h., da der Firniß der Generalin Dazinska durch gewisse Berührungen in unserem früheren Wohnort etwas gelitten, so hat sie sich hier als Baronin Velten etablirt, nämlich einen jungen Mann geheirathet, mit dem sie in einer nach aristokratischen Begriffen höchst glücklichen Ehe lebt, d. h. ihn niemals sieht, — was sie natürlich nicht hindert

noch immer eine große Schönheit zu sein und die Kunst zu beschützen."

„Sie ist die Velten? mein Gott!" rief Albina ganz erschreckt; — „man sagt, ein Künstler könne hier ohne ihre Protektion gar nichts machen, und beinah wäre ich ihr in's Garn gelaufen! Sie hat mir ein Album geschickt!"

„Die Boshafte!" rief Clara. „Das ist geschehen, um wieder mit Deinem Mann anzuknüpfen, nachdem sie ihn damals, wie ich bestimmt weiß, laufen lassen, ja ihn sogar veranlaßt hat, zu Deinem Onkel zu gehen, um Dich kennen zu lernen! — Du hast das nicht erfahren, weil Du so schnell aus der Stadt fortgingst; ich aber weiß Alles! — Sie gab ein Verhältniß mit Deinem Mann, den sie ganz beherrschte, und der ihrer Herrschaft herzlich überdrüssig war, auf, weil sie sich glühend für Adlersparre interessirte!"

„Was soll's!" — murmelte Albina, — „die Zeiten sind vorbei! — doch bin ich Dir dankbar für Deinen Wink! — denn diese ehemalige Nebenbuhlerin besuche ich natürlich nicht, auf die Gefahr hin, daß wir hier nicht reüssiren. — Leb' wohl, Liebste!" — Sie seufzte und verließ die kopfschüttelnde Clara, die ihren alten Hang zum Plaudern nicht so ganz hatte bezwingen können, um jedes wehthuende Gespräch zu vermeiden, und fuhr, innerlich einsamer noch, als sie gekommen zurück in ihr Hotel.

Armuth des glänzendsten Scheinlebens gegen die ärmste Wirklichkeit und vollends nun des fadenscheinig gewordenen! — — Sie stand allein in dem Zimmer, von wo aus sie diesen, für ihre Verhältnisse kühnen Ausflug unternommen! Niemand hatte ihre Abwesenheit bemerkt. Auf einem Tisch lag das beschriebene Albumblatt. „Wenn in den Seelen Derjenigen, die sich der Kunst geweiht haben, je ein Bedauern über die getroffene Wahl entstehen könnte!“ las sie, und das Wort in ihrer eigenen Handschrift starrte sie wie eine große Lüge an; — jedoch sie hatte erfahren, daß man, um durch die Welt zu kommen, sich nie als Unglücklicher oder Besiegter zeigen darf, sondern stets ein triumphirendes Gesicht zur Schau tragen muß, und deshalb hatte sie es geschrieben.

Sie stand allein, einsam und glücklos; jedoch sie dachte nicht daran, ihrem Schicksal zu entfliehen. Im Gegentheil, sie wiederholte, was sie sich oft schon wiederholt: daß es gelte, durch Duldung, Vernunft und Erringung sittlicher Standpunkte ihrem Schattenleben eine Stütze und einen Inhalt zu geben. Aber sie mußte sich gestehen, es ward ihr schwerer als sonst, unter dem Eindruck eines auf Wahrheiten basirten Daseins, wie das der befreundeten Clara. Der Mangel an aller Frische bei Chandos, der faule düstere Müssiggang, in dem er lichtscheu umherirrte, die Leere hinter dem ganzen geheimnißvollen Halbdunkel um ihn herum,

alles das war ihr fürchterlicher, als es je zuvor ihr gewesen. Sie war im ersten Stadium des Widerwillens gegen den Irrthum, den sie begangen; den zweiten, den des Entsetzens, hatte sie, außer in flüchtigen Anwandlungen, noch nicht erreicht.

Sie legte sich zu Bett. Im Nebenzimmer geigte Chandos, seiner Gewohnheit gemäß, tief in die Nacht hinein, mit jener spezifisch-musikalischen Nervosität, die allmälig selbst schon sein ehemals in der That bezauberndes Spiel verdorben hatte. Schrillend wie die Töne erklangen, hörte sie sie aus Gewohnheit nicht mehr, sondern war froh über die Beschäftigung, die sie wenigstens auf Stunden vor Klagen und Rohheiten schützte. Im wachen Traum sah sie den Anfang ihres jetzigen Leidens, das Glockenläuten beim Begräbniß des Onkels, das Posthaus, von dem sie heimlich als junge Frau abgefahren, die einsam flackernde Laterne, das kahle, in Finsterniß gehüllte Feld, diesseits und jenseits des Weges. „Ich will umkehren! — laß uns umkehren!“ — hatte sie, von plötzlicher Angst erfaßt, ausgerufen; er aber hatte sie fortgezerrt in den Wagen. Der Postillon stieß in's Horn, die Pferde schnaubten und zogen an; ein dumpfes Echo gab das Rasseln des Wagens auf dem Pflaster wieder; zwischen Schlaf und Wachen fühlte sie sich fortgezogen; — gespenstisch winkten die Schatten der Nacht zu beiden Seiten herein, und wie ein Irrwisch tanzte der Flackenschein

der Laterne vorn am Bock des Postillons unter allerlei Gestalten im Sturm neben ihr her auf dem Weg, während die Räder ihr einen unaufhörlichen Reim vorrasselten, den sie sich mühte zu verstehen und durchaus nicht verstand! — — — Umklungen von dieser Erinnerung an ihre Hochzeitsnacht fand Chandos sie gegen drei Uhr Morgens, jach aus dem Traum fahrend, indem er, (nicht etwa leise) die Thür öffnete und das grelle Licht ihr in's Gesicht scheinen ließ, so daß sie mit einem Schreck erwachte.

„Du wachst? — desto besser!" sagte er, sich auf's Sopha werfend. „Warst Du nicht aus?"

„Wußtest Du es?" versetzte Albina.

„O ja! Du warst entflohen. Wohin denn?"

„Zu Clara. Und denke Dir, die Dazinska ist hier! — hat wieder geheirathet, und ist Niemand anders als die hiesige Salonkönigin, Frau von Velten!"

„Das ist ja schön!" versetzte Chandos. „Sie ist gutmüthig genug, mit ihrer Protektion nicht zu geizen."

„Ich hoffe doch nicht, daß Du die Bekanntschaft wieder anknüpfen willst?" versetzte Albina bitter.

„Ich nicht; aber Du!"

„Ich? — bist Du bei Sinnen?"

„Nun, was denn weiter? — weil ich ihr einmal den Hof gemacht? — Unsinn, Albina!"

„Ich erkläre Dir, daß dies nicht geschieht!" versetzte Albina; „und ich verlange von Dir, daß Du

dieses Verlangens nie mehr gegen mich erwähnst. Im Uebrigen thätest Du gut, jetzt zu Bette zu gehen."

„Ja wohl, — wie Du! — die Du nichts thust, als schlafen, unnütze Besuche machen, unnütze Stücke zu spielen, — Dich um nichts mehr bekümmerst, keinen Saal ansiehst, keinen Recensenten besuchst, keine Bekanntschaften machst," —

„Worin Du mir mit so gutem Beispiel vorangehst!" erwiederte sie gereizt; — „der Du in der That nichts thust, als Dich vor den Leuten zu verstecken und nur mich für Alles verantwortlich zu machen."

„Du bist ein Weib nach Gottes Herzen!" lachte Chandos, und verfiel in demselben Moment in krampfhaftes Weinen. Sie erschrak und sprang aus dem Bett; unter Zorn und Widerwillen tauchte in ihr eine Regung der alten Zärtlichkeit auf, und unter Bitten um Verzeihung suchte sie ihn zu beruhigen. Jedoch es gelang ihr nicht. Der Anfall legte sich zwar; statt aber zur Ruhe zu gehen, wie sie ihn bat, schauderte er plötzlich vor ihr zurück, stieß mit einem Aufschrei sie weg, nahm seinen Hut und stürzte die Hoteltreppe hinab, durch die Nacht auf die Straße.

Sie konnte ihn nicht halten, aus Furcht, einen Skandal zu veranlassen, und die Scenen, in denen er wahrscheinlich Beruhigung und Abspannung suchte, mochte sie im Geist nicht verfolgen. Sie war es,

die am meisten dabei verrathen ward; ja, die Häßlichkeit seines Wesens machte selbst das Bedauern über seine halb vernichtete Künstlerschaft verstummen, und ohne Mitleid fragte sie sich endlich: „welches denn das Verhängniß sei, das ihn so völlig aus der Linie der übrigen Lebenden rücke?“ — War es ein Verbrechen? — Ihre Gedanken hafteten in natürlicher Schlußfolge daran! Diese Unfähigkeit, die Augen aufzuschlagen, bezeugte doch vielleicht ein Gewissen, das keinen Vertrauten duldete, — selbst sie nicht! Der alte, vergessen gewesene Gedanke an den Tod ihres Onkels, den er prophezeiht, tauchte wieder in ihr auf, vielleicht um in dem quälenden ewigen Alleinsein mit ihm, wo es nicht Morgen, nicht Nacht, nicht Frühling und nicht Sommer mehr gab, nie mehr zu verschwinden! Indem ihr dies einfiel, erfaßte sie ein Grauen. Daß sie ohne Lohn seine Mißhandlungen ertragen, daß sie ihre Jugend geopfert, — daß ihr die Liebe ein Greuel, die Kunst ein Greuel, die Natur ein Unwirkliches geworden, — daß sein Fäusteballen, Toben, seine ihr lächerlich und schrecklich zugleich vorkommende Menschenscheu ihrem nach Schönheit durstigen Gemüth eine Reihe von Zerrbildern als einzige Nahrung gegeben, wobei ihr oftmals der Gedanke gekommen, er brauche diesen ganzen Apparat von Sonderbarkeit nur, um sich einen phantastischen Stempel zu geben, was ihm ja lange Zeit gelungen, und daß seine einzige wahre Ver-

zweiflung nur sei, diese Rolle veraltet zu sehen, — — daß er sie dann mit Vorwürfen erdrückt, ihr gesagt, daß sie ihn langweile, hindere, daß ihre Idealität ihn verdrieße, — — Alles dies kam ihr doch süß vor gegen die Idee, daß hinter so viel anmaßlicher Verrücktheit eine Wahrheit, — und diese Wahrheit ein Verbrechen! — sich berge! Eine Vergangenheit voll Täuschung, eine Gegenwart voll Qual, — eine Zukunft voll Unsicherheit, Krankheit, Entsagung, — in dieser See steuerte das Schifflein ihres Gemüths, ohne einen Sonnenstrahl auf den Wellen; und fragte sie sich: was sie einzig noch hoffe, oder selbst wünsche, so war es Erlösung von diesem Schattenleben, dieser Scheinleidenschaft, diesem falschen Idealgepränge, — wenn nicht durch irgend eine freundliche Möglichkeit des Lebens, so durch einen still-versöhnenden Tod.

III.

Am nächsten Morgen wartete sie vergeblich auf Chandos' Rückkehr; es ward Mittag, es ward Abend, — er kam nicht. Am folgenden Tag gegen Mittag erhielt sie per Stadtpost einen mit Bleistift geschriebenen Brief: — „sie möge ihm vergeben, er liebe sie, habe nichts auf der Welt als sie, aber sein Verhängniß fasse ihn wieder an; er könne sie nicht mehr sehen."

„Es ist Wahnsinn!" — dachte sie, und faßte die

Klingel, um nach einem Arzt zu schicken und ihm den Fall mitzutheilen. Jedoch die zur Gewohnheit gewordene Scheu, das Jahrelang stumm Ertragene jetzt einem Fremden zu enthüllen, hielt sie auch jetzt noch zurück. Da jedoch Etwas geschehen mußte, faßte sie nach kurzer Ueberlegung den Entschluß, sich Clara's Mann — einem Rath bei der Polizei, — mitzutheilen; Chandos' bekannte Hypochondrie konnte ihm gegenüber den Vorfall erklären; bei einiger Diskretion war zu hoffen, daß der Entlaufene ohne Aufsehen zurückgebracht werde; sie bestellte also den Wagen und kleidete sich an.

Im Hinausgehen begegnete sie dem Concertdiener, der ihr in gutmüthiger Freude mitzutheilen kam, daß die Subskription anfange zu gehen; desgleichen einem Bedienten der Frau von Velten, der das Album zurückzuholen kam und ein Briefchen abgab, in welchem Henriette, ohne ihr (angeheirathetes) Inkognito zu brechen, die Hoffnung aussprach, das berühmte Künstlerpaar trotz seiner bekannten Zurückhaltung einen Abend bei sich zu sehen. Albina, empört über diese treulosen Avancen, übergab das Album mit einer kalten Entschuldigung, schüttelte dem, unter seinem Trauerflor wehmüthig ihr zunickenden Concertdiener ermunternd die Hand, und fuhr mit ihrer Botschaft zu Clara.

„Du jammerst mich!" — sagte Clara, brach jedoch ab und rief ihren Mann, der seinen Beistand versprach.

Er stieg in Albina's Wagen; Albina blieb bei Clara, freundlich bemüht, Chandos zu entschuldigen, und sehr beruhigt, als am Mittag der Gatte mit der Botschaft zurückkam: „der Entlaufene sei schon gefunden; er stecke in einer Spelunke der Vorstadt in einem stockfinstern Loch und habe entsetzlich geschrien, als man mit Licht hineingekommen." — Albina schlug es ab, zu Mittag zu bleiben; bestand darauf, Chandos sogleich zurückzuholen, und Clara's Mann bot ihr seine Begleitung mit dem Bemerken an, daß er ihr Benehmen sehr hübsch finde, wozu Clara ihr Näschen rümpfte. In die Spelunke gelangt, wo der Entlaufene in der Kellerstube auf einem Betthaufen lag, ging Albina hinein, während Clara's Mann vor der Thür Posto faßte, um im Nothfalle einzuschreiten. War sie vorher beunruhigt gewesen, so ward sie jetzt, als sie ihn in verwahrlostem Zustand, bei Erkennung ihrer Stimme schreien und heulen hörte, böse; sie faßte ihn bei der Hand, rüttelte ihn auf und sagte: „er solle sich schämen."

„Gott sei Dank, es ist finster! — aber wenn ich es nun auch im Finstern sähe? — Durchbringt nicht der Tod auch die Finsterniß?" schrie er, und stieß sie weg; sie aber ließ sich nicht beirren.

„Ich weiß nicht, was Du meinst," — erwiederte sie, — „sage Dir aber, daß ich mir diese Unvernunft nicht länger gefallen lasse. Kommst Du nicht gut-

willig und vernünftig jetzt mit, so lass' ich Dich zwingen und übergebe Dich den Aerzten; ich habe zu beidem die Mittel!"

Bei Anhörung dieser resoluten Worte schwieg er, wie Jemand, der überlegt; endlich sagte er: „Ich will mitgehen, doch unter der Bedingung, daß Du mich nicht zwingst, Dich anzusehen, denn ich würde es nicht können."

„Thue was Du willst!" antwortete sie; — „nur benimm Dich so, daß Du mich nicht zu Schritten zwingst, die mich schmerzen und Dich vernichten würden, denn ich habe es satt, Auge in Auge mit dem Wahnsinn zu leben!"

Sie faßte ihn bei der Hand. Er folgte. Sie öffnete die Thür, winkte dem Polizeirath, in den Schatten zu treten, damit Jener ihn nicht sehe, und stieg in den Wagen. Chandos folgte ihr die Hoteltreppe hinauf, immer mit tief in's Gesicht gedrücktem Hut und auf den Boden starrenden Augen. Auf dem letzten Treppenabsatz berührte ihn Etwas am Arm. Er blickte auf; es war der feine Glacehandschuh einer Dame.

„Ich sehe wohl, daß, wenn man Sie haben will, man zu Ihnen kommen muß!" sagte eine muntere Stimme, „denn schriftliche Annäherungen an Ihre Gemahlin bleiben ohne Erfolg!"

„Frau von Dazinska!" rief Chandos.

„Nicht doch; Henriette von Velten.“

„Auch unter diesem Namen schön und bezaubernd.“

„Aber leider nicht glücklich!“

„— Wie ich!“ —

„Wie Sie, mit einer so liebenswürdigen Frau?“ —

„Was hilft mir alle Liebenswürdigkeit, verbittert durch den Gedanken, daß sie einmal in's Grab wandert?“ — sagte er, sich besinnend, mit seinem früheren tragischen Tone.

Er wollte fort. Sie trat ihm leicht in den Weg. „Warten Sie doch! — kann man Sie denn garnicht mehr haben? — Wie, Chandos? — wollen Sie mir versagen, einen Abend bei mir zu sein? — Mit Ihrer Frau, natürlich, denn ich wünsche keinen Anlaß zu Klätschereien zu geben! Zumal wo weder Ihr Gefühl, noch das meine mehr dabei interessirt ist, da wir uns damals — aus freier Uebereinkunft von einander losgesagt haben!“

„Hätten wir's nie gethan!“ murmelte Chandos. — „Ihre Lebenslust hätte mich mit in das Leben gezogen! Jetzt ist der Rückweg — schwer, — unmöglich vielleicht, — — ja ganz gewiß unmöglich!“ — Er küßte ihr hastig die Hand. „Ich komme eines Abends, ich weiß noch nicht wann, denn ich habe Vorsicht vonnöthen. Gedenken Sie meiner, Henriette, und compromittiren Sie mich nicht!“

Er ließ sie stehen. Er fand Albina im Zimmer

auf- und abgehend. Sie stand still und sagte: „Du sprachst mit Jemand. Es war Frau von Velten, nicht wahr?"

„Ich kann diese Richtermienen nicht brauchen!" antwortete er nach einer Pause.

„Das ist mir gleichgültig! — ich will durch Wahnsinn nicht selbst zum Wahnsinn getrieben werden. Es muß Vernunft in unserm Verhältniß zum Durchbruch kommen!" — sagte sie kalt.

„Höre mich an, die Du mich verdammst mit der Klugheit der Vernunftmenschen, die das Verhängniß und das Geheimniß leugnen!" rief er, in einen ganz entgegengesetzten Ton fallend. „Ich hab' mein Geheimniß Keinem gestanden, würd' es auch Dir nicht gestehen, wenn ich Dich nicht geliebt hätte und es ertragen könnte, falls ich Deine Liebe nicht mehr haben kann, auch noch Dein Mitleid zu entbehren!"

Auf dem Piano lag die Violine. Er ergriff sie, stimmte ein, in ein langes Tremolo auslaufende Cantilene an und flüsterte, mit der Stimme auf dieser Begleitung ruhend, ihr unzusammenhängende, flehende Worte in's Ohr, die allmälig in Strophen und Stanzen übergingen. Von der Empfindung, mit der sie die seltsame Produktion anhörte, vermochte sie sich keine Rechenschaft zu geben. Es kam ihr vor, wie eine höchst gewaltsame Attaque, und die melodischen Versworte:

„Der ich ewig mich ergeben,
Höre mild mein einzig Flehen!
Ach, nur einmal noch im Leben
Laß Dein Herz mir offen stehen!
Nur noch einmal zieh' mich wieder
Heim zu Deinen Zauberkreisen!
Nur noch einmal laß mich schwelgen
In den längst verklung'nen Weisen!

Nur noch einmal laß uns tauschen
Uns're Wonne, uns're Schmerzen!
Nur noch einmal laß mich athmen
An dem heißgeliebten Herzen!
Was ich thu' — ich kann's nicht tragen
Fremd und kalt von Dir zu gehen!
Ach, nur einmal noch im Leben
Laß Dein Herz mir offen stehen!" — —

— dieser ganze Apparat von Leidenschaft berührte sie peinlich, in dem Gefühl, daß keine Empfindung sich mehr dahinter verberge; — und da sie im Zusammenleben mit ihm hinlänglich erfahren, wie platt und roh er sein konnte, so waren ihr seine erhabenen oder gar zärtlichen Anwandlungen allmälig mehr noch als jenes zuwider geworden.

„So sprich doch!" murmelte sie.

„Ich will's auch, — und wär' es nur, um Vorwurf, Haß, — Deinen Fluch, wenn nicht abzuwenden, doch in Mitleid zu wandeln! — Aber versprich mir, mein Geständniß geheim zu bewahren, — ich will's, — ich fordere es, Albina!" —

„Hast Du denn Jemanden gemordet?" — rief sie,

halb widerwillig, halb ungeduldig, halb zornig und unter dem unwillkürlichen Eindruck, Alles, was er sage, sei nicht wahr.

„Ja!" antwortete er.

Dies hatte sie nicht erwartet.

„Du bist also ein Mörder?" — kreischte sie auf.

„Schweige!" zischte er und faßte sie an; sie aber, in jähem Schreck, rang sich los und klammerte sich an's Fenster.

„Rühr' mich nicht an!" kreischte sie, während er sich vor ihr zu Boden warf, und in der Angst, sie möge um Hülfe rufen, schon sein unsinniges Wort bereute, — „fort, fort von mir, weit von mir weg — — — — oder, besser, rede! — denn eine Entscheidung muß fallen!"

„Weh' über mich!" rief Chandos, zu ihren Füßen sich krümmend, „weh' über die Natur, die mir die Blindheit versagte, in der es den Uebrigen wohl geht im Leben! — weh' über mich!"

„Was hast Du erfahren?" — murmelte Albina, bleich, — „was hat die Natur, die Du anklagst, gegen Dich versehen?"

„Ich war eine Waise!" versetzte er, — „zwölf Jahr, — hatte in meinem Leben nichts als Hunger und Elend erfahren. Mein Vater und meine Mutter hatten mich in der Musik auferzogen, die ihre Kunst war; ich stand allein in der Welt ohne Angehörige,

als eine Schwester, die Orgelspielerin in einem Kloster war. Ich bettelte manchmal an ihrer Thür; dann sprach sie mich wohl am Gitter und ermahnte mich oft, mich auch dem Dienst des Altars zu weihen. Sie glich Dir auf's Haar; ich liebte sie und hätte Alles in der Welt gegeben, mit ihr und für sie zu leben; ihr Rath gefiel mir nicht; ich hatte andere Wünsche, als eine Mönchskutte. Mich lockte das unbekannte Leben, mich lockte die Kunst, die meine Phantasie erfüllte, und mir war immer, als müsse ich alle Schätze des Einen, so wie der Andern erobern in Gemeinschaft mit ihr! Fortziehen und sie verwittern lassen in ihrer Zelle, — das wollte nicht über mein Herz. Ich sagte es ihr oft; doch uns trennte das Gitter! Eines Tages machte sie mir Vorwürfe. Ich war wohl funfzehn Jahr. Ich ward darüber heftig, schluchzte und weinte vor ihr. Sie behauptete hierauf, mich nicht wieder sprechen zu dürfen, wenn ich fortführe, mich so zu betragen. Das machte mich immer ungeberdiger; ich fing an mit den Füßen zu stampfen, verlangte von ihr: sie solle, — es koste, was es wolle — zur Nacht in den Klostergarten herabkommen und mit mir sprechen; und als sie sich weigerte, fiel ich in Raserei, warf mich unter ihrem Zellenfenster zu Boden, tobte, schrieb ihr die leidenschaftlichsten Briefe, wie nur ein Kind schreiben kann, das die Tragweite

seiner Worte nicht kennt, — Verse wie diese, deren Anfang ich mich noch entsinne, —

„„Ich habe nichts auf dieser Welt,
Als Dich, Du liebes Engelsbild!
Was einzig mich an's Leben hält,
Es ist Dein Herz, so gut und mild!
Wie ein erbarmend Heil'genbild,
So habe ich auf Dich geschaut!
All' meine Sünden hab' ich Dir,
Du reines Wesen, anvertraut!

Und meine ganze Seele hab'
Ich Dir enthüllt im Tageslicht,
Und wie zu Gott, zu Dir gefleht —
Du aber, Du vertrau'st mir nicht!
Fromm wie ein Kind kam ich zu Dir!
Mir schien Dein Blick so gnadenvoll!
Nun willst Du nicht einmal, daß ich
An Deinem Herzen weinen soll!

Und wenn Du Liebe nur mir logst,
Erbarmen logst, und unbewußt
Der Qualen all', der bitt'ren Pein
Dich leiden ich um Dich gemußt, —
So sei Dein zaubervolles Wort,
Das Lächeln, das mein Herz versucht,
Und Deine kalte Tugend sei,
Wie Dein verlockend' Aug', verflucht! — —""

„Wie es weiter ging, weiß ich nicht; doch mag es Schilderungen enthalten haben, von allem Herrlichen was mir erreichbar sein würde mit ihr, unter ihrem Einfluß, — mag auch die Drohung enthalten

haben, mich zu tödten; — was weiß ich? — Das Ende war, daß ich meine Schwester aus dem Kloster entführte, — — triumphirend, in kindischer, schuldloser Phantasterei, ohne Ahnung selbst der Gefahr, die ich durch diese That über das Haupt meiner Schwester verhängte, die leider zu jung gewesen um den Vorspiegelungen meiner funkelnden Beredsamkeit zu widerstehen.

„Wir irrten eine Weile im Lande umher. Anfangen konnten wir nichts. Meine Schwester, die, kaum gethan, auch schon bereut, gern ihr Leben gegeben hätte, um den Schritt ungeschehen zu machen, fiel in Melancholie. Unterdeß erregte der Fall Aufsehen im Lande. In dem Entführer vermuthete man eher jeden Andern als den zerlumpten Musikantenjungen, den Bruder der Entlaufenen; und als bei der hundertsten Durchstöberung der Klosterzelle endlich ein Brief mit meiner Namensunterzeichnung in die Hände der Suchenden fiel, starrten die Finder bei der Vorstellung einer Leidenschaft, die doch ihre verderbte Phantasie nur erfunden. Um desto eifriger ward die Nachforschung betrieben, und eines Tags in meiner Abwesenheit ward meine Schwester entdeckt und ergriffen. Ich kam zurück und fand sie nicht mehr. Zwei Wochen später hörte ich von Kirchenstrafen, die sie erduldet; noch vierzehn Tage später war sie todt. Ich fiel hierauf in Raserei. Ein Priester fand mich, ich beichtete ihm, in der Hoff-

nung zu sterben! Alles, Unschuld und Schuld, — — der Priester mochte mich verstehen und Mitleid empfinden. Ich fand mich einen Monat später aus tödtlicher Krankheit erwachend in einem Kloster unter gutherzigen Mönchen, wohin mich der Priester gebracht."

„Meine Schwester war todt. Der Gedanke, daß sie nicht mehr da sei, und daß ich sie getödtet, nahm mir die Sinne und das Gehirn fort, so daß ich nichts Anderes mehr denken konnte. Ich fing wohl wieder an zu geigen und mit meiner Musik das Kloster zu erfüllen, aber vor Augen sah ich Tag und Nacht nichts als ihr todtes Gesicht. Das Kloster war berühmt wegen eines in einem Corridor längs der Wand gemalten Todtentanzes, — eines jener seltsamen Gemälde, auf denen die düsterste Phantasie den Tod Menschen jeden Alters, Geschlechtes, Gewerbes, in jedem erdenklichen Moment des Lebens plötzlich, höhnisch zum Tanz aufforbern und unwiderstehlich sie hineinreißen läßt in den Wirbel von Moder und Staub. Ich schlich in diesem Corridor Stundenlang auf und ab, die Gemälde betrachtend, und immer tiefer hinein mich versenkend. Ich trieb's bis ich nichts mehr zu denken vermochte als „Tod," der auf mich eine geheimnißvolle Wirkung übte. Ich hielt mich bei den Alten und Schwachen unter den Mönchen auf, beobachtete ihr Dahinsterben und wachte bei ihren Leichen. Alle Züge des Todes wurden mir geläufig; anfangs war

es mir grauenhaft wundervoll; — endlich ward es mir gräßlich. Ich bildete mir allmälig ein, die Leichenzüge schon an lebendigen Gesichtern erkennen zu können. Ich hatte keine Weihen empfangen; von Entsetzen erfaßt, — in dem Gedanken, diesen Bildern der Verwesung vielleicht entfliehen zu können, entrann ich eines Tag's dem fruchtbaren Ort, ohne umzuschauen, bis in eine, 20 oder 30 Meilen entfernt belegene Hafenstadt. Ich hatte kein Geld, außer dem Erlös eines Ringes, der meiner Schwester gehört, und den ich am Finger getragen, — und meiner Geige.

„Ich wollte fort. Im Hafen lag ein Schiff, das am Tage darauf nach Amerika wollte. Ich fragte nach dem Preis der Ueberfahrt; auf dem letzten Platz fand ich Aufnahme. In den Schiffsraum hinab verstieg ich mich nicht; ich lag Nachts auf dem Mitteldeck zwischen den Masten und Tauen, und starrte in die Sterne. Zuweilen schlich ich längs den Schiffswänden hin bis auf das außer vom Steuermann Nachts verlassene Vorderdeck, um den Wellentanz zu betrachten. Ich weiß nicht wie es kam, daß dies Wort „Wellentanz," das in mir aufgetaucht, mich an den furchtbaren „Todtentanz" wieder gemahnte. Ich blickte auf's Wasser; der Mond schien stumm auf die hüpfende Fläche und malte mir wieder ein unermeßliches, unvermeidliches Grab, auf jeder Welle den Kopf meiner todten Schwester schaukelnd. Ich wollte im Augen-

blick, der Qual ein Ende zu machen, hinunter über Bord stürzen. Ein Zufall hielt mich ab. Ich stieß an einen Gegenstand der auf der Schiffskante lag, — eine wahrscheinlich von einem der Passagiere daselbst vergessene, in einem unverschlossenen Kasten befindliche Violine. Ich faßte sie unwillkürlich. Der Augenblick hatte mich zerstreut; das unausgelebte Talent, sagt man, ruft die Todten zurück, — so hat es auch wohl die Kraft, den noch Lebenden auf der Erde zurückzuhalten, selbst wenn er seufzt nach Erlösung!

„Ich stand und geigte. Die Sterne schienen auf's Wasser. Es war todtstill um mich her; Alles schlief bis auf den Steuermann, den Lootsen und den wachthabenden Matrosen. Ob sie auf mich Acht gaben, weiß ich nicht. Die Fabel vom Orpheus spricht nur von Thieren, nicht von menschlichen Wilden. Doch entsinne ich mich, daß Niemand mich störte. Ich stand noch, geigend, als die Sonne das Wasser zu röthen begann, — — plötzlich schluchzte ich auf, — — zwei Arme umfaßten mich, ich hörte mich plötzlich im Chorus von der ganzen Schiffsgesellschaft preisen und rühmen. Der Eigner der Violine, ein alter Kapellmeister aus ich weiß nicht welchem italienischen Nest, — nach, ich weiß nicht, welcher amerikanischen Stadt sich begebend, hielt mich umarmt, nannte mich das erste Talent der Welt, — schwur, wenn ich allein und ohne Angehörige sei, mich nicht wieder von sich zu lassen!

Dies Wort, das ich ihm nicht abgefordert, das ich ihm nicht dankte, hielt er mir wider Willen. Er ebnete meine Bahnen. So ward ich Virtuos. — So ward ich was ich bin. Es hat mir nichts genützt. Ich habe gespielt und bin berühmt geworden, — es hat mir nichts geholfen! Der Dämon den ich auf mich herabbeschworen, hat mich verfolgt! — inmitten des Ruhmes, inmitten der Berauschungen des Lebens, inmitten der Liebe und Sehnsucht ist der Tod mein Gefährte geblieben!" —

„Chandos!" rief Albina.

„Ahnungslose Gesichter!" murmelte der Virtuos, — „wie flattern sie über lachende Wangen vor meinen Augen dahin, die bläulichen Schatten! — Ich seh es den Menschen an, wenn sie dahin müssen! — ich trete in einen Saal voll Licht und Musik, und sehe hinter einer Anzahl von ihnen den Tod, der schüttelt und nickt! — — Begreifst Du nun, welche die Angst ist, die mich fern von den Menschen in Wüsten getrieben, so oft ich nicht genöthigt war, um Nothdurft und Nahrung mich in den Strom zu wagen, der in's Meer der Verwesung treibt, Albina, — — begreifst Du nun, daß ich an die wenigen, denen ich nichts ansehe, mich klammere, gleichviel ob sie würdig oder unwürdig seien. — — O Kind! — begreifst Du nun, weshalb ich Dich an mich riß, als ich Dich sah, Ebenbild der Verlornen, dahingemordeten Schwester,

— — in dem Gedanken, der Himmel sende Dich mir als irgend ein besonderes Zeichen, als Ersatz, oder als Mittel, durch Dein Lieben das Schicksal, den Tod zu besiegen? — das hab' ich geglaubt, Albina, ich hab' darum Dich an mich gerissen, und sehe ihn nun in Deinem eigenen Gesicht!"

Er schwieg.

„Du meinst also, ich müsse bald sterben?"

„Ja."

Sie antwortete nicht. Sie blickte einen Augenblick lang zu Boden, dann auf ihn, dann auf ihre eigene Gestalt. Das mit solcher Ueberzeugung gesprochene Verdikt hätte sie erbeben machen können; es ist jedenfalls seltsam sich sagen zu hören, daß man binnen Kurzem sterben muß; gewöhnlich geschieht es nur vom Arzt, auf direktes Verlangen und in der nächsten Gefahr. Vielleicht aber war es gerade die gefühllose Zuversichtlichkeit seiner Prophezeihung, die sie zum Widerspruch stimmte. Seine Erzählung hatte sie bewegt, — der Schluß ernüchterte sie.

„Du bist krank;" — sagte sie endlich, — „Du hast mich erschüttert, doch nicht von dem Glauben geheilt, daß ein unerhörtes Phantasiegewirr Dich befängt, welches zu beherrschen Du Dir niemals Mühe gegeben. Halte dies nicht für Härte. Vielleicht errettet Dich ein glücklicher Zufall; ich werde Dich nicht verlassen!"

Mit diesen Worten ging sie hinaus. Er fühlte, daß es ohne Mitleid geschah. Er hatte sie weder für so fest, noch so kalt gegen ihn gehalten.

„So ganz ernüchtert?“ — murmelte er — „und ich, — was ist mein Schicksal? — Wenn ich das weichste, unselbstständigste, biegsamste, schwärmerischste Geschöpf von dieser Beichte unberührt sehe, — kann ich dann selbst an ihre Wahrheit noch glauben? — glaube ich denn noch daran?“ —

Vielleicht um diese Frage zu lösen, ging er seufzend nach einer Viertelstunde hinaus. — Wir können wohl verrathen, wohin er ging, — zu einer mindestens sehr schönen Zweifelbannerin, — der Baronin von Velten.

IV.

Am nächsten Morgen trat Albina zu dem müßig mit einem Taktstock spielenden Virtuosen.

„Ich habe nachgedacht,“ sagte sie, „über unser Beider Bestes und komme zu Dir mit einem Plan.“

Er blickte auf und sagte, ohne sie anzusehen: „Ich höre.“

„Ich halte Dich für krank!“ sagte sie. — „Ohne Zweifel ist es die Musik, die Dich zunächst angegriffen. Ich schlage Dir also vor, daß Du eine Zeitlang nicht spielst, — demzufolge also auch das jetzt hier beabsichtigte Concert aufgiebst, — und dafür mit mir morgen

nach der Hauptstadt reisest. Du wirst dort einen berühmten Arzt finden, Deine kranken Nerven herzustellen. Was mich betrifft, so weißt Du wohl, daß ich bisher lieber Mühe und Sorge auf mich nahm, als mich in Kreisen wieder zu zeigen, die mich in besseren Tagen, frei von jeder Schuld und Abenteuerlichkeit gekannt haben. Indeß, da man die Folgen seiner Handlungen tragen muß, so habe auch ich mich entschlossen, mit der Scheu und lächerlichen Eitelkeit zu brechen, die mich bisher noch umfing, — nicht wissend, daß das Streben nach wüster Freiheit zu nichts führt, ja, daß die Freiheit selbst nur Werth hat, wenn sie mit Bewußtsein sich selbst wieder an segenbringende, nützliche Pflichten kettet!"

„Berauscht die Kunst Dich nicht mehr?"

„Nein!"

„Ich will mir Deine Vorschläge überlegen!" erwiderte Chandos nach einer Pause, wider Willen von einer gewissen Achtung beherrscht, doch wie sie, ohne Liebe. Sie bemerkte es, und ohne darüber traurig zu sein, ging sie hinaus.

In der seltsamen Stimmung eines Menschen, der, weil er absolut im Unklaren über sein eigenes Wesen umhertappt, durchaus entschlußlos ist, fragte er sich mit dem endlich naiv und nackt hervorbrechenden Egoismus, in dem sich zuletzt auch der Verirrteste wiederfindet: was nun zu thun? — Zwischen gestern und heut

hatte er es dahin gebracht, sich in eine ehrliche Entrüstung über Albina's Gleichgültigkeit, gegenüber seiner Lebensbeichte, hineinzureden, die er jedenfalls in seinem Leben zuerst ihr abgelegt, und die Beichte war nicht erlogen. Die Thatsachen waren völlig wahr; das vorgeschützte zweite Gesicht betreffend, so stand er diesem gegenüber selbst in einer eigenen Lage: — Er hatte lange Jahre hindurch selbst daran geglaubt, dann erfahrungsmäßig gefunden, die daraus folgende Menschenscheu mache ihn interessant; — und war dann in einen Zustand gekommen, wo er gestrebt, sich in dem Wahn zu erhalten und zu befestigen, — was ihm natürlich gelungen. Eine Epoche in diesem Leben der phantastischen Selbstüberredung hatte nur Albina's Bekanntschaft gemacht. Ihre Aehnlichkeit mit der todten Schwester, ihre Hingebung, ihre Schwärmerei, ihr ehrfürchtiges Walten im Dienst seiner Zwecke hatten ihn Anfangs gerührt und entzückt, endlich indeß ihn zum höchsten Mißbrauch verleitet. Er hatte sie mißhandelt, weil er sie gebrauchte und ihrer doch überdrüssig war, zugleich auch ihr Alles bieten zu dürfen glaubte; — und entdeckte nun plötzlich, nachdem seine ganze große Enthüllung von ihr abgeglitten, und, — sonderbar zu sagen, diese zum ersten Mal in Worten ausgesprochene Enthüllung auch ihm selbst plötzlich ganz abgeblaßt erschien, —: sie sei ihm so sehr entwachsen,

daß er sie beinahe fürchten müsse! — Zum Wiederaufleben seiner Liebe trug dies natürlich nichts bei!

In dieser Stimmung brauchte er einen Vertrauten und die dazu geeignete Persönlichkeit war nahe genug, doch wagte er nicht, zu Henrietten zu gehen. Er gerieth darüber in Zorn. Diese schöne Frau, die ihn mit ihrer Lebenslust und Ausgelassenheit ehemals so sehr beherrscht und angezogen, die er verloren, weniger, weil sie aus Liebe zu einem Andern sich ihm entzogen, als weil zwischen sie und ihren Besitz die Gestalt Albina's in seine kranke Phantasie getreten war, und Henriette unter dem Einfluß einer momentanen Verliebtheit sich nicht bemüht hatte, ihn derselben zu entziehen, — Henriette mit ihrem vollen, kecken, seiner Hypochondrie ein so wohlthätiges Widerspiel haltenden Reiz fing an, mehr denn je zuvor, auf ihn den verblendendsten Zauber zu üben; jedoch unter dem Eindruck der Vergeblichkeit einer erneuten Leidenschaft, bei der doppelten Fessel, die Beide umfing, wagte er nicht, sich diesem Gefühl zu überlassen. Er entschloß sich also, ohne über sein künftiges Dasein irgend einen klaren Begriff zu haben, Albinen, die ihm für jetzt wenigstens die Mühe des Denkens ersparte, zu folgen, und sandte der Frau von Velten nur per Karte ein, zwar vielverrathendes, doch kurzes Lebewohl.

Im Augenblick, wo er mit Albina in den Wagen

stieg, erreichte ihn ein Bedienter der schönen Frau mit folgender Antwort: —

„Lieber Chandos!

Du sendest mir eine wehmüthig-moralische Abschiedszeile; erlaube mir Dir zu sagen: — Du bist ein Narr. Mich soll es meinetwegen nicht grämen, ein Entgegenkommen an Dich verloren zu haben. Deinetwegen aber thut es mir leid; denn ich bitte Dich: — was wird in einer solchen Knechtschaft aus Deinem Genie? — Hättest Du Humor, so würde ich Dir vorschlagen, unsere beiderseitigen Gatten zu Tode zu ärgern, und uns dann zu heirathen; so aber ist mit Dir nichts anzufangen. Geh also in Gottes Namen zu einem Arzt in die Kur und werde vernünftig, weil Deine Frau es befiehlt! — Was mich betrifft, da ich kein so unterthäniges Gespons bin, als Du, so werde ich Dir vielleicht folgen! Nur um das Schauspiel Deiner Umwandlung zu erleben! Denn da ich immer der Meinung war: alles absonderliche Auftreten von Euch Künstlern sei nur Schauspielerei, Du mich aber beinahe mit Deiner furchtbaren Hypochondrie irre gemacht hattest, so intriguirt mich wirklich einigermaßen der bevorstehende Triumph meines gesunden Menschenverstandes, und wenn Deiner Gemahlin gelingt, woran ich verzweifelt, — so benutze ich die erste Woche

Eurer wiederhergestellten glücklichen Ehe und mache ihr in Ehrfurcht mein devotestes Compliment!"

H.

V.

Wenn ein Verhältniß so unhaltbar wird, daß beide Betheiligte im Innersten überzeugt sind, nur in der Trennung das Glück wiederzufinden, nützt es nichts, daß der Eine sich opfert. Seine größten Anstrengungen, Vernunft und Sittlichkeit herzustellen, wird er verschwenden; denn der Andere wird ihm Alles eher, als seine Ueberlegenheit verzeihen.

In der Hauptstadt angelangt, suchte Albina sofort den Nervenarzt auf. Mit Chandos Kur jedoch schien nichts werden zu wollen. Der Arzt, dem sie die von ihm vorgeschützte Hallucination des Todtentanzes trotz seines Sträubens mitgetheilt, erkannte zwar auf Zerrüttung der Nerven und fing an zu kuriren; statt sich aber zu bessern, verschlimmerte sich der Zustand von Tag zu Tag; gegen Albina zeigte der Kranke einen steigenden Haß, und wider das bestimmteste Verbot begann er bald von Neuem auf das Wildeste zu musiciren.

Die Nachricht, daß der noch immer berühmte Virtuos Chandos, der vor so und so viel Jahren die Nichte des Geheimrath von Müller entführt, und deshalb in der Stadt kein Concert gegeben, — jetzt

wieder da sei, um sich von einer sonderbaren Nervenkrankheit kuriren zu lassen, — die Specialität dieser Krankheit selbst mit ihren besonderen Symptomen flog bald von Mund zu Mund durch die Stadt, und erregte trotz der ungünstigen Zeit ein Interesse, welches die Anwesenheit eines Virtuosen unter andern Umständen schwerlich hervorgerufen haben würde. Gestachelt von Neugier, drängte ein Besuch den andern, und viele Anfragen ergingen an ihn wegen eines Concerts.

„Ich bin also noch Etwas! — rief er stolz, — „Du, die Du schon geglaubt, mich verachten zu dürfen! — Ich bin also immer noch mehr als meine Zeitgenossen und Kunstgenossen; ja selbst die Interessen der Politik verdunkeln mich nicht! — Erfassen wir also den Moment! Ich gebe ein Concert, und dies Concert soll historisch werden!"

Albina versuchte Gegenvorstellungen, die ihr nichts halfen; da sie aber nach vierteljähriger Kur keine Erfolge sah und sich resignirt hatte, seine Krankheit in bösem Willen oder wirklicher Verrücktheit zu suchen, gab sie sich endlich gefangen.

Die Idee: in der Stadt ihres Jugendglanzes, die sie soviel umworben, und deren Huldigung sie in dem hochmüthigen Traum, mehr als Alle zu sein und werden zu können, so jugendkeck verachtet hatte, — nun, da sie nichts Besonderes geworden, hundert spöttischen

Augen zu begegnen, hundert schadenfrohen und boshaften Zungen zum Gelächter zu dienen, war ihr zwar beklemmend; sie fügte sich jedoch.

Sie erfuhr um diese Zeit, daß Chandos Henriette besuche, die, wie ihr Brief ihm verheißen, ihm in die Residenz nachgereist war. Da sie jedoch unter dem Vorwande: „daß der Künstler auf den Höhen wie in den Tiefen des Lebens seine Ideale zu suchen berechtigt sei," — der Untreue gewohnt war, forschte sie auch nach dieser wieder angeknüpften alten Verbindung nicht weiter.

Am Abend vor der Generalprobe befand sie sich in ihrem Zimmer allein und besann sich, daß nun ja Alles besorgt sei, bis auf ihre Toilette. Indem sie nach ihrem, längere Zeit hindurch vernachlässigten Schmuck suchte, fielen ihr Andenken, Tagebücher aus früherer Zeit, Notenkonzepte und Gedichte entgegen, welche mit ihren Stimmen aus der Vergangenheit in Gemeinschaft mit dem Ort, an dem sie sich nach so langer Zeit und in so veränderter Lage wieder befand, mächtig zu ihr sprachen, so daß sie sich im Blättern und in Erinnerungen verlor.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen, Chandos trat ein, und erschreckt fuhr Albina zusammen.

„Was machst Du?" fragte er rauh.

„Ich glaubte nicht, daß Du so früh zurückkehren würdest!" — versetzte sie ausweichend.

„Deshalb finde ich Dich auch so nützlich beschäftigt!“ erwiderte er. „Was sind denn das für Wische?“

Albina antwortete nicht; er ergriff eines der Blätter.

„Nicht doch!“ rief sie erröthend; „Chandos, es sind alte Verse von mir!“

„Doch wohl an mich?“ — lachte er; „Du bist mein Licht und mein Gebet!“ — „nun freilich, die Zeiten sind nicht mehr dieselben!“

Sie wollte es ihm wegnehmen, er aber ließ sich nicht stören, sondern las persiflirend die poetische Klage über seine Leidenschaft, die der Jungfrau gleichbedeutend mit Verachtung gewesen — Worte aus vergangener Zeit, doch noch beredt von der Glut, die sie damals umfangen:

Du bist mein Licht und mein Gebet,
Du bist mein Trost, Du bist mein Hort!
Du bist der Geist, der mich umweht
Zu jeder Stund', an jedem Ort!
Es bringt das Lüftchen, das mich kühlt
Mir eine Deiner Harmonien!
Die Welle, die den Strand umspült,
Sie murmelt Deine Melodien!

Wohl flammte einen Augenblick
In süßer Lust Dein mattes Aug',
Und dran zu denken ist noch Glück!
Doch welche Thorheit ist es auch,
Und welch' ein Schmerz, der mich durchwühlt,
Weil Du vielleicht mich hast verlacht.. —
Ich hab' so tief für Dich gefühlt,
Und Du hast schlecht von mir gedacht!“

„Nun, weiß Gott," schloß er, das Blatt hinwerfend, „Du hast mir, dächt' ich, Anlaß genug dazu gegeben!"

Albina nahm das Blatt vom Boden auf und erwiderte verletzt: „In Deinem Sinne doch schwerlich!"

„In meinem Sinne!" rief Chandos. „Und ist das nichts, Dich hier mit Dummheiten beschäftigt zu finden, statt an das Nöthigste zu denken? Dir war eben gewiß recht wohl?"

„Mir ist überall wohl, wo Du nicht hinkommst!" antwortete Albina, — das Gedicht, das er gelesen, zerreißend.

„Das ist doch offenherzig!" rief Chandos. „Nun, und was hattest Du weiter? — Ah, Perlen! — den Schmuck zum Concert! — Das ist doch wenigstens etwas Praktisches; vergiß nur nicht, ein wenig rothe Schminke zu nehmen, damit die Leute sich nicht vor Dir entsetzen!"

„Wieso?"

„Je nun, die Züge da im Gesicht; da, dort, und da! — damit die Leute nicht denken, sie sehen eine Leiche!"

Die Rohheit dieser Worte war so unglaublich, daß sie Albina mit Grauen erfüllten.

„Was mich betrifft," sagte er plötzlich mit hohler Stimme, — „so wollt' ich, die Geschichte wäre erst überstanden, denn mir graut vor dem vollen Saal!"

„Ich bitte Dich, Chandos, nimm Dich zusammen!" erwiderte sie, — „damit nicht irgend ein Scandal oder Unglück entstehe!"

Chandos schwieg.

„Es sind ja doch nur Einbildungen, die Dich beherrschen! das weißt Du ja selbst!" — versetzte sie mit einem todtmüden Seufzer.

„Das wird sich an Dir in nächster Zeit zeigen!" antwortete er gefühllos; — „Du weißt, was ich Dir prophezeiht habe!"

„Wollte Gott, Du hättest wahr prophezeiht!"

„Ja, wollte Gott!" wiederholte er phlegmatisch; „das wäre für uns Beide das Beste!"

Er schlug die Thür hinter sich zu.

Da der Andrang zu dem Concert ein so großer war, daß nicht alle Billetsuchenden hatten befriedigt werden können, so waren Karten zur Generalprobe ausgegeben worden, deren Ertrag zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt war, und der Saal war denn auch bereits eine Stunde vor dem Beginn der Probe bis auf den letzten Platz gefüllt.

Der Anfang verzögerte sich um einige Minuten. Die erste Nummer bildete das beliebteste Vortragstück Chandos', nämlich jenes Concert von Beriot, das sie ihm am ersten Abend ihrer Bekanntschaft begleitet, und das ihr seitdem besonders zuwider geworden war. Das ganze Publikum war auf die Erscheinung der

beiden Künstler gespannt. Sie kamen endlich; — Chandos, die Augen zu Boden, die Violine in der Hand, verrieth in seiner nervösen Concert-Physiognomie nichts, was Schlüsse auf seinen wirklichen Charakter erlaubt und die Wahl einer hyperromantischen jungen Dame nicht gerechtfertigt hätte. Albina war schwarz gekleidet, ohne Schmuck; und ihr bescheidenes Auftreten brachte in dem ganz zur Medisance gestimmten Publikum eine schnelle Wirkung zu ihren Gunsten hervor. Ein einziger Umstand befremdete: — sie hatte auffallend rothe Wangen, und einige, mit besonders guten Gläsern bewaffnete Theater-Habitué's behaupteten, sie sei stark geschminkt, worüber sich trotz Chandos Spiel und aller Bewunderung desselben selbst zwischen den einzelnen Sätzen des Beriot-Concerts eine lebhafte Diskussion entspann, die sich von Mund zu Mund selbst bis zu der Concerttribüne fortpflanzte, und welche die Concertgeber selber bemerkten.

„Man achtet nicht auf mich!" rief Chandos verzweiflungsvoll, — im Nebensaal, nachdem die Piece beendet, auf einen Sessel sinkend. „Im Publikum ist keine Stimmung! Ich höre, man spricht von Dir und nicht von mir!"

„Die Schminke, die ich mir auflegen müssen, macht das Aufsehen! — ich hab' Dir's vorhergesagt!" versetzte Albina. „Ich will sie abwaschen!"

„Ich will's nicht!" rief Chandos, auf den Boden

stampfend und sie festhaltend; „Weib! ich will das Todtengesicht nicht neben mir sehen! Die Schminke bleibt liegen! — Was, Du willst widersprechen?“

„O weh mir, weh mir!“ murmelte Albina und indem sie aufblickte, begegnete sie Chandos rollenden Augen. „Ohne Stimmung!“ zischte er dicht ihr vor Ohren! — „aber das macht, ich bin nicht mehr der Künstler der ich gewesen! — das platte Zusammenleben mit Dir, Deine Gemeinschaft hat mich so herunter gebracht!“ — Sie taumelte. Entsetzt stieß sie einen Schrei aus; dies brachte ihn zur Besinnung und zu der Erinnerung, daß nur durch einen Vorhang von Beiden getrennt, das Publikum saß. Er faßte sie also bei der Hand um sie wieder vorzuzerren, sie aber, von plötzlicher Angst ergriffen, klammerte sich an eine Säule; er wollte sie losreißen, eine Scene brutalen Hin- und Herzerrens entspann sich und endete damit, daß sie von Sinnen gebracht, einen Augenblick ersah, um zu fliehen. Eine Thür stand offen, die in eine Reihe anderer Säle mündete; sie stürzte hinaus, er ihr nach; die Saalreihe endete in dem Zimmer wo das Publikum seine überflüssigen Garderobenstücke während des Concerts abzugeben pflegte. In ihrem blinden Entsetzen wollte sie auch hier vorbei — fort, fort — nur fort, aus dem Bereich des Wahnsinnigen, gegen den sie endlich auch Wuth erfaßte. — So stürzte sie dem Ausgang zu,

durch den sie in das, mit dem Concertlokal in Verbindung stehende Hotel, welches sie bewohnten, zurückzugelangen hoffte, — als sie sich plötzlich einem Mann gegenüberfand, der bei ihrem Anblick erstarrt stehen blieb, dann aber plötzlich, beim Anblick des nachstürzenden Chandos, in dem Instinkt, daß ein verfolgtes Weib Schutz bedürfe, Schutz flehe! — ihre Hände mit der Linken erfaßte und die Rechte abwehrend gegen den Andringenden ausstreckte.

„Albina!“ rief dieser Mann.

Sie kannte diese Stimme!

So sehen wir uns wieder, Albina — —!

„Arwed, Arwed,“ murmelte die Aermste — „dies Wiedersehen ist noch die härteste Strafe, die ich erlitt, — — aber nicht wahr, Sie werden schweigen; was Sie gesehen haben, Keinem, Keinem verrathen!“

„Ich kann dieses Versprechen nicht geben!“ versetzte der Graf; „Herr Chandos, ich nehme Sie zum Zeugen gegen Sie selbst in Anspruch, daß diese Dame eines Schutzes bedurfte, als ich sie fand, — und daß ich deshalb die Pflicht habe, sie an ihren Wagen zu geleiten.“ Ohne seine Antwort abzuwarten, führte er sie zu der Garderobe hinaus, von dem Schauplatz der stattgehabten Scene hinweg, die glücklicherweise Niemanden, als eine alte an der Garderobe beim Strickzeug eingeschlafene Frau als bewußtlose Zeugin gehabt hatte.

Sie standen draußen. „Mein Wagen ist nicht hier — ich habe keinen!" — versetzte Albina zerstreut, betäubt, kaum ihrer Sinne mächtig. „Der Gasthof, in dem ich wohne, stößt an dies Haus."

„Das Zimmer hat welche Nummer?"

Albina nannte die Nummer und schwankte am Arm des Grafen die Treppe hinauf, bis zu der in wüstester Unordnung daliegenden Stube. Er machte auf einem Sopha Platz, hieß sie sich setzen und sagte endlich: — „dies also ist das Glück, um deßwillen Sie mich verlassen und mein Leben vereinsamt, Albina, — um deßwillen Sie Alles verachten, was Sie liebte und auf Händen getragen hätte!"

„Es ist mein Schicksal!" murmelte sie dumpf.

„Es giebt kein Schicksal! Oder ich will sagen: es giebt Schicksale, denen gegenüber der Mensch die Pflicht hat, sich nicht zu beugen!" antwortete er. „Fielen Sie einem Irrthum zum Opfer, Albina, so hüten Sie sich jetzt, Ihren Irrthum für Ihr Schicksal zu erklären."

Sie schauderte zusammen. „Er ist mein Mann!" hauchte sie.

„Ihr Mann ist wahnsinnig, oder — eine Bestie!" — erwiederte er, die Zähne zusammenbeißend. Sie murmelte: „Es ist zu spät!" — „Nein, Albina, es ist niemals zu spät; es giebt keinen Zeitpunkt im Leben, der über die Umkehr hinauslläge, und wenn der Him-

mel uns Erkenntniß unserer Zustände giebt, erwartet er von unserer Kraft, daß wir sie nützen."

„Was kann ich thun?" —

„Daß müssen Sie selbst wissen, Albina; ich kann Ihnen nicht rathen, denn es würde scheinen, als ob ich aus Eigennutz spräche."

„Und doch, und doch sind Sie der Einzige, dem ich sagen und anvertrauen könnte, was ich gelitten und welche Bitternisse ich durch die rücksichtlose Befriedigung meiner unreifen Neigungen empfunden! — und dem ich es sagen möchte, um nicht verachtet zu werden, — aus keinem andern Grunde! — denn über die Anforderungen an das Glück des Irdischen bin ich hinaus."

Indem sie so sprach, ließ sie den Kopf sinken und weinte laut, heftig, rückhaltlos, wie man vor einem Freunde weint, dessen man gewiß ist, und der in einem Moment durch den Beweis der Treue unsern ewigen Dank sich erworben.

Graf Adlersparre empfand es; er faßte ihre Hand und küßte sie. „Ich habe auch gelitten," sagte er; — „und genug, um einen endlichen Anspruch an bessere Tage zu wagen. Wären Sie frei, Albina, so würde ich Sie fragen: ob Sie mir jetzt das Glück geben möchten, um das Sie mich früher betrogen; — ich habe Sie so sehr geliebt, daß mir von meiner ganzen Beziehung

zu Ihnen und von Ihrem ganzem Leben nur diese eine Erinnerung übrig geblieben!“ —

Er ging. Sie sah ihm nach und murmelte: „Er glaubt mich noch zu lieben! Liebe aber ist Blendwerk, sie flieht und — —“

Im nächsten Augenblick fiel ihr ein, daß Chandos drüben mitten in der Generalprobe seines Concertes von ihr verlassen worden sei und nun natürlich nicht wisse, was er ohne sie anfangen solle. Diese Erinnerung brachte sie zu sich. Sie klagte sich sofort wieder an; reuevoll, das Bild Adlersparr's so weit verscheuchend, als sie im Stande war, wusch sie eilig die von Thränen zu sonderbaren Flecken zusammengelaufene Schminke vom Gesicht, und stürzte in den Concert-Vorsaal zurück, allwo sie noch zur rechten Zeit anlangte, um das Ganze vor völliger Verwirrung zu bewahren.

Die Verlegenheit, aus der ihre Zurückkunft den Virtuosen riß, der in dieser Bestürzung nicht gewagt, mit dem athletischen Schweden anzubinden, war so groß, daß ihr Erscheinen den Violinspieler in ein allerdings sehr egoistisches Entzücken versetzte. Er bat sie um Verzeihung, fragte sie, ob sie ruhig genug sei, wieder herauszugehen und küßte ihr, als sie es bejahete, in einer Art extatischer Dankbarkeit Füße und Hände.

Die Probe verlief ohne weitere Störung, ebenso nächsten Tages das Concert; der Beifall war groß; Chandos war berauscht von wiederkehrendem Selbst-

gefühl und in der Erwartung höchster Triumphe. Er kündigte sogleich ein zweites Concert an, bezeugte nicht die geringste Spur von Krankheit; ja, ließ sich zu Albina's unermeßlichem Erstaunen am hellen lichten Tage auf ein Champagnerdiner mit den Musikern ein, die in seinem Concert mitgewirkt hatten, und benahm sich in jeder Beziehung, als habe der ganze Todtentanz mit seinen gräßlichen Folgen nie für ihn existirt.

In logischer Folge schien mit diesen Erinnerungen auch die letzte Spur der Macht, die Albina bis dahin noch über ihn ausgeübt, zu entweichen. Er zeigte sich gegen sie rücksichtsloser denn je; sie duldete es jedoch ohne sich bei dem Gedanken aufzuhalten, daß ihr in nächster Nähe ein besseres Loos blühen dürfte, — — ja daß sie endlich vielleicht sogar die Pflicht habe, ihrer Erkenntniß über die bessere Anwendung ihres Lebens zu folgen, wie eine werthe Stimme ihr in einem verhängnißvollen Augenblick gesagt.

Trotzdem kamen die Gedanken ihr wieder und verfolgten sie, in den langen Stunden, wo sie bei Chandos im Zimmer saß, während er auf der Geige studirte, Stücke, Passagen, Triller, Cantilenen, die sie so tausende von Malen gehört, daß sie ihr keinen Eindruck mehr machten; die sie aber anhörte, weil er es von ihr verlangte.

Indessen giebt es Zustände die sich ableben, Verhältnisse, die endlich ohne Kampf, gleichsam aus Alters-

schwäche sterben; so geschah es denn, daß am Abend vor Chandos' zweitem Concert Albina neben dem Geiger am Flügel saß; Beide waren erschöpft.

„Ich bitte Dich, höre jetzt auf!“ mahnte sie endlich; „es ist sehr spät.“

„Geht nicht!“ versetzte Chandos weiter geigend.

„So ruhe wenigstens eine Viertelstunde; und gönne auch mir einen Augenblick Ruhe; ich kann es kaum mehr aushalten.“

„Störe mich nicht!“ schrie er, auf's Notenpult schlagend, so daß das Holz in Stücke brach; — „da, binde das wieder zusammen!“

Albina gehorchte. In der nächsten Minute rief Chandos: „Ich kann die Stelle nicht herausbringen wie ich will; höre zu: — Wie klingt das jetzt? — wie spiel' ich?“ —

„Ich dächte gut!“

„Ist nicht wahr!“

„Ich hör' es nicht anders; — ich habe überhaupt den Eindruck nicht mehr, weil ich es zu oft gehört; — ich bin auch zu müde!“

„Wie immer, wenn Du mir einen Dienst leisten sollst! Müde!! — Ich bin auch müde, aber das hilft nichts! Kunst ist Können; erst mit, dann ohne Begeisterung. Das hier soll Liebesgeflüster sein. Nun, Donnerwetter, klingt das nun wie Liebesgeflüster?“

Sie antwortete nicht. Trotz ihrer Schwäche zuckte

ein Lächeln um ihren Mund. Er sah es; und nervös wie er war, machte ihn dies wüthend. Er nahm ein Pack Violinsaiten um sie gegen die Wand zu schleudern und traf damit Albina in's Gesicht, eine Brutalität, die er zwar nicht beabsichtigt, die er indeß auch nicht mit einem Wort zu entschuldigen für nöthig erachtete.

Ihre Müdigkeit verschwand darunter.

„Chandos," sagte sie, auf ihn zutretend, und entschlossen seine Hände ergreifend, — „dies geht nicht länger so fort."

„Was willst Du wieder?" — versetzte er halb überdrüssig, halb wild; — „hast Du wieder eine Predigt in petto?"

„Nein, aber eine Frage."

„Die ist?"

„Ob es möglich ist, daß Du dies Leben vollendeter Freudlosigkeit, Leerheit und Pein aus irgend einem andern Grund, nachdem Du es so kennst, fortführst, als aus Brodinteresse?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ist es der bloßen Existenz, des Geldes wegen," fuhr sie fort, seine Hände festhaltend, „so hast Du vergessen, daß es ja einen Weg für uns giebt, dieser Qual zu entgehen, den ich aus leidiger Eitelkeit bisher nicht betrat! — daß wir ja des Lebens halber, nicht unsere Tage und Nächte mehr opfern brauchen,

um zuweilen ein paar Stunden lang, aufgeputzt, lächelnd und um leeren Beifall buhlend, unsere Stücke vor einem gedankenlosen Publikum zu repetiren! Bin ich doch frei, das Vermögen meines Onkels zu erheben, das uns jeder Sorge überhebt, sobald wir wollen. Denn, daß Du noch Freude empfinden solltest, nachdem Du funfzehn und mehr Jahre den Kreislauf dieses Lebens durchmessen, ist mir unglaublich, da ich, die ich mit unbegrenzter Hingebung seine Aufgaben umfaßt, nach weniger als der Hälfte dieser Zeit mich unfähig fühle, es länger zu treiben!"

„Nun, wenn Du Dich dazu unfähig fühlst," unterbrach Chandos, „zum Teufel, wer hält Dich dabei?"

„Wie? — — Du — —"

„Ich doch wohl nicht? — und ich soll doch wohl nicht Deine Grillen entgelten? — Das Geld Deines Onkels? Pah! — und soll ich mich von Deiner Gnade abhängig machen?" rief Chandos; „da mach' ich mich lieber von Jemandem abhängig, der mehr hat, als Du! — Denn die paar Thaler Deines Onkels sind kein Ersatz für meinen Ruhm, meine Einnahmen, und eine Parthie, die ich vielleicht mache, — sobald ich Dich nur erst los bin mit Deinem Unglücksgeschwirr! — Aufrichtig, — je eher, desto lieber!"

Sein Ton war überzeugend. Albina hatte ihn nie so aus seiner Seele sprechen hören. Sie sagte

also: „es bleibt mir hierauf nichts übrig, als durch das gleiche Gegengeständniß Dich glücklich zu machen.“

„In der That, es macht mich glücklich! —“ rief Chandos; „aber — Teufel, wenn Du mir heut davon gehst, was wird morgen aus meinem Concert?“

„Morgen,“ versetzte Albina, beinahe heiter, „o! — morgen sind wir ja noch nicht geschieden!“ —

VII.

Lang ist der Irrthum, lang daher jede Geschichte, denn leben heißt irren; kurz hingegen die Lösung auch des verwickeltsten Räthsels, und darum kurz unser Schluß.

Das Band zwischen Albina und Chandos ward getrennt und Erstere vermählte sich mit dem Grafen Adlersparre nicht ohne vorhergehendes Sträuben und erst nach mehreren Jahren, nachdem sie in ernster Zurückgezogenheit die erlittenen Schmerzen noch einmal durchdacht und innerlich abgelebt, um sich daran zu klären und zu bessern.

Was Chandos betrifft, so fand er sich doch durch die Ehe so verwöhnt, daß auch er wieder heirathete und zwar die schöne Henriette, die ihren Mann nicht todt ärgerte, wie sie sich vorgenommen, weil er sich früh genug von ihr trennte, um sich nicht todt ärgern zu lassen. Die neue Ehe muß ihm besser bekommen sein als die erste, denn er ward dick und faul, und

gab, trotz aller früheren Emphase das Concert-Spielen auf, um, wie er vorgab, nicht wieder in seine, aus musikalischer Aufregung entspringende Menschenscheu zu verfallen. Zur Ehrenrettung der poetischen Gerechtigkeit will ich hinzufügen, daß zu erwarten ist: die schöne Henriette habe im Stillen Mittel und Wege gefunden, Albina's ehemalige Leiden an dem Ex-Virtuosen zu rächen. Man sagt, er habe sie in Folge dessen, wie weiland Albina, bei einer Gelegenheit auch durch eine Anspielung auf den nächstens durch sie zu vervollständigen Todtentanz schrecken wollen, sei aber einem unauslöschlichen Gelächter begegnet, verstärkt durch die Hinweisung auf seine erste Frau, die eben mit ihrem Gemahl und zwei schönen Kindern an ihnen vorübergefahren.

Sollte es nun noch einer Moral bedürfen, so verweise ich den geneigten Leser auf seinen eigenen Scharfsinn, der gewiß nicht verfehlen wird, ihn zum Schluß durch einige Anklänge aus dem Buche der Weisheit zu erbauen.

Ende.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.





